



Aus dem Böhmerwalde.

Von
Josef Rank.

Leipzig, 1843.
Verlag von Wilhelm Einhorn.

Als Zeichen

tiefer Hochachtung und Dankbarkeit

dem wohlgebornen Herrn

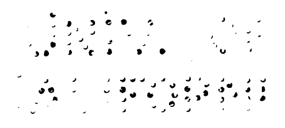
Georg Ritter v. Planer

und

dessen verehrungswürdiger Gemahlin

Therese

widmet innigst diese Schrift



der

Verfasser.





Inhalt.

Inhalt.

Aus dem Böhmerwalde.

Schauplatz.

Fast auf jedem größeren Zweige des Böhmerwaldes sitzt eine andere, vielfach eigenthümliche Bevölkerung. Nicht blos scheidet sich Deutscher vom Čechen durch Sprache, Tracht, Charakter, Sitten und Gebräuche; auch der Deutsche zum Deutschen steht nicht ohne abweichende Färbung vor den Augen des Beobachters. Dies besonders hinsichtlich der Tracht und des Dialektes. Man vergleiche nur die Deutschen des herrschaftlichen Gebietes Bischof-Teinitz oder Hostau mit denen der Herrschaft Kauth. Des auffallend singenden Dialektes wegen werden jene von diesen „Diazler" genannt. Nicht minder unterscheidet sich die Tracht. Dieser Umstand drängt daher ebenso zur Ausscheidung der Deutschen, welche sich durch zu auffallende Eigenthümlichkeiten von den in nachfolgenden Schilderungen auftretenden Deutschen unterscheiden, wie zur natürlichen Trennung dieser von den Čechen. Meine eifrigste und Lieblingsbeobachtung schöpfte vorzüglich aus dem Nationalleben der Deutschen, welche nördlich bis gegen Tauß, südlich bis zum Ende des Gebietes der k. Freibauern wohnen. In dieser Abgrenzung, östlich durch die anwohnende čechische Bevölkerung, westlich durch den Böhmer-Hochwald natürlich abgeschieden, bewegen sich streng die folgenden Lebensbilder. Hier gleicht sich auch Tracht, Bauart der Häuser, Dialekt (bis auf einige unbedeutende

Eigenheiten einzelner Dörfer). Der Böhmerwald dürfte dieses Schauplatzes entlang am anschaulichsten einer gewaltigen Meereswoge vergleichbar sein, welche plötzlich im Laufe erstarrend als Scheidewand Böhmens und Baierns Halt gemacht hätte. Theils unmittelbar die richtige Grenze bezeichnend, theils mehr oder weniger hinüber oder herüber fallend, ragen diese höchsten Punkte dieses böhmisch-bairischen Scheidungsgebirges bis zu einer Höhe von 710 W. Klaftern empor. Wie rasch verkleinerte Wellen niedert größten Theils da der Böhmerwald landeinwärts bis zu Hügel- und Thalgrund zurück, wodurch für das Auge eine sehr anziehende Mannigfaltigkeit entwickelt wird. Hoch- und Mittelgebirg bedecken frische Waldungen, welche sich hie und da bis in die Niederungen hinabziehen. Eigenthümlich verschwinden diese von den meisten Höhen und Hügeln, besonders im nördlicheren Theile, wo die čechische Bevölkerung beginnt. Man findet noch Strecken mit Urwald bedeckt. Im Norden dieses Böhmerwaldtheiles zeigt sich eine bedeutende Unterbrechung durch Hügel- und Thalgrund bis zum nächsten Gebirgsstocke (Čerchow); aber sie dient nur zur wahren Verschönerung des Böhmerwald-Panorama's, indem die aus derselben ohne alle Verbindung majestätisch aufstrebende Bergwand Hochbogen und Burgstall in Baiern das Auge vor einem weithinverlaufenden Hügel- und Flachlande bewahrt. Auf diesem Schauplatze haben sich in physisch-statistisch-geographischer Hinsicht neuerer Zeit tüchtige Männer umgesehen, und in dieser das Ausgezeichnetste geleistet. Sommer's „Topographie Böhmens“ beweist es. Vom romantischen Eindruck bis zur deutlichsten wissenschaftlichen Untersuchung findet man bei Gelegenheit der Beschreibung des Pilsner, Klat-

Prachiner und Budweiser Kreises den Böhmerwald

richt; mit [illegible]

hat sich [illegible]

durch [illegible]

Grenzen, [illegible]

habe, [illegible]

aus dem [illegible]

[illegible]*) [illegible]

erheben sich [illegible]

und diese [illegible]

auf diesem Gebiete. [illegible]

Freibauern=Gemeinde [illegible]

Osser mit [illegible]

673 W. Kl. [illegible]

aber jenseits der Landesgrenze [illegible]

östlicher Richtung [illegible]

Rücken, der [illegible]

sich unmittelbar die 711 [illegible] Kl. [illegible]

aber ganz [illegible], mit Wald und [illegible]

Rücken, in gleicher Richtung mit dem [illegible]

fast senkrechten Felsgehängen an [illegible]

östlich schließt sich an [illegible] der Eisensteiner [illegible] ein zuge-
rundet kegelförmiger Gipfel, und über diese beiden geht die
Grenze des Gutes Eisenstein. Weiter [illegible] vom [illegible]
erhebt sich fast zu gleicher Höhe mit diesem der Panzer
(600 W. Kl. hoch), und an diesen schließt sich der Brückel-
berg oder das Brückel; durch ein Thal von diesem geschie-
den erhebt sich weiter südöstlich der Ahornberg, welcher un-

*) Bei der folgenden Darstellung des Schaupl[illegible] [illegible]
vorzüglich Hrn. Professor Zippe's Beobachtungen [illegible]



Eigenheiten einzelner Dörfer). Der Böhmerwald dürfte dieses Schauplatzes entlang am anschaulichsten einer gewaltigen Meereswoge vergleichbar sein, welche plötzlich im Laufe erstarrend als Scheidewand Böhmens und Baierns Halt gemacht hätte. Theils unmittelbar die richtige Grenze bezeichnend, theils mehr oder weniger hinüber oder herüber fallend, ragen diese höchsten Punkte dieses böhmisch=bairischen Scheidungsgebirges bis zu einer Höhe von 710 W. Klaftern empor. Wie rasch verkleinerte Wellen niedert größten Theils da der Böhmerwald landeinwärts bis zu Hügel= und Thalgrund zurück, wodurch für das Auge eine sehr anziehende Mannigfaltigkeit entwickelt wird. Hoch= und Mittelgebirg bedecken frische Waldungen, welche sich hie und da bis in die Niederungen hinabziehen. Eigenthümlich verschwinden diese von den meisten Höhen und Hügeln, besonders im nördlicheren Theile, wo die čechische Bevölkerung beginnt. Man findet noch Stellen mit Urwald bedeckt. Im Norden dieses Böhmerwaldtheiles zeigt sich eine bedeutende Unterbrechung durch Hügel= und Thalgrund bis zum nächsten Gebirgsstocke (Čerchow); aber sie dient nur zur wahren Verschönerung des Böhmerwald=Panorama's, indem die aus derselben ohne alle Verbindung majestätisch aufstrebende Bergwand Hochbogen und Burgstall in Baiern das Auge vor einem weithinverlaufenden Hügel= und Flachlande bewahrt. Auf diesem Schauplatze haben sich in physisch=statistisch=geographischer Hinsicht neuester Zeit tüchtige Männer umgesehen, und in dieser das Ausgezeichnetste geleistet. Sommer's „Topographie Böhmens" beweist es. Vom romantischen Eindruck bis zur detailsten wissenschaftlichen Untersuchung findet man bei Gelegenheit der Besprechung des Pilsner, Klattauer, Prachiner und Budweiser Kreises den Böhmerwald

richtig und anziehend dargestellt. Ein unschätzbares Verdienst hat sich dabei Hr. Professor F. X. M. Zippe aus Prag durch seine Darstellung erworben, und ich will gerne meine Grenzen, die ich für die folgenden Lebensbilder abgemarkt habe, in jeder Richtung erweiternd vorrücken lassen, um aus dem Böhmerwald-Panorama möglichst ein Ganzes zusammenzustellen. *) Vom Süden des Schauplatzes gegen Norden erheben sich einige der höchsten Punkte des Böhmerwaldes, und diese verbreiten ihre Ausläufer und ausgedehnten Abhänge auf diesem Gebiete. In der k. Waldhwozd (auch Künisch oder Freibauern-Gerichte genannt) erhebt sich an der Westseite der Osser mit zwei zackigen Felsengipfeln, wovon der östliche höhere 673 W. Kl. über der Meeresfläche emporragt, der westliche aber jenseits der Landesgrenze liegt. Von diesen läuft in südöstlicher Richtung ein langer, in der Mitte etwas eingebogener Rücken, der Sattelberg genannt; an diesen Rücken schließt sich unmittelbar die 711,8 Kl. hohe Seewand, ein breiter, aber ganz abgeplatteter, mit Wald und Gebüsch bewachsener Rücken, in gleicher Richtung mit dem vorigen streichend, mit fast senkrechten Felsgehängen an seiner Süd- und Nordseite; östlich schließt sich an ihn der Eisensteiner Spitzberg, ein zugerundet kegelförmiger Gipfel, und über diese beiden geht die Grenze des Gutes Eisenstein. Weiter östlich vom Spitzberge erhebt sich fast zu gleicher Höhe mit diesem der Panzer (600 W. Kl. hoch), und an diesen schließt sich der Brückelberg oder das Brückel; durch ein Thal von diesen geschieden erhebt sich weiter südöstlich der Ahornberg, welcher un-

*) Bei der folgenden Darstellung des Schauplatzes benütze ich vorzüglich Hrn. Professor Zippe's Beobachtungen des Böhmerwaldes.

mittelbar mit dem Hochrücken zusammenhängt, auf dessen östlichen Ende sich der St. Günthersfelsen 525,8 W. Kl. über der Meeresfläche erhebt. Von diesen fällt in mehr südlicher Richtung der 572,5 W. Kl. hohe Kiesleitenberg ab, dessen östlicher, niederer Abhang Rothmoosberg genannt wird, mit welchem dieser Gebirgszug östlich im Wattawathale endet. Diese Abfälle desselben nach Süden und Südwesten sind mehr oder minder steil, die Höhe dieses Rückens ist jedoch aus dem Thale an seiner Südwestseite weniger bemerklich, weil dieses selbst über 400 Klafter über der Meeresfläche liegt; nur der Osser und die Seewand, dann der Kiesleitenberg erheben sich mit schroffern Gehängen. Nach der Nordseite fällt dieser Gebirgszug am Osser sehr steil ab, und um ihn liegen nur unbedeutende Berge; die steilste Abdachung und die größte Höhe zeigt dieser Berg an seiner Ostseite, wo er sich 281 W. Kl. über seinen Fuß erhebt; von der Seewand fällt da, wo sie sich mit dem Sattelbergrücken vereinigt, nordwärts ein Gebirgsjoch, das Zwergeck, ab, und da, wo sie an den Spitzberg stößt, ein anderes, der Zelzerberg, ein zwar an seiner westlichen Abdachung sehr steiler, doch nicht sehr hoher Bergrücken, welcher sich bis Palmsgrün erstreckt; mit diesem parallel streicht weiter ostwärts der Hochfiederet oder Gefielderberg, auch Hochgefield genannt (647 W. Kl. hoch), der mächtigste Ausläufer des Hauptgebirgskamms nach Norden; er wurzelt am Panzer und Brückel, mit welchem Namen auch sein östliches, weniger steiles und hohes Gehänge bezeichnet wird; er geht nordöstlich in die Köhlerwastelhöhe über, und an seiner nordwestlichen Abdachung hängt an ihm der Brennet, welcher jedoch größten Theils schon zur Herrschaft Bistritz gehört; noch weiter ostwärts von diesen Rücken finden

sich, als nördliche Anhänge des Ahornberges, der Geiersberg und der Hammerberg, vom Hochrücken aber fällt das Gebirge nordwärts sanft ab, ohne weitere Verzweigung. Einzelne Höhen an diesen hier bezeichneten Hauptästen führen noch verschiedene Lokalnamen, meist nach den Besitzern der an ihnen liegenden Feld- und Waldgründe. — Mit diesem Hauptgebirgszuge streicht ein anderer, nicht minder hoher parallel, welcher dann weiter auf die Herrschaft Stubenbach ostwärts und auf das Gut Dessernik westwärts fortsetzt, und dessen südliche Gehänge dem Nachbarlande zufallen; hieher gehören von diesem Gebirgszuge der Hohenstockriegel; er hängt mit dem Steindlberge auf der Herrschaft Stubenbach zusammen, und westlich schließt sich an ihn der Lakan oder Lakaberg, und an diesen der Fallbaum und der Stefanik, von welchen sich ein niederer Rücken nördlich quer durch das Thal bis zum Panzer und Brückel erstreckt, und so diese beiden Hauptgebirgszüge mit einander verbindet. — Niedere Berge und Anhänge der genannten sind noch der verborgene Riegel am Lakaberge, der Hurkenthaler Riegel am Hohenstockriegel, dann der Frauenwald, eine ziemlich isolirte Gruppe von niedern Bergen, welche sich im Thale zwischen dem Kiesleiten- und dem Steindlberge erheben; sie hängt mit dem Seerücken auf der Herrschaft Stubenbach zusammen, ist aber davon durch eine weite und niedrige Einsattlung getrennt; das Grubbergel, ein kleiner Anhang am Seerücken, der Sattelberg, welcher sich im Winkel, den der Kieslingsbach mit dem Widrabache bildet, erhebt, der felsige Schlösselwald, welcher das linke Ufer des Widrabaches bildet. — Das Stachauer Gericht wird nördlich von den Abhängen und Ausläufern des Jawornits, westlich vom Stachauer- und Aschenberge, welcher mit

dem Knappenberge auf der Herrschaft Bergreichenstein zusammenhängt; südlich von der hohen Waldfläche von Planie, auf der Herrschaft Großzdikau, und östlich von den niedern Bergen bei Melhüttel eingeschlossen. — Diese gleichsam in sich abgeschlossene Gebirgslandschaft gewährt einen sehr großartigen Eindruck. Im südlichen Theile des Gebirges erhält man auf einigen Höhen nicht nur einen Ueberblick über die niedrigern Bergzüge, welche den Prachiner Kreis durchstreichen; das Auge schweift auch über die angrenzenden Kreise bis tief in die Mitte von Böhmen, von einigen bis an die südlichen, von anderen bis an die nordwestlichen Grenzen des Landes, wo das Erzgebirge wie ein Nebelstreif mit dem Gewölke des Horizontes verschmilzt. Von mehren Punkten reicht der Blick weit über die Nachbarländer Baiern und Oesterreich, und wird am südlichen Horizonte von den schneebedeckten Gipfeln der Alpen gefesselt, welche in unabsehbarer Ferne sichtbar werden, und gleich einem Zauberbilde das Gemüth mit staunendem Entzücken erfüllen. Von den nördlichen Höhen dieses Gebirgstheiles gewähren die, mehr durch ihre Größe und Ausdehnung anziehenden Massen des Böhmerwaldes ein großartiges Bild, dessen ernster Charakter durch die Schattenseite, welche von hier aus betrachtet sich dem Beschauer zuwendet, noch erhöht wird; sie bilden den Hintergrund einer großen Landschaft, welche durch eine Menge größerer und kleinerer Wasserspiegel, durch zahlreiche mit Flächen abwechselnde Berg- und Hügelzüge, die den Vordergrund und den mittleren Theil erfüllen, einen eigenen Reiz von Mannigfaltigkeit erhält. Die in früherer Zeit verrufenen, abschreckend finstern Wälder sind nun größten Theils gelichtet und haben zahlreichen Ansiedlungen Platz gemacht; da, wo sie noch die weitausgedehnten Bergrücken bedecken, bringen

sie von Außen betrachtet durch ihre Größe, in ihrem Innern aber durch den Anblick ihres Urzustandes, über welchen der Mensch noch nicht Meister werden konnte, einen eigenthümlichen, keineswegs unangenehmen Eindruck hervor. Auf den höchsten Gipfeln und Gebirgsrücken hat der Urwald bis auf die unzugänglichsten Stellen meist sehr üppigen Beständen Platz gemacht, welche der Kultur und regelmäßigen Benützung anheim gefallen sind. Im Waldboden, besonders in den moorigen Thälern, zeigen sich die Reste des Urwaldes in den Stöcken, Wurzeln und vermoderten Stämmen in mehren Schichten übereinanderliegend; so fand man bei Urbarmachung einer solchen Strecke in Leonorenhain an der Moldau, welche durch einen sehr bedeutenden Kostenaufwand in eine Wiese von beiläufig 100 Joch Area umgeschaffen wurde, fünf Schichten von Wurzelstöcken erster Größe als Ueberreste natürlich abgestorbener Generationen des Waldwuchses, welcher wahrscheinlich seit dem Anbeginn der geschichtlichen Periode unserer Erde diese Regionen bedeckt hat. Der Baumwuchs auf den höchsten Höhen ist freilich nur kümmerlich im Vergleiche zu den tiefer liegenden Stellen. Der dort noch vorhandene Urwald gibt daher nur ein schwaches Bild von dem ehemaligen der niedern und der Thalgegenden; doch sieht man Bäume jedes Alters auf halb oder ganz vermoderten, vom Sturme niedergestreckten, neben stehenden, oder oben herab abgestorbenen und ganz mit Bartmoos behängten Stämmen, welche insbesondere, nebst der fast gänzlichen Unwegsamkeit und dem gänzlichen Mangel jeder Spur von menschlicher Einwirkung auf die Kultur oder das Lebensende der Pflanzen, den Hauptzug in der Physiognomie des Urwaldes bilden. In solchen Waldstrecken sterben noch alle Bäume durch Elementarereignisse oder eines natürlichen

Todes durch Alter, und damit wäre mit wenigen Worten der Charakter des Urwaldes bezeichnet. Die noch vorhandenen Strecken des Urwaldes dürften sich noch geraume Zeit in diesem Zustande erhalten; denn es ist nicht zu erwarten, daß, obwohl der Verbrauch des Holzes gegen frühere Zeiten um das Mehrfache gesteigert worden, die Preise desselben so hoch steigen werden, daß der Abtrieb dieser Strecken die Kosten, welche der Transport des Holzes von diesen unwegsamen und zum Theil unzugänglichen Stellen verursacht, ersetzen werde. In der k. Waldhwozd beträgt der Flächeninhalt der Waldung immer noch den größern Theil des Ganzen. Sie bedeckt im Zusammenhange den südwestlichen Gebirgskamm an der Landesgrenze, und verbreitet sich von da auch auf den nordöstlichen, auf den Panzer und Hochfiederet; sonst finden sich im größten Theile des Gebietes mehr vereinzelte, wiewohl ziemlich ansehnliche Strecken, die größten am Frauenwald und am Kiesleitenberge. Der vorherrschende Waldbaum ist die Fichte, nächstdem die Tanne; auch Buchenbestände zeigen sich hie und da. Zum Theil ist die Waldung hochstämmig, zum Theil finden sich auch junge Bestände; sie ist nicht in Reviere getheilt, da sie jeder Besitzer nach Bedarf benützt, doch ist in jedem Gerichte ein Waldaufseher angestellt. Die Verwerthung geschieht bei einigen größern Besitzungen durch Glas- und Spiegelhüttenbetrieb, etwas wird verflößt, das meiste aber zu Hause verbraucht. Sonst findet sich auch viel Dominikal-Waldung. — Die Felsarten dieses Hochgebirges sind Glimmerschiefer, Gneus, Granit. Ersterer herrscht im höchsten westlichen Theile, am Osser und seinen Vorbergen, an der Seewand, am Panzer und den Ausläufern dieses Rückens nach Norden, bis über die Grenzen des Klattauer Kreises, also in dem Kathariner, Hammer, Eisen-

straßer und dem größten Theile des Seewiesner Gerichtes; er ist meistens höchst ausgezeichnet, und bildet oft schroffe Klippen am Zelzerberge, Osser und dem böhmischen See, welche merkenswerth sind; hie und da enthält er kleine Krystalle von Granat eingeschlossen; doch sind diese mehr in den losen Blöcken, welche an den Gehängen zerstreut sind, als auf ursprünglicher Lagerstätte zu finden: am Panzer enthält er Kianit, in Quarzmassen eingebettet, und in Eisenstraß scheinen häufig Gänge von Quarz und Turmalin in ihm zu streichen. Der Glimmerschiefer geht in weiterer Verbreitung nach Osten und Norden mit allmälig abfallendem Niveau unmerklich in Gneus über, und eine Grenzlinie zwischen diesen beiden Felsgebilden ist nicht aufzufinden. Dieser herrscht dann weiter östlich am Kiesleitenberge und im größten Theile des Neustadler Gerichtes bis auf das Hochgebirge der Herrschaft Stubenbach. Granit ist in zwei ansehnlichen Gebirgsstrichen verbreitet, der nördliche bildet den Günthersfelsen, den Hochrücken, westlich bis über den Ahornberg, und südlich über den Frauenwald, findet sich im Thale und an den Gehängen des südlichen Gebirgskammes an der Landesgrenze, als am Formberge (dem nördlichen Abhange des Steindlberges) und westlich von Hurkenthal bis über den Stefanik; er ist größten Theils grobkernig, geht am südlichen Kamme sehr häufig in Gneus über und wechselt auch wohl mit dieser Felsart. Die zweite Partie verbreitet sich von Chinitz und Tettau über Schlösselwald, Rehberg und den Sattelberg oder den östlichen Theil des Neustadler Gerichtes; er ist größten Theils grobkernig und porphyrartig, und bildet ansehnliche Felsmassen am linken Ufer des Widrabaches zwischen Schlösselwald und Rehberg. Er ist in beiden Distrikten seiner Verbreitung

in zahllosen Felsblöcken zerstreut, und enthält am Günthersfelsen Quarzgänge. Im Stachauer Gerichte ist Gneus die vorherrschende Felsart, doch findet sich auch hier ein Stock von Granit. Kalksteinlager finden sich im Kocheter und im Stachauer Gerichte, und Quarzlager am Kiesleitenberge und an mehren Orten im Eisenstraßer und Hammer Gerichte.

An dieses Gebirgspanorama schließt sich gegen Norden eine zweite, vielleicht durch mehr Abwechslung interessantere Partie des Böhmerwaldes, welche ich gleich Anfangs nach ihrem romantischen Eindrucke geschildert habe. Von nennenswerthen Bergen schließt sich zunächst an die beschriebene Gebirgskette die Sauebene. Von da, und weiter auf der Strecke der Unterbrechung durch Hügel- und Thalgrund bis zum hohen Čerchow-Gebirge zeigen sich nur einzelne oder gruppirte Bergkegel: der Silberberg, eine hohe runde Kuppe, weithin sichtbar im angrenzenden flachen Lande, der Fuchsberg, nördlicher der Holi, bei Wirow, der Čihadlo, bei Melhut, der Bezni, der Hluboker Berg an der Südseite, die Hori (Berge) an der Nordseite von Hluboken; dann die Gruppe von höhern Bergen nördlich und östlich von Neugedein, als der Skarmann, der Riesenberg, der Stanetitzer Berg, welcher mit dem Niemčitzer Bergrücken auf der Herrschaft Chudenitz zusammenhängt, der Slupnei, der Přzikopi, der Kuhberg, der Dreifaltigkeitsberg, der Kozetitz, der Barak mit dem niedrigen Pfaffenberge; westlicher der Marberg und der Chodenschlosser Berg. Der hohe Böhmerwald beginnt nach seiner Unterbrechung den Lauf nach Norden mit dem Großen und Kleinen Čerchowberge, dem höchsten Punkte des nördlichen Theiles des Waldgebirges, welcher sich 3300 W. Fuß über die Nordsee

erhebt. An diesen reiht sich nördlich der lange hohe Rücken des Schauerberges; er ist durch den Paß von Klentsch vom vorigen getrennt und erstreckt sich in nördlicher Richtung auf eine Meile in die Länge. Ein Ausläufer davon in westlicher Richtung heißt der Heinrichsberg. Im Westen vom nördlichen Ende des Schauerberges beginnt der gleichfalls ansehnlich hohe Rücken des Herrsteiner Gebirges mit seinem Südende, dem Kuhberg. Nebst diesen seien noch der Seeger Berg, Hochwald oder Steinfels genannt. — Auf diesem Terrain sind die Waldungen bedeutend gelichtet und außer einigen Dominikal-Waldungen in Reviere getheilt. Sie enthalten größten Theils Fichten, Tannen, Kiefern, Birken und Erlen, auch einen großen Theil Buchen. — Der Wildstand besteht auf den k. Freigerichten in etwas Rehwild, mehr Hasen, etwas Auerwild, wenig Hirschen. Nördlich von den Freigerichten findet man Rehwild, Hasen, Rebhühner, Auer-, Birk- und Haselhühner. Die nördlichen hohen Gebirgswaldungen haben einen bedeutenden Stand von Hochwild.

An der nördlichen Grenze der Freigerichte beginnt die Gneusformation, welche sich bis in die Fläche des Angelthales herab erstreckt. Es kommen in derselben hie und da mächtige Lager von Quarzfels vor. Bei Eichen und Auborska tritt Thonschiefer an die Stelle des Gneuses, welcher auch dann weiter nördlich herrscht. Auf dem Gute Janowitz ist feinkerniger Granit die vorkommende Felsart, bei den vom Hauptkörper getrennten Ortschaften Aulikow und Sedlitz aber der Thonschiefer und Grauwackenschiefer des Uebergangsgebirges. — Die Felsarten der nördlicheren verschiedenen Gebirgszweige sind mannigfaltig. Im hohen westlichen Gebirge ist Gneus die herrschende Felsart; er geht

öfters in Glimmerschiefer und Thonschiefer über, enthält auch Stöcke von Granit. Am Fuße des Čerchowberges, in der Thalebene bis gegen Chodenschloß, findet sich grobkerniger Granit, welcher aber an den Höhen und Bergen, die diese Niederung umgeben, nicht mehr vorkommt. In dem niedern Landstriche, vom Čerchow südöstlich, herrscht ebenfalls Urschiefer, welcher bald gneusartig, bald glimmerschieferartig sich zeigt. Bei Neumark wird die Schieferformation durch Trappgesteine unterbrochen, welche sich im Zusammenhange bis Springenberg und Friedrichsthal, und von da über Steffelhof, Melhut, Tannaberg, Neudorf, Hluboken und die kugelförmigen Berge bei Wegrow und Putzeried verbreitet und auch den größten Theil der Berge bei Neugedein bildet, mit Ausnahme des Riesenberges, des Slupnei und des Stanetitzer Berges, an welchen Grauwackenschiefer als Felsart sich zeigt. Dieser geht bei seiner Verbreitung durch das flache Land bei Kauth, dann im niedern Gebirge bei Klitschau und Tilmitschau, allmälig in Urschiefer über.

Unter den lebenden Gewässern eilen die Bäche des südlichen Terrains der Wattawa zu; nordwestlich davon vereinigen sich alle mit der Angel, die theils am Hochfiederet, theils aus vielen Quellen am Abhange des Spitzberges bei Storn, Frischwinkel und Fürstenhütte sich bildet. In die Angel ergießt sich der Seebach oder Rieselbach aus dem merkwürdigsten Gewässer des ganzen Böhmerwaldes, dem Eisenstraßer See (auch Bistritzer oder Böhmischer oder wohl blos der See genannt), kommend. Dieser befindet sich an der Nordseite der Seewand, welche über seinen Wasserspiegel gegen 100 Kl. fast senkrecht emporsteigt, und ihn auch zum Theile an der Ost- und Westseite mit Felsgehängen umfaßt. Sein

Niveau übersteigt die Meeresfläche um 526,5 W. Kl. Sein Spiegel hat 64 Joch Flächeninhalt; die Tiefe scheint, nach dem Abfall der Seewand zu urtheilen, sehr beträchtlich, ist aber nicht ausgeforscht. Die Sagen davon finden keinen Glauben mehr. Seine Riesel treibt Schwemmholz in die Angel.

Der ackerbare Grund auf dem Gebiet der k. Freigerichte ist fast überall mager, häufig schotterig, seicht, und der Untergrund felsig; nur stellenweise findet sich lehmiger tieferer Boden, im Neustadler Gerichte ist er vorherrschend sandig; fetter schwerer Boden findet sich fast nirgends; es ist daher überall fleißige Bearbeitung und starke Düngung erforderlich; im Ganzen ist er nur mittelmäßig fruchtbar; nur wenige in den Thälern und an der Mittagsseite der Gehänge liegende Gründe gehören zu den besseren. Der größere Theil der landwirthschaftlichen Gründe besteht aus Wiesen und Hutweiden. Es werden von Getreidearten etwas Weizen, mehr Korn und Hafer, sonst aber besonders Flachs, Kraut und Erdäpfel erbaut. Obstbau wird fast blos im Stachauer und im Hammerer Gerichte betrieben. Nördlicher ist der landwirthschaftliche Boden nach Verhältniß der Lage von sehr verschiedener Beschaffenheit, im Ganzen aber ziemlich fruchtbar. Er liefert vorzüglich Korn und Hafer, auch Weizen und Gerste. Obstbäume sind in einzelnen Hausgärten, neuester Zeit auch Aepfel-, Birnen-, Zwetschken- und Kirschbäume in Alleen zu finden.

Das Klima ist in den Waldhwozder Gerichten der hohen Lage wegen ziemlich rauh; auch liegen da nur wenig Feld- und Wiesengründe unter 440 W. Kl. Meereshöhe, die meisten haben beiläufig 500 W. Kl., einige Wiesen und Hutweiden liegen auch noch höher. Dieses Waldgebirge zieht häufig furchtbare Gewitter zusammen und sendet Hagelschlag auf das Flachland

nieder. Durch Lichtung der Wälder wird sich das Klima nach und nach mildern. In den flacheren Gegenden gegen Norden ist das Klima bedeutend milder.

In kleinen Thalstrecken, besonders die vor Nord- und Ostwinden geschützt sind, erreicht der Sommer einen hohen Grad von Hitze.

Der Winter dauert länger als in anderen Gegenden Böhmens. Der Frühling ist meistens sehr unfreundlich, Mai und Juni gewöhnlich kühl, und die Fröste dauern oft fort bis in die zweite Hälfte des Mai. Eichen und Erlen werden oft erst Ende des gedachten Monates grün. Die Schneedecke auf dem Hochgebirge im Westen des Kreises absorbirt eine beträchtliche Menge von Wärme und bleibt gewöhnlich bis zum Anfange des Sommers liegen, daher die niedere Temperatur des Frühlings in der Nachbarschaft des Gebirges. Die größte Wärme übersteigt gewöhnlich nicht 22 bis 25 Grad Réaumur und ist nicht anhaltend. Der Monat September ist auch hier, wie überall in Böhmen, derjenige, in welchem die schöne Witterung sich am beständigsten zeigt. Ueberhaupt pflegt der Herbst lange zu dauern, und die größte Winterkälte findet sich meistens erst im Jänner ein; sie erreicht gewöhnlich — 14 bis — 16 Grade und übersteigt selten — 20 Grade Réaumur. Gewitterwolken, am Waldgebirge gebildet, entladen sich gewöhnlich im Donaugebiete, und ziehen dem Striche der hohen Gebirgsrücken entlang entweder südlich oder nördlich; den Klattauer Kreis treffen dann blos Streifregen. Bei Südwestwinde jedoch werden diese Wolkengebilde gegen das Innere von Böhmen getrieben und entladen sich dann hier zuerst, oft schon, wenn es im Innern von Böhmen noch heiter ist. Nordostwinde bringen gewöhnlich die Nebel, welche sich in den Wäldern des

mittleren Böhmens gebildet haben, und die sich dann hier zu Gewitterwolken mit vorübergehenden Regen gestalten, worauf meistens anhaltend schöne Witterung folgt.

Hinsichtlich der Flora scheint zwar im Vergleich mit andern Hochgebirgen der Böhmerwald keine große Mannigfaltigkeit zu besitzen, hat aber einige ausgezeichnete Gebirgspflanzen aufzuweisen. Am Teufels-See bei Eisenstein wächst Isoëtes lacustris, eine sonst fast in ganz Deutschland nicht vorkommende Pflanze; Soldanella alpina findet sich in ansehnlicher Menge in verschiedenen Gegenden des Gebirges; Arnica montana kann als die, die Flora des Böhmerwaldes charakterisirende Pflanze angesehen werden; sie findet sich im ganzen Gebirge verbreitet. Seltener erscheint Doronicum austriacum. Lindaker bemerkte mehre Arten von Aconitum, Phyteuma, Gentiana purpurea, Lichnis alpina u. a. Unter den Kryptogamen erscheint auch hier der wohlriechende Byssus Jolithus ungemein häufig. Ueber die Flora des Böhmerwaldes im Allgemeinen hat Hr. A. J. Corda, Custos am Vaterländischen Museum in Prag, ein genügend vollständiges Verzeichniß zusammengestellt. *) — Als besondere Vorkommnisse des Stockauer und

*) Es ist dies eine Zusammenstellung der seltneren ausgewählten Pflanzen dieses Waldgebirges aus dem Verzeichniß aller, auch allgemein verbreiteten Pflanzengattungen, welche Herr M. Dr. Ign. Duschek, Professor der Naturwissenschaften am fürstl. Schwarzenberg'schen ökonomischen Institute zu Krumau, aufgezeichnet hat. Die Auswahl nennt folgende besondere Böhmerwaldflora: Antoxanthum odoratum. Phleum Böhmeri. Chilochloa Michelii (Smith). Phalaris arundinacea. Digitaria humifusa (Pers.). Agrostis alpina. Apera spica venti. Andropogon Ischaemum. Poa distans; serotina; nemoralis. Festuca rubra; nemoralis. Bromus racemosus; erectus. Arundo Phragmites. Triticum pinnatum (Mönch). Lolium temulentum. Carex Davalliana; Buxbaumii. Juncus effusus. Typha latifolia. Sparganium ramosum. Acorus Ca-

Börnsteiner Gebirgsrückens wurden vom Hrn. Abbé F. Hocke in Ronsperg folgende Pflanzen verzeichnet:

---

lamus. Triglochin palustre; hybridum. Alisma Plantago. Convallaria multiflora. Paris quadrifolia. Ornithogalum pyramidale; umbellatum. Hyacinthus comosus. Leucojum vernum. Galanthus nivalis. Gladiolus communis. Orchis globosa; ustulata; Morio. Epipactis ovata; microphylla. Betula nana. Mercurialis annua. Asarum europaeum. Daphne Mezereum. Soldanella montana. Pinguicula vulgaris. Orobanche major. Lathraea squammaria. Linaria minor; genistefolia. Antirrhinum majus. Digitalis ambigua. Lycopus europaeus. Ajuga alpina. Teucrium Chamaedrys. Galeobdolon luteum. Mentha sylvestris. Nepeta nuda. Dracocephalum moldavicum. Prunella grandiflora. Atropa belladonna. Datura Metel. Pulmonaria officinalis. Cuscuta europaea. Gentiana acaulis? Menyanthes trifoliata. Vinca minor. Erica herbacea. Carlina acaulis. Achillea Ptarmica. Arnica montana. Tussilago nivea. Cineraria campestris. Conyza squarrosa. Eupatorium deltoideum. Valeriana officinalis; dioica; Phu. Astrantia major. Sanicula europaea. Pimpinella magna. Bupleurum falcatum. Athamantha Libanotis. Thalictrum aquilegifolium; angustifolium. Aquilegia vulgaris. Aconitum Napellus. Actaea spicata. Adoxa moschatellina. Impatiens noli me tangere. Linum catharticum. Cardamine pratensis. Alyssum sexatile; calycinum. Helianthemum vulgare. Drosera rotundifolia. Parnassia palustris. Viola hirta. Cucubalus Behen. Saponaria officinalis. Silene viridiflora; nutans. Chrysosplenium alternifolium. Crataegus monogyna. Spiraea Aruncus. Geum urbanum; rivale. Comarum palustre. Alchemilla Aphanes. Sanguisorba officinalis. Anthyllis vulneraria. Astragalus glyciphyllos. — Diesen können, nach der Angabe des Herrn Corda, als in anderen Gegenden des Böhmerwaldes und des Budweiser Kreises vorkommend noch beigefügt werden: Polypodium ilvense. Lycopodium inundatum. Rhynchospora fusca. Eleocharis Baeothryon. Sparganium nutans; ramosum. Arundo Halleriana. Uvularia amplexifolia. Aconitum Halleri; multifidum. Orchis viridis. Gentiana purpurea; pannonica. Meum Mutellina. Chaerophyllum aureum. Peucedanum sylvestre. Cirsium affine (Tausch.). Cacalia alpina. Senecio alpinus. Doronicum austriacum. Molinia varia; altissima. Cardamine trifolia, bei Hohenfurt. Droseria anglica und Tillaea muscosa, bei Wittingau.

Circaea alpina.
— intermedia.
Pinguicula vulgaris.
Veronica latifolia.
— scutellata.
Valeriana dioica.
Carex strictifolia.
Galium Cruciata.
Menyanthes trifoliata.
Thesium ramosum.
— alpinum.
Atropa Belladonna.
Gentiana pneumonanthe.
— amarella.
Adoxa moschatellina.
Daphne Mecereum.
Polygonum bistorta.
Pyrola uniflora.
Cerastium aquaticum.
Oxalis stricta.
Ranunculus lanuginosus.
— auricomus.
— sceleratus.
Thalictrum flavum.
Digitalis lutea.
Pedicularis silvatica.
Scrophularia aquatica.
Arabis Halleri.
Cardamine impatiens.
Erysimum Barbarea.
Turritis glabra.
Corydalis fabacea.
— bulbosa.
Orobus vernus.
Polygala vulgaris carnea.
— montana.
— oxyptera.
Arnica montana.
Achillea ptarmica.
Scorzonera angustifolia.
Prenanthes purpurea.
Erigeron acre.
Solidago Virgaurea.
Orchis maculata.
— conopsea.
— sambucina.
— ustulata.
Epipactis latifolia.
Sparganium simplex.

Volk.

Die deutschen Grenzbewohner dieses Schauplatzes am Böhmerwalde behalten hinsichtlich der Körperbildung die sprechendsten Spuren ihrer deutschen Abkunft bei. Die Männer, im Durchschnitte über die mittlere Größe, haben blondes Haar, lieben unter den geistigen Getränken besonders Bier. Von Natur heiter und kräftig, äußern sie bisweilen in ihren Gebräuchen Derbheit, was man aber, als Bewohnern rauherer Gebirgsgegenden, gern an ihnen entschuldigen wird, wo man im Körper den gesunden Kern entdeckt, und um so mehr als nie eine wirklich böse Gesinnung derlei rauhe Aeußerungen durchweht, die auf Schaden rechnet und anträgt, und nur durch diesen sich zufrieden stellen läßt. Die Frauen erreichen im Durchschnitte nur die mittlere Größe, theilen aber häufig das blonde Haar, welches besonders bei der Jugend so allgemein ist, daß man ganze Scharen spielender Knaben und Mädchen mit schneeweißen Köpfen erblickt, und wegen seiner Seltenheit einen Schwarzkopf als Spitznamen seines Hauses gebraucht. Mehre Höfe jener Gegenden heißen „zum Schwarzschädel." Diese Deutschen besitzen musikalisches Talent und Vorliebe für die Musik gleich den eigentlichen Böhmen. Fast jedes Dorf hat seine Musikanten. Spielt der gegenwärtige Bauernsohn nicht Geige oder Klarinet, so beweiset eines dieser Instrumente, in

der Stube unter verschiedenen Hauswerkzeugen hängend, daß der Vater oder Großvater spielte. Nicht minder sind sie für Nationalgesang eingenommen. Unzählig sind Volksmelodien und Texte. Auch der Jodler ist da zu Hause. Jährlich componiren die Burschen einzelner Dörfer Melodien und Texte, und die gelungensten werden allgemein. Das musikalische Gehör beweist sich dadurch, daß die schlechteste Stimme im Chor wenigstens keine Mißtöne nimmt. Am Tage wiederklingt Haus und Feld von Liedern. Nächtlich durchziehen erwachsene Burschen singend die Dörfer. Nicht nur heitere, auch rührende und ernste Lieder werden gesungen, und wenn ein solches durch die Mitternacht tönt, da richten sich Väter, Mütter und Jungfrauen im Bette auf, bis sich die Sänger entfernen. Meistens sind die einfachen, tief erschütternden Gesänge als Begräbnißlieder jener Gegend gebraucht, die sich die Burschen vom Zuhören merken. Einst, als in später Nacht ein solches Lied erschallte, hörte ich in einer Nebenkammer ein altes Mütterlein heftig weinen. Ich stand auf und fragte: „was ihr begegnet sei?“ Sie antwortete, von der Wirkung des Gesanges durchschüttert: „Hört ihr? Ach, hört ihr, wie sie mich zu Grabe singen?“ Und darin liegt wohl ein Zug deutschen Ernstes. Das Nähern einem deutschen Dorfe bei einbrechendem Sommerabend wird mit jedem Schritt anziehender. Die heimkehrenden Herden, denen Schwärme von Knaben und Mädchen folgen, singend und jubelnd; das Fahren, Zurufen der Landleute, Hämmern und Klopfen auf Sensen und Sicheln, um sie für den nächsten Tag zu schärfen — dieses und mehr gleicht den Scenen der Schweiz und Tirols. Ertönt die Abendglocke, so erlöscht plötzlich das lärmende Leben, die heimkehrenden Kinder gehen schweigend und betend

neben einander hinter ihren Herden, im Dorfe ruht die Arbeit, Klopfen und Geschrei; Jedermann richtet sich auf zum Gebet. Die Abendandacht wird regelmäßig nach dem Essen und unter Vorbeten des Hausvaters in Gegenwart der Familie, der Knechte und Mägde verrichtet. So auch das Morgen- und Mittaggebet. — Welch ein schönes Nachbarverhältniß man da oft trifft, möge Folgendes darthun. Wenn ein ärmerer Hausbesitzer wegen zu wenig Zugvieh und Arbeiter zur Erntezeit in seinen Geschäften zurückbleibt, so unterstützt man ihn allseitig und hilft ihm vor. Nicht selten nehmen erwachsene Burschen in der Nacht einen Wagen, spannen sich selbst vor die Deichsel und schieben an Rad und Leitern; — wenn dann der Hausbesitzer zeitlich und seufzend aufsteht, sein Getreide mühsam einzuführen, liegt ein großer Theil in der Scheuer, und ein wohlbefrachteter Wagen steht vor der Thüre. Zugvieh wird oft stundenweit aushelfend zugesendet. Man kann kaum eine freudigere Bewegung sehen, als wenn Brüder mit ihrem ganzen Hauswesen einander zu Hilfe kommen. Dieser Fall tritt häufig zur Erntezeit ein, und für die Hilfeleistung wird nicht einmal Mittags- oder Abendessen angenommen. Abends kommen die Männer zusammen und sprechen bei einem Kruge Bier über das segenreiche Tagewerk. — Für Böhmen als **Vaterland** zeigen diese Deutsche keine Vaterlandsliebe. Das ist wohl zu begreifen und zu vergeben. So weit sie mit den anwohnenden Čechen in Berührung kommen, haben diese wenig Anziehendes zu bieten. Die drückende Lage macht sie dumpf verschlossen, argwöhnisch, starr, oder, wenn sie aufthauen, lästig schmeichelnd. Harmlose Fröhlichkeit zeigt der hier anwohnende Čeche nie. Tritt er einmal aus dem Dunkel des Trübsinns, so schwingt er die sausende Fackel wilder

Lust, um dann auf lange wieder seinem Robotpflug in träger Versunkenheit nachzuschlendern. Dieser arme Čeche weiß, daß ihn sein Fleiß in höchster Potenz auf keinen grünen Zweig bringe; daher kein Funken Neuerungs- oder Verbesserungsgeistes aus seiner Beschäftigung blitzt, wenn ihn nicht Zwang aus seiner lahmen Gleichgültigkeit schlägt. Wenn eine Familie zu zahlreich wird, so treibt man die Kinder wie entbehrliche Schafe in alle Welt. In der Fremde erst, wo er mit seinem Fleiße frei ist, beweist dieser Čeche die unbändigste Ausdauer, Sparsamkeit, Mäßigkeit, Ernst, Geschick und Lust zu jeder kräftigen That. Daher muß sich dieser Čeche seine gute Meinung erst aus der Fremde holen. Leider zeigt sich aber in zu vielen Ausnahmen, wie Erstarrung der geistigen und körperlichen Natur durch Druck auch später in den freiesten Elementen nicht mehr freudig aufthauen kann. Was würde dieses Volk aufbauen, wenn es zu einer großen That ebenso gesucht und gerufen würde, wie zum Bau von Häusern und Palästen in der Fremde? Aber Umstände und so weiter. — Doch, liebe deutsche Landsleute, warum seht ihr mich so verwundert an? Ich sollte euch schildern, und rede so viel über euere čechische Nachbarn. Wenn es euch gefehlt scheint, so habe ich Gründe anzuführen, die euch anders überzeugen. Das Lob euerer čechischen Nachbarn könnte und möchte ich gerne noch weiter ausführen, denn ihr begreift noch nicht, wie dasselbe unbemerkt auf euch selbst übergehen müßte. Seht! Wenn z. B. Einer aus euch daſtände, angethan mit eurer schönsten nationellen Sonntagstracht: mit weißen Strümpfen (gmô'ltn Stimpfâ'n) und Schuhen, einer schwarzledernen Kniehose, welche mit weißen Schnüren an den Nähten ausgelegt, unter den Knien die Strümpfe aufrecht

hielte mittelst schmaler Lederriemen, und in der Schlitztasche an der rechten Seite silberbeschlagenes Besteck haltend; ja, und weiter angethan mit einer karminroth- oder blau- oder grün-seidenen Weste, die nebst eingewebten Goldblümchen noch mit einer Reihe versilberter Achtecker- oder Zwanzigerknöpfe geschmückt wäre; und angethan mit veilchenblauer oder schwarzer Manschetjacke, welche bis zu den Hüften, ohne eng anzuschließen, herunterreichte; endlich mit karminrothem Seidenhalstuche: — und der so Hergestellte würde einen Bettlermantel umnehmen, und auf den Kopf statt des ziemlich hohen, grobfilzigen, schwarzen, mäßig breitschirmigen Hutes eine zerfetzte Kappe setzen; — sagt, hielte man den nicht für einen Bettler, Gauner oder Spion, wenn man nicht wüßte, wer er ist, und wie gut er unter dem Mantel gekleidet ist? Nun habe ich mit diesem Beispiele etwas vor. Wir werden gleich sehen. Wenn man betrachtet, wie die čechische Bevölkerung euch am Rücken herumwohnt (denn euer Gesicht habt ihr nach Deutschland gerichtet!), bald tiefer in eurem Gebiete sitzt, bald weiter im Lande; so könnten wir uns unter dieser Anwohnung das Bild eines Mantels denken, der um euern Rücken hier eng ansitzt, dort weiter hinwegweht; und weil von euch gegen Norden die čechische Bevölkerung so weit an die Landesgrenze vorrückt, daß sie euerm Gebiete gleichsam den Kopf überdeckt, so habt ihr sie auch gleichsam als Kappe auf dem Kopf. Ich habe euch so gefällig geschildert wie euere Tracht. Aber euch hängt ein fremder Mantel um, und sitzt eine fremde Kappe auf. Ist's euch gleichgültig, was man von euerm Mantel und eurer Kappe denkt? Das Kleid macht den Mann, sagen die Meisten. Wenn man nun den Čechen schlecht schildert, so gilt euer Mantel und eure Kappe für schlecht und

mit dem Kleide ihr selbst; denn wird man kommen und euern Mantel auseinander schlagen, um euch besonders zu betrachten, wenn man vom Böhmervolk überhaupt sprách'?

Laußts d' Beim nô gei,
Sô sân dô rắchtn Lắd schô;
Eiz frălô hômants hôld k͡oâ Glück, k͡oâ Frắd nô,
Und Glück und Frắd môcht d'Lắd e͡ast gu͡at und schei*).

(Laßt nur die C̄echen immer geh'n,
Sie sind jawohl die rechten Leute;
Jetzt freilich fühlen sie nicht Glück, nicht Freude,
Und Glück und Freud' macht Menschen gut und schön.) —

---

*) Bei der Wahl des Dialektes zog ich den als den eigenthümlichsten vor, welcher um Neumark in den deutschen Dörfern gesprochen wird; er schien mir der Grunddialekt, von dem die übrigen nur in unbedeutenden Eigenheiten abweichen. — Bei der Aussprache sind nur folgende Bemerkungen über die Selbstlaute a, á, o, ô zu beachten.

ă wird offen ausgesprochen wie in Macht;
â durch die Nase wie in Anfang.
a ohne Zeichen lautet dumpf wie aus a und o zusammengesetzt;
ắ wie das e in Ende;
ā̆ wie das e in fertig;
o offen wie in Hoffnung;
ô durch die Nase wie in ohne;
ố dumpf, mittelst weiter Kehlenöffnung und Lippenvorstreckung;
ō̂ gedrückt, durch Herunterziehen des Kinns und der Unterlippe ohne Veränderung der natürlichen Lage der Oberlippe, und durch Zusammenpressen der Kehle;
ȏ dumpfer als in Öffnung; wie im österreichischen ôs (ihr);
+ Dieses Zeichen über dem g bedeutet die große Weichheit dieses Buchstabens, wie im Italienischen das gna, gne;
⌒ Dieses Zeichen zieht die unterstehenden Buchstaben in Eine Silbe zusammen.

Die Aussprache der übrigen Buchstaben ist ganz jener der deutschen Schriftsprache gleich.

Diese scharfe Verschiedenheit des Nationalcharakters trennt den Deutschen vom Čechen natürlich, nicht aus Haß. Schlimmere Lage drängt diesen auch mehr, jenem sich anzuschließen, und der Fälle gibt es sehr viele, daß böhmische Burschen (nie aber Mädchen) und Knaben in den deutschen Dörfern dienen. Sie finden ein lebhaftes Vergnügen am Nationalleben der Deutschen. Ein deutscher Bursch oder Knabe wird nie im Dienste eines čechischen Hauses gefunden. Wo nicht hie und da die Bevölkerung in einem Dorfe schon gemischt ist, geschehen höchst selten Mischungsheirathen. Der Verkehr zwischen dem Deutschen und Böhmen (Čechen) wird, wo er nicht nothwendig ist, nicht gesucht; viel lieber hat man mit dem anstoßenden Baiern zu schaffen, weil hier das Nachbarvolk viel Uebereinstimmung in Tracht, Dialekt, Sitten und Charakter zeigt. Es leiten auch viele dieser Deutsch-Böhmen aus der Oberpfalz ihre Abstammung her. Man rückte im Böhmerwalde immer weiter vor, bis gewisse Schranken gesetzt wurden. Für die Urbarmachung des Böhmerwaldes aber ertheilte man ihnen Privilegien. Diese Deutschen waren anfangs ganz steuerfrei, hatten freie Waldung und nicht die geringste Frohnverpflichtung. Eigenthumswaldung und Frohnfreiheit besitzen die k. Freibauern und die Kammeral-Dörfer (jetzt der Stadt Tauß unterthänig und unmittelbar an der Grenze liegend, welche erst bei der Grenzberichtigung i. J. 1766 zum Gebiete Böhmens geschlagen wurden) gegenwärtig noch; die meisten übrigen Dörfer begünstigt nur mehr ein äußerst wohlfeiler Holzbezug. Die Frohnverpflichtung verbindet nur hie und da zu unbedeutenden Leistungen. Mit der Besteuerung sind viele Neuerungen vorgefallen. Privilegien in mannigfachen Beziehungen für Gewerbe u. s. w. finden sich viele, manche sind in

Prozessen verloren gegangen; wenige haben eine Umgestaltung erlitten. So hat ein Prozeß über die Besteuerung des Waldlaubes (Streu), dort zwischen Herr- und Unterthanschaft eines Gebietes viele Jahre geführt, endlich eine erfreuliche Wendung dahin genommen, daß dem Unterthan statt des höchst wohlfeilen Bezugs von Schlagholz und des ihm unentgeltlich zukommenden „natürlichen Abfalles vom Baume" (Bestimmungen des Privilegiums) eine verhältnißmäßige Waldung ganz abgetreten wurde. Diese vortheilhafte Wendung für den Unterthan ging aber aus dem freien Entschluß des Herrn hervor und die Versöhnungsscene dieses edlen Deutschen*) mit seinen deutschen Unterthanen, welche diesen Sommer (Sptbr. 1842) zu Stande kam, hatte viel Anziehendes und Rührendes, indem keinerseits ein Rückhalt der dauernden Liebe zu einander störte, und der Herr seine Thränen eben so wenig zurückzwang, als zwei deutsche Bauern hervortraten und in einem eigens abgefaßten Dialog voll Treue gerade heraussagten, wie fest und gerne sie immer zu ihm stünden; als der Unterthan, da der Herr voll Neigung zu ihm sprach. — So wie aber Privilegien aus der Bewohnung des Urböhmerwaldes sich herschreiben, so blieb diesen Deutschen auch ein auffallend origineller Hang zum Aberglauben zurück, der wohl gegenwärtig schon merklich die von Wald gelichteteren Dörfer im Mittelgebirge verläßt, weil er auch durch den Verkehr mit der Fremde geschwächt werden muß; aber in der k. Waldhwozd (Freibauerngerichten, Künischen), wo noch vielen Theils Einschichten oder Waldhöfe zu finden sind, wurzelt

*) Se. Erl. Franz von Stadion-Thannhausen, Gouverneur von Triest.

dieser Hang zum Aberglauben noch tiefer und allgemeiner. Unter dem Titel: „Sagen, Aberglauben, Faxen, Volksgespenster und Volkspropheten" führe ich unten Einiges der Art an. Aus der Bewohnung dieses großen Waldgebirges, wodurch der ansässige Deutsche gegen Westen vom Nachbarlande abgeschnitten wurde, und gegen Osten durch seine scharf-verschiedene Nationalität getrennt blieb, läßt sich ferner das vielfach Originelle des hier vorhandenen Volkslebens erklären. Einst erzählte man sich hier Wunderbares von den Nachbarländern, weil selten eine bedeutendere Wanderung dahin geschah. In dieser letzteren Hinsicht aber besteht gegenwärtig eine gänzliche Umwandlung. Außer der Uebersiedlung vieler dieser Deutschen in's *Banat* 1827*), welche ihnen schlecht bekam, geschah noch keine Auswanderung; aber es begeistert sie ein eigenthümlicher Drang nach der Fremde. Oesterreich vor Allem zieht sie an. Der österreichische Volkscharakter und Dialekt übt einen eigenen Zauber über sie. Von Wien insbesondere kann ein deutsches Mädchen oder ein Bursche so seltsam gemüthlich träumen, daß sich die Sehnsucht oft zum unwiderstehlichen Heimweh steigert. Diese Gemüthsstimmung veranlaßt daher jährlich, besonders im Frühjahre ein regelmäßiges Wandern nach Oesterreich. Von all diesen jährlichen Auswanderungen der Jugend aber ist keine Schwächung der Bevölkerung am Böhmerwalde zu besorgen; denn obwohl ohne Vaterlandsliebe für Böhmen, lebt die Liebe zur Heimath um so tiefer und lebhafter in ihren Herzen. Und dieser Umstand läßt sie ebenso freudig wieder heimkehren, als sie fortgewandert sind. Die, welche als Kinder schon in der Fremde leben, dauern auch

*) Die nachstehende Novelle behandelt diesen Stoff.

am sichersten daselbst für die Länge aus; Erwachsene kommen fast immer wieder zurück, wenn nicht besonderer Zwang der Umstände sie ferne hält. Vorzüglich, wenn die Zeiten kommen, wo zu Hause eine oder die andere theuere Volkssitte gefeiert wird (vor allen das Kirchweihfest — ŏ Kirdâ! ŏ Kirdâ! wei hômâ dŏ gean!), braucht es besondere Selbstverläugnung, sich in der Fremde zurückzuhalten. Solche Gelegenheiten veranlassen viele wunderbare Beweise der Heimathliebe. Nicht blos Burschen, auch Mädchen legen zu Fuß mit einer Wegzehrung von 30 Münzkreuzern und ohne Mildthätigkeit anzusprechen, den 40 Meilen langen Weg von Wien bis in ihre Heimath innerhalb vier Tagen zurück, um noch zurecht zu kommen bei einem theuern gefeierten Volksbrauch. Die untilgbare Liebe zur Heimath hat daselbst die Nahrungssorgen vielfach erhöht und manche wohlklingende Saite des Volkslebens verstimmt. — Bedeutende Kenntniß des Auslandes sammeln sich diese deutschen Böhmerwäldler durch den Federnhandel, der nirgends sonst so viele Theilhaber findet, als in diesen Gegenden. Er ist, seit hundert und funfzig Jahren ungefähr, eine bedeutende Erwerbsquelle. Jedes Dorf zählt mehre Federnhändler. Nicht nur Männer ohne Haus und Grund, auch Besitzer bedeutender Wirthschaften betreiben diesen Handel, obwohl seit mehren Jahren die Vortheile desselben merklich unsicherer und geringer werden. In den ersten Jahren dieses Handels konnte jeder eifrige Theilhaber auf nennenswerthe Wohlhabenheit rechnen, und man darf sagen, daß die meisten Wohlhabenden am Böhmerwalde ihr Glück gerade aus dieser Erwerbsquelle schöpften. — Reiche Unternehmer, welche an der Spitze dieses Handels stehen, beziehen große Federn-Massen aus Ungarn, Böhmen, Mähren und Gallizien für ihre Niederlagen am Böhmerwalde.

Hier verkaufen sie ihre Waare an die kleinen Händler zu 10 — 40 Zentner, welche im Auslande durch Hausirer abgesetzt werden. Die Waare wird nach kaufmännischem Interesse gesondert, verschieden benannt und taxirt. Anfangs durchzog man mit diesem Handelsartikel das angrenzende Baiern; kam aber gegenwärtig bereits nicht nur in ganz Baiern, Tirol, Preußen und im übrigen Deutschland hausirend herum, sondern versuchte sein Glück auch in Schweden, in den Niederlanden und in Frankreich. Man hat bedeutende Federn-Niederlagen in Frankfurt a. M., Lübeck, Bremen, Amsterdam, Köln 2c., selbst in Paris. — Auf diese Weise konnte der pekuniäre Vortheil nicht der einzige sein; es haben diese Geschäftswanderungen in jeder Hinsicht energischere Thätigkeit angeregt um den eigenen Herd, und viel richtige Kenntniß des Auslandes unter das Volk zu Hause gebracht; mancher schlichteste Mann äußert recht gesunde Ansichten über das Ausland. Das Federnschleißen ist am Böhmerwalde während der langen Winterabende eine zum Mährchenerzählen ebenso geeignete Beschäftigung geworden, wie das Spinnen. In neuester Zeit versucht man eine Unternehmung nach Amerika mit dem Federnhandel. Man kann nicht entscheiden, wie günstig oder ungünstig dieselbe ausfallen werde. — Von sonstigen Gewerben sind nur zu erwähnen eine berühmte Spiegelfabrik und mehre Glashütten; außer diesen betreibt man alle nöthigen Industriegewerbe, Landbau und Viehzucht nach Verschiedenheit der Begünstigung durch die Natur mit verschiedenem Erfolg. Gewerbe und Landbau vereinigt zu betreiben, ist der Bewohner des Hochgebirges gezwungen, und diesen werden sonst nöthige Dinge durch Hausirer zugebracht. Weiter in den Niederungen hinab, wo erst eigentliche Dörfer bestehen, theilen sich die

Nahrungsquellen schon gesondert unter die Bewohner. Wie man im Hochgebirge die einzelnen Gehöfte mit einem Wohnhause für s. g. Hintersassen (Inwohner, welche sich vom Tagwerken an jedem betreffenden Hofe nähren) findet, so bestehen sie auch in ganzen Dörfern, und die Hausnamen, nicht immer von des ersten Besitzers rechtem, oft von dessen komischen Spitznamen hergenommen, bleiben den Wirthschaften für alle Zukunft. —

Die katholische Religion ist die allgemein verbreitete. Man denkt nicht mehr zu sehr überspannt. Der Gewissensgurt hat ein Löchlein weiter gesteckt, ohne deshalb der gesunden Sittlichkeit nachtheilig zu sein. Dessen ungeachtet geht nichts über den Mutterwunsch, daß ein Sohn dem geistlichen Stande sich widme. Deutsche Studirende aus dem Böhmerwalde kennen recht wohl die Worte: „Weaſt a Pfoärerl wean, Beiwl, galt?" (Wirst ein Pfarrlein werden, Söhnlein, gelt?), welche sie tausendmal hören müssen. Die Meisten gerathen. Einer aber, der ein anderes Fach wählt, steht wohl in Respekt, aber: „as wă höld döch bössâ, wenns a Pfoärerl woan wă (aber es wär' halt doch besser, wär's ein Pfarrlein worden), heißt es. Einen merkwürdigen Fall hat dieser religiöse Eifer veranlaßt. Seit einigen Jahren besteht auf Kosten eines wohlhabenden Federnhändlers*) eine neuerbaute Kirche, und leben auf dessen Faust zwei Geistliche daselbst. Nô! Nô! —

Die Männertracht ist in obiger Angabe im Wesentlichsten schon geschildert. Der Tuchrock, welchen die erwachsenen Burschen und Männer tragen, hat einen schmalen, einfachen, steif aufrechtstehenden Kragen, an der Schulterspitze einen kleinen

*) Andreas Schmidtpeter.

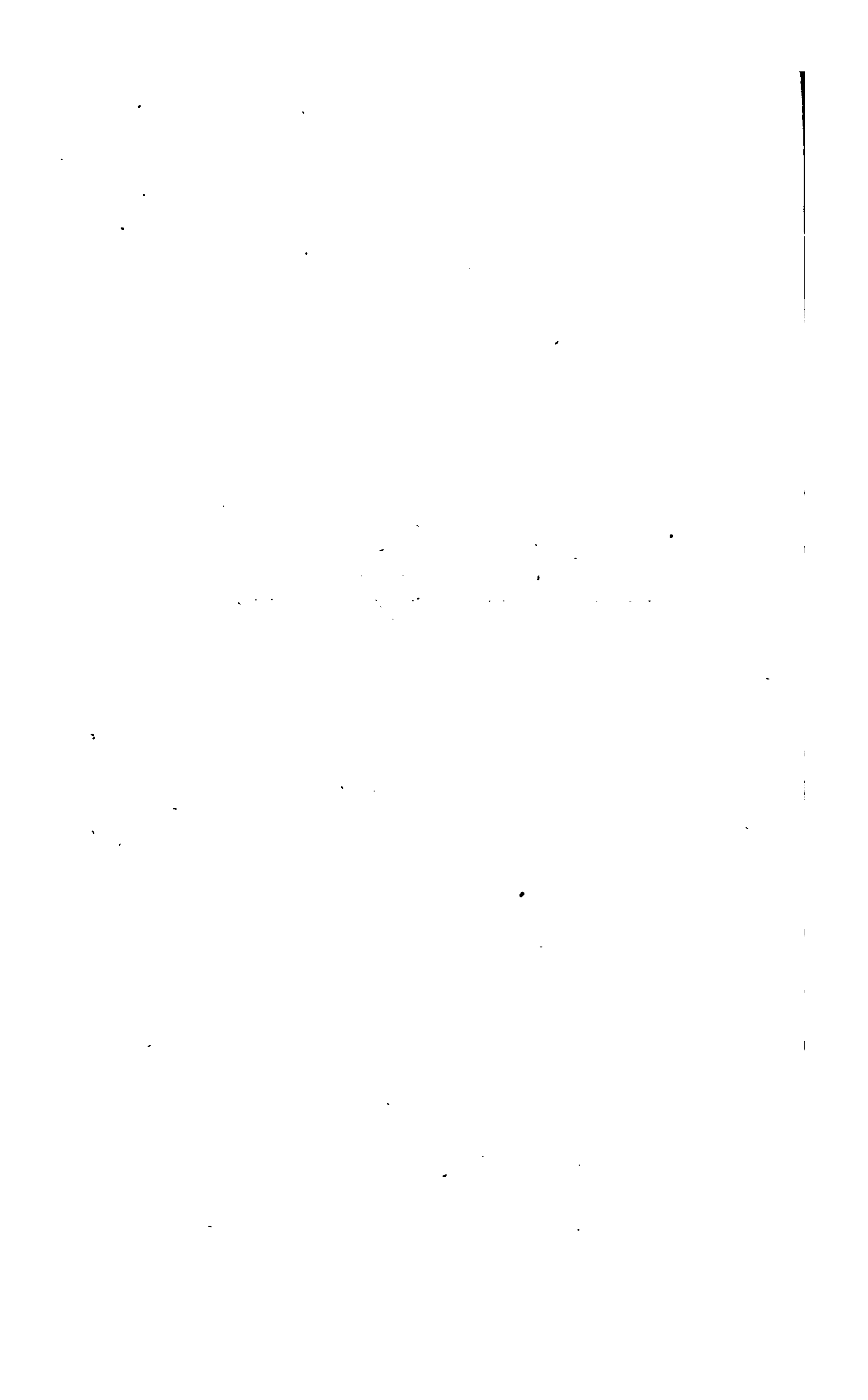
Bauschfalten, und reicht, wenig anliegend, bis zu den Knöcheln hinab. Darunter zieht man immer eine Jacke an. — Die Frauen binden über den Kopf ein farbiges Tuch, und lassen nur an den beiden Schläfen ein wenig Haar hervortreten. Ihr Halstuch gleicht dem der Männer, aber ihre Zeug- (auch Tuch-) Jacke reicht nicht ganz bis an die Hüfte, ist um die Brust nicht stark ausgeschnitten, und läßt oben über dem Ausschnitt das bis fast an den Hals reichende Hemde sichtbar werden. Diese Jacke ist um den Ausschnitt breit garnirt. Unter der Jacke ziehen die Mädchen das Mieder an, das kaum ¼ des Rückens deckt, mit Goldborden belegt und an der Brust stark ausgeschnitten ist. Die Farbe bleibt fast allgemein die karminrothe, öfters zu finden ist auch die schwarze. Mittelst eines, kreuzweis über die Schulter gezogenen, weißen Bandes wird der Rock gehalten, der sonst aus starkem rothen Zwirnzeug bestand, und kaum über die halbe Wade hinabreichte; jetzt aber findet man verschiedenstoffige, meistens Kattunröcke, welche über die ganze Wade hinabreichen und vorne durch ein farbiges breites Vortuch von gleicher Länge mit dem Kittel (Kidl, Weiberrock) überhüllt werden. Die Strümpfe sind meistens weiß und dazu tragen sie Schuhe. — Wenn die Männer blaue Strümpfe tragen, so ziehen sie darüber Halbstiefel an, welche faltig bis unter die halbe Wade hinabfallen. Oft gebraucht sind auch solche Stiefel, deren weiches Röhrenleder weit über das Knie hinaufgezogen werden kann. —

Jetzt nur noch einen Blick auf die Bauart der Häuser! Sie zeigt sich am eigenthümlichsten durch die Dächer, welche von den Kaminen gegen die Dachrinnen eine Fläche von geringem Abfall bilden. Die Schindeln sind auf den vielen Querbalken neben und auf einander gelegt, und zur Befe-

stigung mit gewichtigen Steinen beschwert. Der Schutz solcher Dächer steht jenem der schneidigen hohen nicht nach. Gegenwärtig baut man die Wände aus Steinen und Ziegeln, und das Dach nicht mehr flach. Aeltere Häuser sind alle aus Holz gezimmert.

Und nun wollen wir dieses deutsche Volk in seinen Nationalgebräuchen auftreten, und dessen Charakter thätig entfaltet sehen. —

Sitten und Gebräuche.



Der Tanz (da Tôz).

Wenn ein solcher angesagt ist, so finden sich die Musikanten am bestimmten Sonntage um 1 Uhr Nachmittags in der Dorfschenke ein. Die Burschen in schönen weißen Strümpfen, schwarzledernen Kniehosen, roth- oder grünseidenen Westen und karminrothen Halstüchern, ziehen haufenweis über Wiesen und Felder, von fern und nahe herbei, und sammeln sich in der Wirthsstube. Geschämiger und ängstlicher gelangen die Mädchen auf Umwegen und hinter den Häusern heran. Vor der Stubenthüre im Vorhaus bleiben sie stehen und Keine will den Anfang machen, einzutreten. Während sie nun kichernd sich hier zusammendrängen, lassen die Burschen Musik von innen ertönen, weil sie die Gegenwart der Tänzerinnen merken. Die Aufregung der Musik belebt die Mädchen mit Muth. Es wagt die Kühnste ihre Hand auf die Klinke zu legen — patsch! schlägt eine zweite ihr die Hand nieder, und der Andrang schleudert nun die Thüre weit auf, daß die vordersten bis in die Mitte des Zimmers vorgestoßen werden, die sich verlegen wieder zurückzudrängen suchen. Allein schon hat dem verlegenen Gekicher und Gewirr der tanzlustige Bursche abgeholfen, indem jeder einer Gewissen winkt oder pfeift oder sie bei

Namen ruft. Die Gemeinte springt frisch zum Tänzer hin, und sogleich geht es voll Leben in der holprigen Stube herum. — Der beliebteste Tanz ist der Ländler. Er wird auf steirische Weise getanzt von denen, die im Rondeau sich bewegen, allein innerhalb des Kreises stellen sich zugleich so viele Paare auf, als neben einander Platz finden, um sich herumdrehen zu können. Dieses Herumdrehen geschieht taktmäßig so, daß ein Takt zu einer ganzen Wendung hinreicht, und der Schluß jedes Taktes wird durch einen Stampf und gleichzeitiges Senken des Paares markirt. Mit diesem eigenthümlichen Tanze ist ein häufiges Aufschwingen der Tänzerinnen verbunden, und man nennt das: „äf dân Eärtl" tanzen. — Originell ist der musikalische Vortrag des Ländlers. Der erste Theil wird zweimal gespielt, wobei Klarinet das Hauptinstrument ist; eine Flöte sekundirt harmonisch, und zwei Violinen, ein Zimbal und Baß akkompagniren piano dazu. Ist der erste Theil zweimal gespielt, so wird er gleichsam umgekehrt und wieder zweimal vorgetragen. Hierauf wird die Geige das Hauptinstrument, und verändert denselben ersten Theil des Ländlers in ein willkürliches Gefiedel, aber in veränderter Tonart (z. B. aus C-Dur in G-Dur übergehend). Mit dem Vorgeiger klimpert nun auch das Zimbal die gleiche Partie, die Sekundgeige und der Baß arbeiten lebhaft mit, wozu sich das Schmettern einer Trompete gesellt. Klarinet und Flöte rasten. Während der zweite Theil des Ländlers abermals vierfach abgefiedelt wird, gehen die Tänzerpaare im Rondeau wenig angeregt, nur langsam herum, oder stehen, ein Gespräch unterhaltend, zur Seite. Die Tänzer „äf dân Eärtl" (oder auch „äf dân Plätzl") treten nur von einem Fuß taktmäßig auf den andern, ziehen abwechselnd eine Hand der Tänzerin nach der andern eben so takt-

mäßig an sich, und stoßen sie wieder ab, so daß die Tänzerin in einer Halbdrehung erhalten wird. Wie man aber die Schlußkadenz des zweiten Theiles merkt, und das Klarinet-Flötensolo mit leisem, harmonischem Akkompagnement der übrigen Instrumente beginnt: da scheint eine entzückende Raserei in Tänzer und Tänzerinnen zu fahren; es entsteht ein Jauchzen und Springen, viele brechen vor Entzücken in ein durchdringendes, grelles Pfeifen aus, andere singen den Ländler mit. Je wilder sich da der Bursche äußern kann, desto willkommener ist es ihm. Bei stark gefüllter Stube ist dann der Tanz eine wahre Schlacht. Einer sucht den Andern aus Reih' und Glied zu schleudern. Mancher bleibt im Rondeau voll seligen Uebermuths stehen und beginnt „äf dân Eärtl" zu drehen. Die Nachtänzer schwellen hinter ihm an, und sind gezwungen, um das schöne Solo nicht unbenützt zu lassen, ebenfalls „äf dân Plätzl" anzufangen, so daß auf einmal im ganzen Zimmer ein Heben und Senken sichtbar wird. Die Tänzerinnen schweben häufig über den Köpfen, und die Scene gleicht einem Wasser-Wirbel, auf den ein heftiger Platzregen fällt, wo die stark aufschlagenden Wassertropfen über der drehenden Masse hüpfende Figürchen bilden. — Vier Ländler machen eine Tour, während welcher kein Bursch seine Tänzerin wechselt oder aufhört. Beim letzten Klang der Musik faßt jeder Bursch seine Tänzerin, führt sie in die Kammer, wo die Tische von den eigentlichen Trinkgästen besetzt sind, reicht ihr sein Glas zum Trinken, und läßt sie dann laufen, wenn sie ihm gleichgültig ist, oder setzt sie zu sich an einen Tisch, wenn sie so glücklich ist, seine Dulcinea zu sein. In der Tanzstube aber gruppiren sich mehre Burschen um die Musikanten, indem sie sich gegenseitig die Arme um den Hals

schlingen, und singen verschiedene Volksmelodien, denen sie stets neue Texte unterlegen. Nach abgesungenem Text spielt ihnen die Musik die Melodie nach, welche gesungen wurde, und die Burschen springen und jauchzen dazu, oder schnalzen mit der Zunge nach dem Takt. Die Mädchen aber hängen sich zwei und zwei zusammen mitten in der Stube, tanzend nach der gesungenen und gespielten Melodie. Verliebte Paare sitzen die meisten schäkernd an den Wandbänken herum. Beispiel solcher Liedertexte:

Deânăl gei heă zôn Zâu,
Laumâ dô raͤcht ôschâu,
Wôs du fúa Ăugerln hŏst:
Schwöărz ŏdâ brâu?

Als Antwort darauf folgt diesem immer folgender Text:

Ăugerl mâi is nôd schwöărz,
Ăugerl mâi is nôd brâu,
Ăugerl mâi is ŏ krŏd,
Di ônzuschâu! —

Gegen die Tanzlust der übrigen Anwesenden darf der Gesang nicht sündigen, und man endet ihn, nachdem alle Sänger die Musik gezahlt haben, mit folgendem Texte:

Spiellaͤd spielts ummat um,
Dôß i zô mân Deândlâ kum,
Sitzt ăf da r Ôfabônk,
D' Zaͤt is ia lông!

Bei einbrechendem Abend wird es etwas leer in der Tanzstube; die Knechte gehen füttern, die Mägde melken. Bauernsöhne und Töchter sind von der Arbeit dispensirt und bleiben,

wenn sie auf das Nachtessen verzichten wollen, beim Tanz. Aber sie wissen recht wohl ihrem Hunger abzuhelfen durch heimlich mittelst jüngerer Geschwister herbeigeschafften Proviant von Mehlgebäck. Hartnäckig behaupten auch die alten Weiber ihren Platz auf der Ofenbank. Ihr Amt ist scharfe Kritik. Nachts übergeben die Hausfrauen ihre Kinder und das Haus der Wache und Aufsicht einer alten Magd oder Inwohnerin, und erscheinen dann, ihren Männern folgend, gleichfalls im Wirthshause, wo jede am Tisch ihres Mannes Platz nimmt, und sich mit Eifer und Kühnheit in das Gespräch mischt, auch dem Glase gehörig zuzusprechen nicht unterläßt. Geht ein reicherer Bursch oder Mann nach Hause, so nimmt er das halbe Orchester mit, und läßt sich auf dem ganzen Weg vorspielen.

Ein Wirthshaus-Gefecht (a Ghräff).

Streit zwischen den Burschen und Männern ist regelmäßig bei einem Tanze, Schlägereien, die mit bedenklichen Folgen enden, sind nicht selten. Als Repräsentanten solcher Auftritte stelle ich folgenden her, dessen Augenzeuge ich war. An einem Ecktische in der Tanzstube saß ein Schmied, groß und knochig, dessen ein Auge stark schielte. Ihm gegenüber hatte ein breitschulteriger, stämmiger Wirth Platz genommen. Beiden drückte sich im Gesichte die Wirkung bereits übermäßig genossenen Getränkes ab. Ein kleiner Wortwechsel hatte sie schon früher gespannt gemacht, weßhalb sie sich nicht ansahen, und weder zu einander noch zu den Umsitzenden ein Wort redeten, sondern dumpf vor sich auf den Tisch hinstarrten, und sich auf-

richteten, wenn sie tranken. Ihr Bewußtsein erlosch mehr, ihr Groll aber nährte sich tief-geheim und wuchs. Ein hagerer Freund des Wirthes, der gerne die Beiden thätlich an einander gebracht hätte, winkte einem Zweiten seines Gelichters mit den Augen, und Beide gingen schweigend hinaus. Als sie zurückkamen, nahmen sie schweigend ihre Plätze wieder ein. Der Hagere fing nach Kurzem an, hetzende Worte fallen zu lassen. Das merkte des Schmiedes Weib, das neben seinem Manne saß, und bereits über den früher geschlichteten Streit froh war. Sie sprang also jetzt zornig auf, und sprach zu dem hagern Anstifter: „Wȯs höst du im Sinn, Halunk! Is dâ nôd rächt, döß da Lărm ân End höd? Lump! Möchst du mia dô zwai Mônâ dŏ wild, sô heng' a dô ăf, du Nöchtgöid, du ninxnutzôs, du!“ (Was hast du im Sinn, Halunk! Ist's dir nicht recht, daß der Lärm ein Ende hat? Lump! Machst du mir die zwei Männer da wild, so häng' ich dich auf, du Gespenst, du nichtsnutziges, du!) — Dabei schlug sie mit der flachen Hand auf den Tisch, daß die Gläser klirrten. — Der Wirth hatte drei Söhne beim Tanz, die ihn von ferne sorgfältig bewachten. Der älteste, ein lieber Bursch, kam jetzt hinzu, lehnte sich seinem Vater über die Schulter, sprach mild und besänftigend, aber allen hörbar, und trug sich an, mit ihm nach Hause zu gehen. Der Wirth ward davon so ergriffen, daß ihm zwei große Thränen über die Wangen liefen. Er erhob sich aus seinem Hinbrüten, stand auf und sagte mit verweisendem Blick auf den hagern Aufwiegler: „Nâ, nâ, nâ! Frônz, häind nimmâ!“ — Dann reichte er die Hand über den Tisch dem Schmied und sagte: „Schmied — gi mâ d'Hănd — 's is ninx — sâ mâ guat!“ Der Schmied stand also auch auf, indem mehre Stimmen riefen: „So is răr — kemts

zôm!" — Wie sich die Versöhnenden aber die Hände halten, thut der Wirth die arglose Frage: „Schmied, weiviel Fingâ höst du?" *) Der Schmied, welcher sich in der Jugend den Mittelfinger verstümmelt hatte, meinte das als Spott. „Himmelsakrment!" donnerte er, riß seine Hand zurück, ergriff ein Glas, und schleuderte es dem Wirthe nach dem Kopf, der sich aber bückte, daß es an der Wand in tausend und tausend Scherben zersplitterte. Man tanzte eben. Die Burschen ließen ihre Tänzerinnen los, im Augenblicke waren alle Stühle zerschmettert und die Stuhlfüße zu Waffen geworden. Wie durch langes Verständniß bildeten sich schnell zwei Parteien. Der Schmied und seine Anhänger wurden in die Flucht getrieben.

Die Verlobung.

Dazu wird immer eine Nacht bestimmt. Gegen Abend begibt sich der Bursch, welcher daran ist Bräutigam zu werden, mit drei oder mehren verwandten Männern zuerst in das Nachbarhaus der künftigen Braut und schickt Einen der letzteren an den Vater der zu verlobenden Tochter, daß er anfrage, „ob man kommen dürfe? ob es nun eben recht wäre, wenn man käme? wie man dächte?" Der wohl vorbereitete Vater ladet natürlich sogleich freundlichst ein: „man möchte nur kommen; sei ihm ja immer lieb, den Burschen und die Männer zu sehen; und wenn man in Freundschaft und guter Absicht komme, ehre man ja immer sein Haus ..." Auf diesen Bescheid hin kommen die Angemeldeten. Die Begleiter

*) Schmied, wie viel Finger hast du?

des Burschen heißen Beistände. Solche Beistände aber treffen nun auch von Seite des Brautvaters ein. Nach wechselseitiger Begrüßung setzen sich beide Parteien um zwei getrennt stehende Tische. Weder die Mutter noch die Tochter lassen sich blicken; aber um die Fenster von außen drängen sich neugierige Zuschauer in Menge und in die Fensterrahmen drücken sich so viele Köpfe, als nur Platz finden. Nachdem die beiden Verlobungsparteien sich abgesondert im Geheimen verabredet haben, beginnt der Vater der Braut von seinem Tische hinüber zu reden nach dem Tische der Bräutigams-Partei: „nun, und wie es denn stünde mit des Burschen Habe und Mitgift?" Einer der Beistände zergliedert die Habe und Mitgift des Bräutigams. Ueberlegen der Brautpartei; dann Debatten, bis man einig ist. Hierauf erhebt ein Bräutigamsbeistand die Frage an den Brautvater: „nun, wie es denn stünde mit der Habe und Mitgift seiner Tochter?" Ein Beistand zergliedert die Habe und Mitgift der Braut. Ueberlegen der Bräutigams-Partei; dann Debatten, bis man einig ist. Jetzt werden beide Tische zusammengerückt und die Hausfrau, welche bis jetzt in der Küche sich umgethan hat, erscheint, geschäftig grüßend, und den Tisch deckend. Die Musikanten treten herein und spielen auf; (starkes Boxen der Köpfe in den Fensterrahmen, die alten Weiber müssen sich zurückziehen). Ein Faß Bier, welches der Bräutigam bereits einen Tag früher in das Haus der Braut bringen ließ, wird nun gezapft und die Verlobungs-Parteien sprechen voll hoher Fröhlichkeit zu. Sobald die Speisen aufgetragen werden sollen, wird nach der Braut gefragt, die nun vorgeführt werden muß. Musik ertönt und aus der Kammer wird ein Mütterlein geführt und dem Bräutigam vorgestellt mit der Frage: „ob die wohl die rechte sei, oder ob er auf

eine Andere warte?" Der Bräutigam meint: „daß die Vorgestellte zwar kein übles „Trutscherl" sei, und daß er sie wohl heirathen würde, wenn er nicht schon eine Andere im Herzen hätte." Das Mütterlein stellt sich beleidigt und fodert Genugthuung. Ein Versprechen des Bräutigams beruhigt es. Nun ertönt wieder Musik und die wirkliche Braut wird aus der Kammer geführt; sie ist in schönem Sonntagsputz. Wie man sie dem Bräutigam vorstellt mit der Frage, ob die es sei? steht jener auf und gibt ihr die Hand mit der Antwort: „dô is!" (die ist's), indem er ihr zwei bis vier Kronthaler (Brautthaler, Brôtôlâ) zugleich in die Hand drückt. So lange diese von der Braut nicht zurückgegeben werden, bleibt der Verlobungsvertrag giltig. Den Beiständen werden schöne Schnupftücher als Präsente auf die Teller gelegt, und nachdem Bräutigam und Braut am Tische neben einander Platz genommen haben, beginnt unter Musik ein reichlicher Schmaus. Während dieses versammeln sich tanzlustige Burschen und Mädchen draußen, die nach aufgehobener Tafel hereingelassen werden und oft den meisten Theil der Nacht durchtanzen. Begibt sich der Bräutigam nach Hause, so wird er eingefangen von seinen Kameraden, und nur ein Lösegeld macht ihn wieder frei. — Am folgenden Morgen werden die Verlobungspunkte zu Papier gebracht. Wenn hierauf das Brautpaar eine Religionsprüfung beim betreffenden Pfarrer bestanden hat; so dürfen die Brautleute mit ihren Heirathsbedingungen beim Oberamte eingetragen und mit dem Erlaubnißscheine versehen werden, daß sie als Willens, in den Ehestand zu treten, vom Geistlichen dreimal an hintereinander folgenden Sonntagen öffentlich aufgeboten werden. Acht Tage nach dem letzten Aufgebot folgt gewöhnlich schon die Hochzeit. Während dieser letzten acht Tage ladet der

„Hochzeitlader" die Gäste zusammen, indem er nebst einer mündlichen in Verse gesetzten Rede noch auf jede Stubenthüre eines Gastes einen kleinen Kranz zeichnet, woraus sich ein Rosmarinstrauß erhebt. In den Kranz schreibt er den Preis, welchen jeder Gast am Hochzeitstische zu entrichten hat. Gewöhnlich beträgt die Summe 1 fl. 12—30 kr. C. M.

Der nächtliche Besuch ('s Fensterln — 's Schrä).

Um folgenden Tags eine Hochzeit zu sehen, blieb ich in einem Dorfe über Nacht. Das Haus, wo ich zu bleiben beschloß, war klein und aus Bäumen gezimmert, mit flachem Dache, wie dort fast durchaus die Bauart ist, und zur Befestigung der Schindeln mit vielen gewichtigen Steinen beschwert. Man räumte mir auf dem Boden ober dem Wohnzimmer ein Bett, und der Laternenschein aus der Hand des Wegweisers ließ mich merken, daß die Hälfte des reinlichen Bodens mit Heu gefüllt war, übrigens aber einer netten Kammer glich, zum Schlafe einladend, und äußerst erquickend durch die allseitig hereinstreichende Luft der Frühlingsnacht. Die blühenden Kirschbäume um das freundliche Haus, und duftige Kräuter thaten dem Geruchsinne wohl, als ich die Bettdecke bis an die Brust über mich schlug, und während das Ohr angenehm erregt ward, dem Lispeln und Plätschern eines vorübereilenden Mühlbaches zu horchen, goß der Mond unzählige Strahlen durch die feinen Fugen des Daches, und mein Auge hatte einen zauberhaften Himmel voll Kometen und Sternlein ober sich, auf den schwarzen Grund des Daches gemalt. — „Wann wird die gesprächige Welle, deren Klang ich jetzt höre, das Rad der

nahen Mühle erreichen, und jählings die Rinne hinabstürzend dessen Umschwung befördern? — Noch betet man laut in einem fernen Bauernhofe — verschlagene, unverständliche Worte kommen aus der Weite — geisterhaft klappen die hölzernen Hausthüren zu — die Riegel werden vorgeschoben, und wie ein Schwarm Hühner schläfrig plaudernd im Winkel der Steige sich setzt und anschmiegt zum Schlafe, so thun die Bewohner des Dorfes. Alles ist heim und sucht den Schlaf." — So denkend, schlief ich ein. Allein mein Erwachen folgte bald. Ich hörte in der Ferne eine Schar Burschen jauchzen, lärmen und singen. Sie kamen bald näher, bald entfernten sie sich, und endlich zerschlug sich die Versammlung; denn nach allen Seiten und Fernen jauchzte man einzeln und zusammen. Die Stille, die jetzt eintrat, unterbrach eine andere Scene. Im Nachbarhof erscholl erst ein leises, dann stärkeres Klopfen am Fenster. Eine Männerstimme rief: „Lenâ! Lenarl! Möch ăf! I bin's — Jŏkŏb, dâ Mô (Mann)." — Nach einer Pause klopfte es wieder, und wieder sagte die Männerstimme: „Sŏ kennst mô denn nôd? Lenâ! Lenarlŏ! Ăfmöchâ söllst, mia, dân Mô!" Drauf hörte ich ein Fenster öffnen, und eine Weiberstimme rief: „Âhâ! Eiz kâmst? Kôst dŏ furtmöchâ, eiz brŏch i dô nôd! Gsuffâ heist — und eiz kâmst? Eiz kâmst, wŏ's Tŏ (Tag) wiad, und d' Hônâ (Hähne) krä'nt!" — „Săkrâ!" sagte der Mann mit Nachdruck, als ihm das Fenster vor der Nase zugeschlossen ward. „Lenarl! sög (sage) i nômöl (nochmals)," fuhr er fort mit etwas erzwungener Mäßigung — „möch ma r ăf! Să guatwillô — i bi nôd lúadalâ gwôst." — „Wăst nôd lúadalâ gwôst, wăst zălichâ kămâ," antwortete aus der Kammer das Weib, und die unsichere Stimme, die von einer Anstrengung zeigte, ließ mich meinen, daß Lenerl, das

Weib, gleichgiltig das Bett wieder besteige, und den Mann vor dem Fenster seinem Schicksale überlasse. Jetzt fing ein Bursch an, in der Nähe zu jauchzen, und dann eine Melodie zu pfeifen. Der Mann rief ihm zu: „Frônz, bist du's?" — „Jô, Wödâ (Vater)," antwortete der Bursch. „Wei kimst denn du döhea?" sagte der Erste wieder. — „Wei kennt's denn ôs döhea?" erwiederte der Sohn. „Strächst mâ wiedâ r um?" — „„Nô (nun) Wödâ, sät's denn ôs im Wôrt?"" — „Städ (still) eiz (jetzt), und schô (schaue), dôß mâ r in's Hôs kemmâ!" — „„Stägts âm Gôg (ein hölzerner Balkon), und zeigts (zieht) â Spögötschnüa'l niedâ, dôs vôm Düa'l öwâhängt. Guatô Nôcht! Höd eng d' Muadâ kreigt? Gschib eng rächt — d' Mônâ keant hôâm."" — „Wô willst denn du nô hi?" — „„Städ — i wôas schô wôhi. Guatô Nôcht."" — Der Bursch pfiff nun die unterbrochene Melodie weiter, doch mit abnehmender Stärke, und schwieg endlich ganz. — Eben überkam mich wieder ein leichter Schlummer, als ein Krachen und Knistern mich plötzlich wieder munter machte. Schweres Athmen verrieth einen Menschen in der Nähe, nur war nicht gleich zu entscheiden, ob der Nachtwandler über das Dach schreite, denn Schindeln am Rande des Daches wurden rauschend verschoben — oder ob Jemand am Holzstoß um die Fenster nach dem Balkon steige. Ich saß auf und horchte. In der Kammer unter mir schnarchte man behaglich, Kinder dehnten sich und raunzten, sich umwendend, oder träumten, halbe Worte schwerzüngig plaudernd. „Was ist das?" dachte ich, und war nicht ganz ohne Sorgen, denn jetzt hatte sich offenbar Jemand gerade in der Nähe meines Bettes außen auf dem Balkon festgemacht. Ich erwartete den nächsten Schritt, den der Nachtwandler vorhatte, um darnach mein Benehmen zu regeln. In der Nähe meines Kopfes griff

eine Hand nach dem Strohbündel, der ein rundes Wandloch verstopfte, und er fiel rauschend auf den Boden herein. Ich erwartete, eine Hand werde hereindringen (und mein Kopf wäre zu erreichen gewesen), allein es begann eine zärtlich wispelnde Stimme: „Liab's Märgarl! Märgarlö! Heast? Sögst ă ninx? — Pölömärgarl (zusammengesetzt aus Pöls — der Name des Bauernhofes — und Märgarl)! Bist denn trutzô hăd? Märgarlö! Schöm dô, dåst ninxô sögst! Heast ă nöd? Owâ (aber) woärt (wart)! Woärt nô!" — Als ich so zärtlichthun hörte, verstand ich wohl gleich, daß ein Bursch zu mir „Fensterln" komme, in der Meinung, Margerl liege statt meiner im Bett. Auch erklärte ich mir nun die Verlegenheit dieses Mädchens am Abend, als man nach einigem Berathen in der Familie mir endlich nicht ohne Scherz ihr Bett angewiesen hatte. Sie machte den nächtlichen Besuch und die Folgen vorausgesehen haben. Und ich brauchte nicht länger zu zweifeln, denn aus der Kammer war ein Hüsteln und Keuchen hörbar, was ein mit dem Polster unterdrücktes Lachen war, zu heftig, um ganz verhalten zu werden. Die Maid ist also wach geblieben aus Besorgniß, und hörte nun wirklich die zärtliche Ansprache des liebenden Burschen, die er an einen Mann und Fremden richtete. Der Bursch aber fuhr fort, aus zartem in wehmüthigen Ton überzugehen, weil er bei meinem sehr leisen Athemholen auf Wachsein schloß und meinte, die Liebste wolle sich nicht melden. Um ihn zu trösten, schnarchte ich ein wenig — worauf er begann, von Neuem das Liebchen zu wecken. — Mir war schon Anfangs der Gedanke gekommen, ihm zu antworten, und ich begann nun nach leichtem erzwungenen Gähnen und Raunzen mein Erwachen anzuzeigen, und in der Rolle der Geliebten, kundig des Dialektes, und weil das Wis-

pern der Stimme mich nicht verrathen konnte, Antwort zu geben, und ein Gespräch zu führen. Das verstohlene Gekicher aus der Kammer wurde nun fast laut, weil ich das Liebchen vorstellte. Der Inhalt unseres Gespräches war Anfangs sein milder Vorwurf, daß ich so lange keine Antwort gegeben, und meine Entschuldigung, weil ich zu tief geschlafen und ihn nur nicht gehört hätte; drauf eine Versöhnung, und hierauf folgte ein gegenseitiges Befragen über das Erscheinen bei der Hochzeit am folgenden Tage. Die Familie unsers Liebhabers war geladen, und er war die theilhabende Person. In „Märgarls" Namen aber wußt' ich nicht zu antworten mit Bestimmtheit, log also einige Bedenklichkeiten, von Seite des Vaters und der Mutter herleitend. Darauf schied er, die Hand zum Wandloch hinreichend: „Gi mâ d'Hend, Märgarl! Guatô Nôcht!" — Es lag herzliche Kraft in seinem Händedruck. Die Schindeln am Dache rauschten, Bretter und Balken krachten wieder, der Bursch pfiff unten und ging. Seinem Jauchzen aber antwortete kein Bursch in der Nähe und Ferne mehr — er schwieg nun auch, während ich, eine liebe Aussicht durch das offene Wandloch gewinnend, im Mondenschein die klappernde Mühle stehen sah, ganz von Fliederstrauch umgeben und silberähnlichem Rasengrund, auf welchen nordwärts das Schattenbild von Mühle und Gebüsch fiel. — Mit diesem nächtlichen Abenteuer wurde mir der Begriff des „Fensterlns" recht deutlich, und, wie ich erfuhr, bezeichnen diese Grenzler es mit dem Ausdrucke „'s Schrâ" — von Schreien, Anrufen zu einem nächtlichen Plausch zwischen Bursch und Liebchen.

Eine Hochzeit (a Hauzat).

Am folgenden Morgen weckte mich Löffelgeklirr, das aus der Wohnstube scholl. Man reinigt da unmittelbar vor Tisch das Eßzeug, und wirft es klingend auf die Tischecke, die nach der Mitte des Zimmers zeigt. Dieser Schall dient statt einer Glocke, um diejenigen zu rufen, welche im Hause gegenwärtig sind, für Entferntere muß Jemand vor die Hausthüre treten. In meinem Falle war es ein blonder Knabe, der auch mit unterspreizten Armen schrie, daß er bis unter die Blondlocken roth wurde, während die Mutter zum Kammerfenster hinaus dasselbe Amt verrichtete: „Geit's zôn Ôss'n! Kemts zôn Ôssn zôm!" — Als ich in die Stube trat, saß die Familie bereits um den Tisch, Milchsuppe (den fast unumgänglichen Bestandtheil des Frühstücks und Nachtmahls) aus Einer Schüssel essend. Man verrichtet dieses Geschäft langsam und gemessen. Mit jedem Löffel Suppe fischt sich Jeder einen Brocken Brod heraus, und während das Kauen geschieht, wird der Löffel vor sich auf den Tisch gepflanzt. Und das ist der Moment, wo man fragt und antwortet, und dem Tischgespräch huldiget. Vor und nach Tisch wird der englische Gruß, bisweilen noch ein anderes Gebet gebetet, und zwar vor Tische still, nach Tische gewöhnlich laut. Der Hausvater ist immer der Vorbeter. — Ich suchte „'s Mărgerl", denn ich dachte über den nächtlichen Besuch zu scherzen; allein sie fehlte beim Essen, auch fragte Vater und Mutter nach ihr: „Mô (warum) kimt denn 's Mărgerl nôd zôn Ôssn? Wô is denn d ô wiedâ? Hâns'l gei sauch's (suche sie)!" — Der zurückkehrende kleine Bote sagte: „Sie steit hintân Bianbâm und sôgt, dôß sa sô schômt!" (Sie steht unterm Birnbaum, und sagt, daß sie sich

schäme!) Ich theilte die Ursache mit, und man lachte laut und lange. — Der Hausvater war bereits im Sonntagskleid, denn er war Hochzeitsgast. An die Thüre war mit Kreide der erwähnte Kreis gezeichnet mit dem Strauß, und darin stand: „1 fl. 30 kr. C.M." geschrieben. Gegen neun Uhr früh nahte Musik, Pistolenschüsse erschütterten nah und ferne die Luft. Unser Hausvater selbst streckte jetzt einige Male sein Geschütz knallend aus dem Fenster. Mit dieser Ceremonie grüßte er der Musik entgegen, welche kam, ihn in das Haus des Bräutigames abzuholen, weil er diesem verwandt war, und also gleichsam dessen Gast bei der Hochzeit vorzustellen hatte. Der Musik folgten mehrere Gäste, welche bereits abgeholt waren. Das Ganze hatte ein feiertägliches Ansehen. Vor jeder Hausthüre standen gruppirt die ungeladenen Bewohner des Dorfes im Halbsonntagskleid, um die Hochzeiter vorüberziehen zu sehen. Nach jedem Pistolenschuß tönte ein anhaltendes Jauchzen; selbst von den entfernten Feldern tönte Jubel in das Dorf hinein. Aus dem Nachbarhofe hatte man eben jetzt einen jungen Burschen abgeholt, den ich für den nächtlichen Besucher halten mußte. Eine schlanke Gestalt, fromm-jugendliches Aussehen im wohlgestalteten, blühenden Gesicht, machte den Jungen für jedes Auge angenehm. Aus seiner Hand krachten einige Pistolenschüsse schnell auf einander. Sein halbmuthwilliges Leben, Jauchzen und Springen hob ihn vortheilhaft hervor vor den Uebrigen. Plötzlich ließ er jetzt die Musik mitten in einer Melodie anhalten, bestimmte das folgende Musikstück, jauchzte, knallte einen Pistolenschuß in die Luft, und schrie: „Eiz spielts ma r͡ äf, ôs Säkrâ! Lustô und frisch!" Die Musik klang durch die heitere, ruhige Luft, aus Fenstern und von Hausthüren her rief und lachte man dem lustigen Bur-

schen zu. Dieser aber sang zur gespielten Melodie mit heftigen Geberden eines natürlichen Entzückens:

„Wenn i zŏ mân Deânlâ gei
Nim i mâ Heărzerl mit;
Wŏas ma gŏa r ŏftmŏl nŏd,
Wŏs eâm kŏâ Dŏărat gschiht!“

Mein Hausvater zog jetzt seinen Rock an, um Musikanten und Gäste zu empfangen. „Märgerl“ lief herein und kichernd durch die Stube nach der Kammer. Aber die Mutter brachte einen großen Laib schönes Weißbrod, schnitt ihn nach einer Bekreuzigung darüber oben ein wenig an, legte ihn sammt einem großen, frischgeschliffenen Messer auf den Tisch. Man spielte und jauchzte zur Thüre herein und schwang die Hüte. Der lustige Bursch aber war auf einmal zahm und trat zuletzt ein, nicht ohne flüchtig-forschendes Umhersehen. Die Männer drückten sich die Hände. Musik schwieg jetzt. Die Hausfrau war geschäftig im Anordnen: Sôtzts eng, schnŭds ŏ a Braud! Ôltă (zum Vater) schenk' ă! (zu den Männern) Willts ês denn zwŏamŏl hean, Mônâ? Ôtzts und trinkts, dŏß da Mei (Mühe) weart is!“ — Man aß und trank etwas. Dann wurde ein Ländler gespielt, den der Hausvater mit seinem Weibe tanzte. Der lustige Bursch ging frisch nach der Kammer, und holte sich's „Märgerl“, die indeß sich nett angezogen hatte. Nach dem Tanz wurde eine Art Marsch gespielt, man brach auf, und an der Thüre sprengte die Hausfrau etwas Weihwasser über ihren Mann, der andächtig das Kreuz machte und hinausschritt. — Unter Schießen und Spielen ging der Zug in das Haus des Bräutigams. Indeß hatte die andere Hälfte der Musikanten die Verwandten der Braut in ihr Haus zusam-

mengeholt. Sowohl hier wie dort wurde den versammelten Freunden jetzt ein Frühstück vorgesetzt, bestehend aus einer sehr kräftigen Rindsuppe mit eingebrocktem Weißbrod oder Semmeln, Rindfleisch, „Wăckâ"*), Würsten und Kuchen. Dieses Frühstück heißt man „Găklhenn", und findet es nur bei größern Hochzeiten. Wecken und Bier stand sonst noch reichlich auf dem Tische, und man sprach letzterem bis zu einiger Betäubung zu. Nach Tisch wurde ein wenig getanzt, doch auf einen Wink schwieg die Musik, alle Gäste wurden plötzlich ernst, der Vater des Bräutigams nahm diesen am Arm, indem eine tiefe Blässe sein Gesicht überzog, und große Thränen stürzten über seine Wangen. Die Gäste nahmen feierlich die Hüte ab. In der Kammer stand die Mutter mit den Geschwistern des Bräutigams, die beim Eintritt des Vaters mit dem Sohne zu weinen und schluchzen anfingen. Der Bräutigam kniete nieder, indem er unter Weinen den Kopf senkte und kaum die Worte reden konnte: „Gôts mâ engan Sôgn, Vŏdâ und Muadâ!" — Die Mutter besprengte mit einigen Tropfen Weihwasser sein Haupt, indem ihm der Vater händeauflegend den Segen gab: „Gei in Gôt's Nôm! unsâ keast Du eiz nimmâ; àn ôndas Hôs kreigst Du, a Wâ kreigst, und Kinâ kôst kreign. Hôlt ăf ôllô, wei's unsâ Heărgôtl will; sâ guat und vônúnftô. Unsâ Heăr is durt, wô mia rächtschôffâ sân, gwis mit Glück und Sôgn. Eiz stei ăf — i hô dâ r eiz ninx meâ zôn sôgn."**) Viele Thränen liefen bei dieser Rede

*) Eine fette, gähe Mehlspeise aus Semmelschnitten, Eiern, Milchkäse, Gewürz ꝛc.

**) Geh' in Gottes Namen! uns gehörst Du jetzt nicht mehr; ein anderes Haus bekommst Du, ein Weib bekommst Du, und Kinder kannst Du bekommen. Halte auf Alle, wie es der Herr haben will;

dem Vater aus den Augen, und er sprach mit oftmaligem Unterbrechen. Während die weinenden Aeltern den scheidenden Sohn segneten, beteten in der Stube alle versammelten Hochzeitsgäste laut, ernst und langsam für des Bräutigams Wohl. Dann erschienen Vater, Mutter und Geschwister mit dem Bräutigam wieder in der Stube. Dem letzteren reichten der Reihe nach alle Gäste ihre Hände und sagten ihm freundliche Glückwünschungsworte: „Nô — sô wünsch' i dia ôllas Guatô —" oder „viel Glück!" — „mächts dâ krödn und guat gei" — „Nô, sô wöllt i hôld" — — Dankend erwiedert der noch tief gerührte Bräutigam: „I dônk eng, Vôdâ — Bäsl — Vôdâ" — — Die Musikanten hatten sich indeß vor das Haus gestellt, den Aufbruch erwartend. Wie der Bräutigam an die Stubenthüre trat, sprengte die Mutter noch einmal Weihwasser über sein Haupt, und machte das Zeichen des heiligen Kreuzes über ihn, alle Andern aber folgten ihm. Die Musik begann jetzt eine marschähnliche, heitere Melodie. Pistolen verkündeten mit lufterschütterndem Knallen weit hin, daß der Bräutigam seinen Zug in das Haus der Braut beginne, um sie zum Kirchengang abzuholen. Hier, im Hause der Braut fanden während dieser Zeit dieselben Ceremonien statt, wie im Hause des Bräutigams: „Gäklhenn", Segenertheilung und vor beiden ein kurzer Tanz. In der Stube erwartete die Braut den Bräutigam. Beide reichten sich die Hand und hielten sich dieselbe gegenseitig so lange, bis der Hochzeitlader, dessen erste Amtshandlung jetzt begann, folgenden Spruch gesprochen hatte:

---

sei gut und vernünftig. Unser Herr ist dort, wo wir rechtschaffen sind, gewiß mit Glück und Segen. Jetzt steh' auf — ich hab' Dir nun nichts mehr zu sagen.

Glück ăf! Hôlt's eng im Heărz sô fôst wei mit 'n Håndn,
Füa r ållô Naud und ållô Lôbnszăt;
Denkt's 's nåmlô Tŏ füa Tŏ; laußt's eng nôd wendn,
Ôâs nôd vom ôdan nôd, wenns rengt, wenns schnăt;
Hôlts zôm! Hôlts zôm! wei Stôi in fôst'n Môan,
Wei Wâmâ mit'n Wurzln i da r Ead,
Dôß engâ Glückshôs, engâ Stômbâm dôan —
Dôs glôbts nô! bis zôn Grŏ und långâ wead.
Ôs willts dôch glücklâ sâ — nô jô! nô frălô!
Ôs willts dôch ôâs vom ônan eng nôd trennâ?
Jô nô — sô säts nô ôâs 'n ônan hălô:
Sô håts ôs schô! Hôlts zôm! Hôlts zôm, mögs schnă'm,
mögs rengâ!!

(Glück auf! Faßt euch im Herz so fest wie mit den Händen,
Für alle Noth und alle Lebenszeit;
Denkt gleich von Tag zu Tag; laßt Euch nicht wenden,
Das Eine von dem Andern nicht, ob's regnet, schneit;
Haltet zusammen, fest wie Steine in sichern Mauern,
Wie Baumeswurzeln in der Erde,
Daß euer Glückshaus, euer Stammbaum dauern,
Das glaubt nur! bis zum Grab und länger werde.
Ihr wollt doch glücklich sein — nun ja! nun freilich!
Ihr wollt doch Eins vom Andern Euch nicht trennen?
Nun ja, — so seid nur Eins dem Andern heilig:
So habt ihr's schon! Vereint Euch fest, mag's schnei'n, mag's
regnen!)

Im Hause der Braut wollen wir nun, während sich die Gäste der Bräutigams- und Brautpartei begrüßen, und langsam zum feierlichen Kirchengang anschicken, einen Blick auf

das Brautpaar werfen, und die einzelnen Würdenträger und Würdenträgerinnen erwähnen. — Der Bräutigam war durch einen Rosmarinstrauß am Hute erkennbar, wodurch dieser mit vielen frischen Zweigen ringsum verhüllt wurde, und die hundertfachen Flitter und Gegenstände am Strauß (wie Fluggold, silberner Zitterdraht, kleine weiße Täubchen, mit vergoldeten Herzlein im Schnabel, Kunstblumen u. dgl.) brachte einen angenehm heiteren Effekt hervor. Da, wo der unterste Stamm des Rosmarinstraußes befestigt war (nämlich über der Stirn des Bräutigams) prangte eine aus dunkelrothem Seidenband künstlich geformte Pfingstrose, dort „Böbl" genannt. Wo der Bräutigam stehen mochte oder gehen, versammelte sich um ihn oder lief ihm eine Schaar Kinder nach, die mit andächtigem Vergnügen das ewige Schwanken und Zittern der glänzenden Flitter von Silber und Gold betrachtete, und nach den lieben Täubchen und Blümlein lächelte, die Hände darnach streckend, ob nicht eines herabfallen und zwischen ihren Fingern hängen bleiben möchte. Außer dem Hutstrauß hatte er noch einen kleinen Rosmarinzweig am rechten Rockärmel befestigt. Ein schweres, hellkarminrothes Seidenhalstuch, wohl anschließend und vorn zu einer buschigen Masche gebunden, ober der die zwei blendend weißen Hemdkrägen heraus- und herabgeschlagen waren, gaben dem ernst-wehmüthigen Gesichte des Bräutigams einen zarten, lieblichen Schein. Zum Unterschiede von den ledigen Burschen war auch seine rothseidene Weste bis an den Hals mit einer Reihe stark versilberter Zwanzigerknöpfe sittsam geschlossen. Die hirschlederne Hose von frischer Schwärze, deren Nähte durch einen schnurähnlichen Streifen Weißleder hervorgehoben wurden, schloß wohl unter dem Knie, die weißen Strümpfe fest aufrecht haltend. Sein Tuchrock lag besser als

gewöhnlich, und übertraf die aller Gäste an Qualität. — An der Braut fiel wohl besonders der Kopfputz auf. Die Haare waren von allen Seiten nach dem Wirbel gekämmt, dort zu einem Nest gewunden, dessen ganze äußere Fläche mit kleinen Maschen rosenfarbner Seidenbänder und dazwischen befestigten Rosmarinzweiglein bedeckt war. Rings um das Haargeflechte und dessen Verzier wand sich ein Blumenkranz aus Kunstblumen, woraus sechs silberglänzende Getreideähren in gleicher Entfernung von einem Ohr bis zum andern über das Haupt herüber hervorstanden. Das Haar war leicht bepudert. Weil die Braut blond und ihr Haar sehr zart war, so hatte sich der feine Flaum desselben um die Stirne von dieser ungewöhnlichen Zwangfrisur losgemacht, und bildete in gewisser Beleuchtung einen Marienschein um ihr Gesicht. Gleich ihrem werdenden Gemahl trug sie ein rothseidenes Halstuch, nur sehr locker geschlungen und doppelt grün verbrämt. Ueber das rosenfarbene Mieder hatte sie noch eine schwarzseidene Jacke, die knapp anschließend bis zu den Hüften hinabreichte und um die Brust wenig ausgeschnitten und garnirt war. Der Rock und das Vortuch, ebenfalls von schwarzer Seide, reichten bis an die Knöchel hinab; ein rothseidenes Band hielt das Vortuch, und rückwärts hingen die Maschen und die beiden Enden des Bandes hinab*). — Die Art des Kopfputzes theilte, nur vereinfachter, mit der Braut die sogenannte „Brautmäschl“

*) Sonst (und noch jetzt an manchen Orten) trug die Braut einen dunkelbraunen oder hellrothen Rock, der wenig über die mittlere Wade hinabreichte. Die Jacke, gewöhnlich aus Tuch, ging kaum über die Hälfte des Rückens hinab. Am Kopfputz fehlte sonst der Kranz. —

(Brôdmäschl) *) oder „Kranzeljungfer" (Kränzljungfâ) **), die nebst der „Brautmutter" (Brôdmuadâ) **) zu dem höchstbewürdeten Frauenpersonale gehörte. Unter den Männern standen obenan: der „Brautvater" (Brôdvôdâ) ***), der „Brautweiser" (Brôdwâsâ) ****), als dirigirende, feierliche Person oder Ceremonienmeister der „Hochzeitlader" (Hauzatlôdâ) und endlich die beiderseitig nächsten Verwandten. Die weiblichen Gäste trugen an der Brust Bouquete und Rosmarinzweige, auf den Hüten die Männer. Dieses Zeichen zeichnete sie eben als Gäste. — Auf einen Wink und Ruf des Hochzeitladers mit einem großen Stock, von dem oben ein rothes Seidenband herabhing, wurde es nun in der Stube still. Er nahm den Hut ab, desgleichen alle andern Gäste, und hielt folgende Anrede:

Eiz heit mâ Zât! Mia kântn gei und trôchtn;
Fôa r ôllen is dôch Sôgn und Kirchâ z ôchtn.
Wea nôd mit Gôt ôfôngt und Gôta's Liab,
Dea r is — ôs wißts! — âm öignâ Glück sâ Diab.
Drum schôts eiz nôd gôa dz viel zâtlô Dingâ,
Wôs âbbâ fält, dôs laußtsô nôchô bringa,
Und git da Himml eng (dem Brautpaar) sân Sôgn,
Sô bringts ôs lâcht und gwis ä 's Zâtlô zwôgn.
Möchts! Af! Mia r ôllô weama's nô dalô'm,
Da Himml wiad eng frummô Kinâ gô'm.
Ôs weats gôa dzfrin sâ, weats kôâ Naud nôd kennâ,
Und lôngô Göhr wead eng da Taud nôd trennâ.

*) Schwester des Bräutigams. **) Taufpathin der Braut.
) Taufpathe des Bräutigams. *) Ein Bruder d. Braut.

(Wir hätten Zeit! Wir könnten geh'n und trachten,
Vor allem muß man Seg'n und Kirche achten:
Wer nicht mit Gott beginnt und Gottes Lieb',
Der ist — Ihr wißt's! am eignen Glück sein Dieb.
Drum schaut jetzt nicht zu viel nach ird'schen Dingen,
Was etwa fehlt, das läßt herein sich bringen,
Und spendet Euch der Himmel seinen Segen,
So bringt Ihr leicht das Ird'sche auch zuwegen.
Macht! Auf! Wir alle werden es erleben,
Der Himmel wird Euch fromme Kinder geben.
Ihr sollt zufrieden sein, die Noth nicht kennen,
Und lange Jahr' wird Euch der Tod nicht trennen.)

Hierauf ordnete sich der Zug, die Musikanten gingen voran, eine marschartige, heitere Melodie spielend, hinter ihnen folgten: der Bräutigam mit der „Brautmäschl", dann Braut und „Brautweiser", dann die übrigen Gäste. Heftiger begann das Pistolenfeuer und Jauchzen, die nahen und fernen Anhöhen bedeckten sich mit Scharen von Zuschauern. Das Dorf mit der Pfarrkirche war nur durch eine Wiese getrennt. Unter diesem Jubel und Schießen klang die Kirchenglocke, die nahe gottesdienstliche Feier verkündend. — Nachdem man bis zur Kirche gelangt war, verstummte plötzlich Spielen und Schießen, die Brautleute nebst den wichtigsten Personen der Hochzeit begaben sich in den Pfarrhof, um sich immatrikuliren zu lassen. Von da ging man in die Kirche. Beim Eintritte in dieselbe schieden sich die männlichen von den weiblichen Gästen. Rechts im vordersten Stuhle saß der Bräutigam, „Vorgeher" (Fôageiâ) *) und „Brautweiser;" hin-

*) Taufpathe des Bräutigams.

ter diesen die übrigen männlichen Gäste. Links im vordersten Stuhle ließ sich die Braut, „Brautmäschl" und „Brautmutter" nieder, hinter ihnen die übrigen weiblichen Gäste. — — —

Nach dem Hochamte wartete Musik und Pistoliade auf das junge Ehepaar und begrüßte dessen Austritt aus der Kirche; dann stellten sich alle Gäste in einen Kreis um dasselbe, und der Hochzeitlader sprach folgende Jubelrede.

Hochzeitlader.

Fifat! Fifat!

Gäste.

Fifat! Fifat!

(Musik.)

Hochzeitlader.

Nô segt's! dŏ hômâ 's Paar'l, richtô is!
Sŏ schuißt's! Sŏ spielt's! Sŏ schrăt's: Fifat!
Dŏß d' Luft vŏll Plôdrâ, Gschrŏa und Musô is,
Vŏll Frăŏngschrŏa: Fifat! Fifat!

Gäste.

Fifat! Fifat!

(Musik.)

Hochzeitlader.

Nô, Vŏderl, Muaderl, nŏ, wei ist denn eng?
Wiad eng um 's Hearz nôd Lăwl und Múada dzeng?
Fifat!

Gäste.

Fifat! Fifat!

(Musik.)

Hochzeitlader (zum Brautpaar):

Sô wāt is! Zômbröd sāts, sô blābts börnônâ,

Und frāts eng eiz, weit's willts, eng mit anônâ!

Fifat! Fifat! u. s. f. . .

Jetzt zog man in das nahe Wirthshaus, wo man sich mit Tanz so lange unterhielt, bis ungefähr die Stunde zum Speisen gekommen war, dann kehrte man in das Geburtsdorf der Brautleute zurück, wo im Wirthshause bereits sechs Tische gedeckt waren, jeder für zwölf Personen berechnet. Einer dieser Tische, der „Brauttisch," war für Braut, Bräutigam und die nächsten Angehörigen bestimmt. Bevor man aber zu Tische ging, sammelten sich die geladenen jungen Burschen und Männer zu einem Fußwettrennen, das zu den Hauptceremonien einer Hochzeit gehört. Der beste Läufer erhält von der Brautmutter 3 bis 4 fl. C. M., und ist verbunden, so lange die Brautmutter bei der Hochzeit zugegen ist, ihren Trabanten und Launenbefriediger zu machen, oder wie man sagen könnte, mit allem Aufwand von Scherz und Geld ihr die Kur zu machen. Der Erfolg des Wettrennens (das man „Ôfâschûsselhrennâ nennt) entschied für den lustigen Burschen, den wir vom „nächtlichen Besuch" her kennen. Er begann auch seine Rolle mit Geschick und fast ausgelassener Laune, zum Ergötzen Aller. — Bei Tisch erschien zuerst Suppe, allein bevor man zu genießen begann, ging ein Teller auf jedem Tische herum, worauf jeder Gast das bestimmte Geld zu erlegen hatte. Nach der Suppe kam Rindfleisch, und zwar in solcher Quantität, daß kein Gast seinen Theil aufzehren konnte; weßhalb vor Jedem ein leerer Teller stand, auf den er das Ungenossene zurücklegen und nach aufgehobener Tafel seiner Familie nach Hause schicken konnte. Nach dem Rindfleisch stand jeder Gast

auf (außer denen, die am Brauttisch saßen) und an ihre Stellen setzten sich die „Nachtafelgänger" (d'Nögänglâ), gewöhnlich Kinder oder Geschwister der früheren, welche nun vieles eingemachte und gebratene Fleisch und Würste, Kuchen, „Wäckalâ", Knödel (Hraudköpfat) u. s. f. genossen und zurücklegten. Unter diesen Nachgängern war auch unser „Margerl" (vom nächtlichen Besuch her bekannt) an die Stelle ihres Vaters zu sitzen gekommen. Bei ihrem Erscheinen ergriff es unsern jungen, lustigen Burschen, den Preisrenner oder Kurmacher der Brautmutter, erst recht mit leidenschaftlicher Heftigkeit. Er ließ am Brauttisch aufspielen, kam dann mit den Musikanten an jenen Tisch, wo „Margerl" saß, und wollte nimmer von ihrer Seite weichen, die halb verlegen, halb erfreut die Huldigung geschehen ließ. Er sprang, jauchzte und sang mehrere Lieder, deren Melodie er sich nachspielen ließ.

Deânăl, du Heărzagô,
Môist ă, i leißat dô,
Môist ă, i möcht mâ Lô'm
Nôd füa di gô'm? —

Deânăl, dôs Vôgăl durt
Hôtschat dur d'Lüftlâ furt,
Hea nô sâ Gsângl ô,
Kreigst schô an Mô! —

Hitschadô, hötschadô,
Stôckst ă dâ Heărz dawô?
Druckst ă dâ 'n Ögerl zôm?
Daustas föa Schâm? —

Bei Fenstern und Thüren herein schauten Gruppen von Kindern, die von den Gästen reichlich mit Wurst, Wecken oder Kuchen erfreut wurden, und bestimmt waren, die zurückgelegten Speisen nach Hause zu tragen. Einem kleinen Blondkopf sah ich zu, wie er nach einem Bauernhof schlenderte, und mit andächtiger Behaglichkeit die besten Stücke des anvertrauten Packes verzehrte. — Nach Tische entstand ein Getümmel um den Brauttisch. Wandbänke und Stühle wurden gedrängt voll von Zuschauern. Der Hochzeitlader begann nun den letzten Spruch, die Danksagung. Sie war in ähnlicher Manier abgefaßt, wie die vorhergehenden. Es wurde der Reihe nach erst den beiderseitigen Eltern im Namen des Brautpaares für Erziehung, Erhaltung, Ausstattung und sonstige Gnaden gedankt, dann allen Gästen für ihre warme Theilnahme im Namen der Eltern und des Brautpaares Dank gesagt, worauf nochmal ein Herzenswunsch des Sprechers folgte, daß die Neuvermählten ihre seligsten Tage von nun an erleben und das Alter der Ihrigen erfreuen möchten. —

Nun war es die nächste Aufgabe des Preiswettrenners, die Braut vom Tische herabzubringen. Die Musik spielte eine Melodie, dann fragte der Kurmacher die Brautmutter, unter welchen Bedingungen ihm die Braut herabgeführt würde? Diese sagte: „Bring ma r an Åmâ ôhnô Röaf“ (Bringe mir einen Eimer ohne Reif). Der Bursch jauchzte und rief: „Lustô! Spielts ăf!“ Die Musik ließ sich wieder hören, und der Bursch lief hinaus, kam mit einem Ei, das er wie Columbus an einer Spitze ein wenig einschlug, und vor die Brautmutter hinstellte, fragend: „Is råcht?“ — „Råcht is!“ sagte diese darauf. — Jetzt besann sich die Räthselgeberin ein wenig und begann: „Wôs hrump'lt und pump'lt i dâ hilzan

Köpäln?" Die Musik begann abermals und der Bursch lief hinaus und kehrte mit einem Stempel eines Buttergefäßes zurück, rufend: Dôs hrump'lt und pump'lt im hilzaran Fäßl!" — Nach Lösung dieser Aufgaben folgten noch folgende Fragen: „Welche sind die besten Weiberuhren?" — „„Haushähne."" „Welches Obst reift drei Jahre?" — „„Wachholderbeeren."" Endlich mußte der Bursch ein Mus bringen, wozu man weder Mehl noch Feuer brauche. Er brachte Honig. Die Aufgabe, ein Rad zu bringen, das kein Wagner gemacht und wozu man kein Holz gebraucht habe, löste er, indem er einen Spritzkrapfen brachte, dessen Form die eines Wagenrades war. Zum Schluß sollte ihm die Braut nur über eine silberne Brücke zugeführt werden. Er legte also eine doppelte Reihe von Zwanzigern auf den Tisch, von einem Eck desselben bis zu jenem, wo die Braut saß. Die Braut stieg darauf, und darüber gegen den Brückenbauer, der sie empfing und auf den Boden herabhob. Unter Jubel der Herumstehenden erschallte Musik. Der Bursche sollte nun den Brauttanz mit der Braut eröffnen, allein letztere vermißte einen Schuh, den man ihr schon früher heimlich unterm Tische vom Fuß gezogen hatte. Nach langem Suchen fand ihn der Bursch. Er tanzte einen Ländler mit der Braut einmal herum, ihm folgte dann der Vater der Braut mit dieser, dann Brüder, nächste Anverwandte und Hochzeitsgäste nach einander mit der Braut einmal herumtanzend. Jetzt tanzte der Bräutigam mit der Mutter der Braut, — dann mit seiner eigenen Mutter, und zuletzt mit seiner jungen Angetrauten. Hierauf galt keine ceremoniöse Regel mehr, und das übrige tanzlustige Blut bemächtigte sich des Terrains. Bald hatte der Tanz die Gestalt des früher geschilderten angenommen. Burschen

und Mädchen kamen zahlreich dazu. Als „Margerl“ und der „lustige Bursch“ zum ersten Male Muße hatten, länger und heimlich mit einander zu sprechen, entdeckte sie ihm, daß er diese Nacht bei mir fensterln war. Ich beobachtete beide, wie sie verlegen thaten, dann plötzlich ein helllautes Gelächter aufschlugen. „Wôs?“ hörte ich den Burschen sagen, „ea wă's gwôst? Săkrâ! Hŏst mô für an Nŏărn? 's kô nôd sâ!? — Dea Heăr durt is i dân Bôtt glôĝn? — Jessas! Eiz mau ô ŏ glă dafôhrennâ, und kô 's Lôchâ nimma r ăfhean!“ rief er in höchst ergötzlicher Unruhe. Dann schlich er lachend und stotternd zu mir, den Hut verlegen über die Brust haltend. „Heăr — Heăr — Heăr — i bins gwôst — dôs is zôn Hautz'schnă! Săkrâ! dôs fôgis ô mâi Lôttâ nôd!“ —

Brautsteuer-Transport (da Kômmâwôĝn).

Drei Wochen lang nach der Hochzeit müssen junge Eheleute getrennt bei ihren Eltern leben. Während dieser Zeit wird das Meiste und Wichtigste der Brautaussteuer besorgt und angeschafft. Die junge Frau mit ihren Eltern wandert auf Jahrmärkten bei Kaufleuten herum; zu Hause sind Tischler und Schlosser beschäftigt, standesmäßige Hausgeräthe herzustellen. Ist man allseitig befriedigt, so wird der Tag der Vereinigung und Uebersiedlung bestimmt. Die schönsten vier Pferde der Gegend werden zusammengespannt vor den Wagen (Kômmâwôĝn), auf den man die neuen, bunten Kästen, Tische, Bettgestelle, kurz die kleinsten und größten Geräthe für das Hauswesen sich aufschichtet nach einer Art Kunsttheorie. Ueber diesen Gegenständen wird das Brautbett befestigt, zu oberst

eine bunt bemalte Wiege. Was von Wäsche und andern Gegenständen in den Kästen Platz findet, wird da zusammengepreßt. Zerbrechliche und bestimmte andere Dinge müssen getragen werden. Zu diesem Ende bittet das junge Weib alle ihre Jugend- und Schulfreundinnen, welche noch nicht verheirathet sind, an diesem Tage zusammen und um Beistand. Man kommt nun auch gerne, der Freundin den Dienst zu leisten. Jedes dieser Mädchen wird mit einem größern oder kleinern Tragkorbe versehen, um darin einen der von der Sitte bestimmten Gegenstände bei der Uebersiedlung zu tragen. Ist vor dem Elternhause des jungen Weibes der Wagen mit seinen vier wiehernden, muthigen Pferden, die mit Blumen, purpurfarbenen Tuchlappen, und einem Geschirre voll glänzend geputzter Messingrosen an Kopf und Halse ausgeschmückt sind, zum Fortfahren bereit, und hat die scheidende Tochter weinend Abschied genommen von ihren Eltern, so schwingt sich der Pferdelenker, einen Blumenstrauß am Hut und ein Seidenband an der Geißel, auf ein Pferd, und lärmend und jubelnd umringt von einer zahlreichen Begleitung beginnt er den Zug. Hinterher kommen die Jugendfreundinnen mit ihren Tragkörben. Die Einen tragen Küchengeräthe, obenauf mit einem ungeheuren Kochlöffel, die junge Hausfrau an ihr Geschäft als Köchin erinnernd, und mahnend, daß man in ihrem Hause künftig „mit dem großen Löffel esse." Andere tragen Flachs, Getreidegarben, Gespinnst von der Hand der jungen Hausfrau, Brod, das sie selbst gebacken, theils um die Wünsche glücklicher Erntejahre, theils die Ermahnung an ihre Pflicht und den Beweis ihrer Tüchtigkeit und Kenntnisse einer Hausfrau anzuzeigen. Den Zug schließt die junge Frau, begleitet von den bei ihrer Hochzeit als Brautmutter, Kranzeljungfer

u. s. f. fungirenden Frauen. Ihre Eltern folgen eine geraume Zeit später nach. Von allen Seiten des Dorfes strömen Zuschauer. Die Burschen, welche mit der jungen Frau aufgewachsen sind, wollen anzeigen, wie ungerne sie eine Jugendfreundin verlieren, die nach einem andern, besonders entfernten Dorfe geheirathet hat, und sperren am Ende ihres Dorfes durch aufgehäufte Gegenstände den Fahrweg. Kommt nun der Uebersiedlungszug an, und die Pferde können den Holzdamm nicht durchbrechen, so erlegt der Pferdelenker einen Geldtribut, den die hinzukommende junge Frau vermehrt. Rasch wird die Sperre weggeräumt, die Burschen umgeben die Jugendfreundin, und begleiten sie weiter. Auf dem Wege müssen bei bestimmten Veranlassungen gewisse abergläubische Sitten beobachtet werden. Hört man zum ersten Male einen Kukuk rufen, so greift Jedermann in den Sack und rührt das dort befindliche Geld auf, zum Zeichen, wie sehr man die Vermehrung des Wohlstandes der jungen Hausfrau wünsche. Der Kukuksruf gilt als verheißendes Orakel dafür. Hört man eine Wachtel schlagen, so zählt man die Schläge; ihre Zahl bedeutet die künftige Anzahl Kinder dieser jungen Hausfrau. Schlägt die Wachtel in einer Getreideart, so wird diese die ganze Ehe hindurch die günstigste Ernte liefern: schlägt sie auf einem Rain, so bedeutet es Jahre des Mißwachses und Unglück mit Kindern. Hört man zum ersten Male donnern, so muß die junge Frau den nächsten schweren Gegenstand fassen und zu heben suchen, was ihr Gesundheit und Stärke für alle Verrichtungen sichert. Die Einfahrt in das Dorf des betreffenden jungen Gatten versperren wieder die Mädchen jenes Dorfes, scheinbar erzürnt, daß der Einen aus ihnen ein Gatte entgangen, und ein Jugendfreund allen durch eine Fremde geraubt worden. Ein Tribut öffnet wieder den

Weg. Die junge Frau ladet zugleich alle diese Mädchen in das Haus ihres Mannes. Nun wird sie auch von diesen begleitet. Einige hundert Schritte vom Hause entfernt, erwartet den Zug der junge Gatte. Er küßt sein Weib, und führt sie am Arm bis zu seiner Hausthüre. Da begrüßt sie Musik; die Eltern des jungen Gatten sprengen an der Schwelle Weihwasser über das junge Ehepaar, und begleiten es in die Stube. Die ganze Begleitung von Burschen und Mädchen beginnt nun etwa eine halbe Stunde zu tanzen; dann werden alle bewirthet, und man verläßt hierauf glückwünschend das Haus. Der Wagen wird mit Weihwasser übersprengt, und die jungen Eheleute beginnen die Möbeln im Hause zu ordnen. Indeß sind die beiderseitigen Eltern und nächsten Anverwandten zusammengekommen, und verbringen den Rest des Tages und größten Theil der Nacht mit Essen und Rathgeben über das künftige Hauswesen des jungen Ehepaares.

Die Pfingstwallfahrt ('s Pfingstwölfört'n).

In der Woche vor Pfingsten wird jedes Dorf vorzüglich durch drei Dinge belebt: durch die Anstalten zu einer Wallfahrt; durch die Vorkehrungen zum Hexentusch am Vorabend des heiligen Pfingstsonntages — und durch die Proben zum Pferdewettrennen am Pfingstmontage. — Die Wallfahrt besteht in einem frommen Besuch des sogenannten „Heiligenberges" (Hälöbeär) bei Pribram in Böhmen. Ein oder mehre Dörfer unternehmen den frommen Pilgerzug zugleich, an demselben Tage aufbrechend und zurückkehrend. Veranlaßt sind bei den Meisten diese Wallfahrtsbesuche durch Versprechungen in bedrängnißvollen Lagen, z. B. in gefährlichen Augenblicken einer Krankheitskrisis an Eltern

oder Kindern. Man gelübdet mit folgenden Worten: „Hä-lôs, hraudguldaras Heärgatmuaderl! Hälf ma r i mânâ Naud! Möch mi (mâ Kid) gsund, sô wöllförtô zô dia âm hälô'n Beär!" (Heiliges, rothgoldiges Herrgottmutterl! Hilf mir in meiner Noth! Mache mich (mein Kind) gesund, so wallfahrte ich zu Dir auf den heiligen Berg.)*) Die Dorfkirche oder Kapelle versammelt die frommen Wallfahrter; nach verrichteten Gebeten beginnt der Auszug, die Männer unter Leitung eines Aeltesten oder Vorbeters voraus, die Weiber und Mädchen nach, jede den Speisevorrath von Brod und anderem Mehlgebäck in einem Bündel am Rücken tragend. Ueberhaupt ist das Vertrauen auf die Hilfe der Mutter Gottes vielseitig und groß. Wallfahrtsgeschenke, wie: grellgemalte Heiligen-, meistens Muttergottes-Bilder (Bilglâ), bleierne befärbte Heilige (Hälân), Kelche, Monstranzen und sonstiges Meßgeräth aus demselben Stoffe, Fingerringlein (natürlich geweihte) für Kinder u. s. w., werden in Menge vom „heiligen Berge" mitgebracht und hoch in Ehren gehalten von Großen und Kleinen. Außer der Mutter Gottes vom „Hälânbeär" hat man noch vielseitiges Vertrauen auf andere wallfahrtsbeliebte Gottesmütter. Ein Beispiel davon gibt uns gleich das Verfahren bei der Segensheilung eines Auges, in das ein schmerzender Gegenstand fiel. Erst wird das geschlossene Augenlid mit Speichel befeuchtet (in Erinnerung des Verfahrens Christi bei der Augenheilung), dann die Spitze des rechten Zeigefingers leise darauf in einem kleinen Kreise herumgeführt unter dem Segensspruch:

*) Die Mutter Gottes vom heiligen Berge ist dargestellt aufrechtstehend, gekrönt sammt dem Jesuskinde, welches sie auf dem linken Arme hält und mit der rechten Hand am Kinn streichelt. Um ihr anliegendes Kleid schlingt sich der Faltenwurf eines Mantels.

Liabô frŏ fôn hauâ Bŏgn,*)
Is mâ r ăbbas i's Ŏgn gfölln;
Liabô frŏ fŏ Pŏssâ,**)
Dauma's wiedâ r ŏssâ;
Liabô frŏ fôn hălăn Bluat,***)
Möchmâ mâ Ŏgn wiedâ guat!

(Liebe Frau vom hohen Bogen,
Ist mir was in's Auge geflogen;
Liebe Frauen Passau's,
Thu' mir's wieder heraus;
Liebe Frau vom heiligen Blut,
Mach' mir mein Aug' wieder gut.)

Im Allgemeinen sprechen folgende Zeilen das Vertrauen zur Mutter Gottes aus:

I hôn a Fŏträuâ
Af unâ liabô Fräuâ,

---

*) Dieses Gnadenbild stand einst am Fahrtwege auf dem Hochbogen (einer bedeutenden Bergwand des Böhmerwaldes, die aber schon zu Baiern gehört). Ein holzfahrender Bauer, den das Gnadenbild im Weiterfahren etwas irrte, hieb mit einem Beile darnach und spaltete der Mutter Gottes den halben Kopf. Augenblicklich erstarrte er und konnte mit seinem Fuhrwerk nicht mehr von der Stelle. Das Gnadenbild befindet sich [illegible] in der Klosterkirche von Neukirchen (einem bairischen Marktflecken am Fuße des „Hochbogen") und wird hoch verehrt. —

**) Muttergottes-Gnadenbild von Passau; nähere Legendenangaben davon konnte ich nicht erfahren.

***) Muttergottes-Gnadenbild von Klattau. Von diesem erzählt man, daß es berühmt wurde, als es, von einem frevlen Steinwurf getroffen, blutete, zu großem Staunen des Volks und zur Zerknirschung des Thäters.

Ôllô Tŏ und ôllô Stund;
Sô geiwô nôd z' Grund! —

(Ich hab' ein Vertrauen
Zu unser lieben Frauen,
Alle Tag' und alle Stund;
So geh' ich nicht zu Grund!)

Der Hexentusch ('s Häxnôstusch'n).

Burschen und Knaben sind indeß für ein eigenes Fest beschäftiget, das man Hexentusch nennt ('s Häxnôstusch'n). Jeder dreht sich nach Verhältniß seiner Kraft große oder kleine Stricke, die gegen das eine Ende hin fast als Schnur auslaufen. Daran knüpfen sie eine wirkliche Schnur von Flachs- oder Seidengespinnst, und schwärzen dann beide Enden mit Räderschmiere, um ein vortheilhaftes Gewicht in die Vorrichtung zu bringen. An einem Peitschenstock befestigt, gibt das ihre sogenannte „Pätschn," was eine ungewöhnlich große Peitsche bedeutet, deren einziger Zweck es ist, den Knall auf möglich hohen Grad zu steigern, der auch oft Staunen erregt. Die starken Burschen, auch junge Männer nehmen Theil, einen Tusch mit solcher Riesenpeitsche zu exerciren. Mit beiden Händen wird der Peitschenstock gefaßt, durch Ausfahren rechts und links die Peitsche so gezwungen, über dem Haupte zauberhafte Verschlingungen zu machen, und sie mit tüchtigem Knalle (oft einem Gewehrschuß an Stärke gleich) aufzulösen. Diesen Tusch führt jeder so lange aus, bis ihm die Arme zu ermatten beginnen, wo er dann den Schlußknall so bewirkt, daß

er, um die letzte Verschlingung der Peitsche zu entwirren, die Peitsche heftig auf den Boden rechts neben sich niederhaut. Die Vorwoche der Pfingstfeiertage läßt von jedem Dorfe her diese „Pätschn" hören, und Knaben mit kleinen Geißeln belfern und kneifen dazwischen. Gegen Abend eines jeden Tages, wo das beendigte Tageswerk Zeit gestattet, hört man diese Exercitien eifriger und anhaltender als zu andern Tageszeiten, denn jeder Bursch muß vorm Schlafengehen noch auf's „Mängerl" (der Rasenplatz vor Bauernhäusern) — und „d' Pätschn probian." — Man kennt genau die vortheilhaften Stellen des Wiederhalles, die auch täglich eine Schar Probehaltender versammeln. Einer nach dem Andern betritt die geeignetste Stelle und tuscht sich müde. So ergibt sich die Meisterschaft eines oder mehrer Burschen, die man stets mit Entzücken auf dem Probeplatze erscheinen sieht. Das eigentliche Tuschfest feiert die Jugend in der Nacht vor dem Pfingstsonntage, und soll das Verjagen aller Hexen aus Wohnungen, Ställen und Scheuern zur Folge haben. — An einem solchen Abende war's, als ich einst noch ein Dorf zu erreichen eilte. Längst schon klang es aus der Ferne wie heftiges Flintenfeuer feindlicher Truppen, und ich stand auf einer Anhöhe horchend still, aufgeregt und eigenen Träumen ergeben; denn vor mir, im Nachtdunkel versunken, nur durch wenige matte Lichtschimmer verrathen, lagen mehre Dörfer, aus denen ein ununterbrochenes Knallen allseitig näher und stärker, oder ferner und schwächer klang. Dazwischen erhob sich Stimmenjubel, Jauchzen und Gesang. Mir verschwamm der Effekt im Ganzen, bei einiger Nachhilfe der Phantasie wie Schlachtlärm und Gewehrfeuer. Siegesjubel, Schreien der Flüchtlinge, hie und da noch heftiger Widerstand — die flackernden Fensterlichter, des

Schießens blitzende Boten — das Auflachen der Weiber und Jauchzen feiner Knaben- und Mädchenstimmen, fliehender Dorfbewohner Klageschreien und Wimmern — das Anschlagen gehetzter Hunde, die Kunde vom letzten Schützlingseifer der treuesten Hauswächter, die heulend eine Kriegerschar von der Schwelle zu wehren eifern. — Ich stieg mit einer Art Grauen nach der Schlachtscene; denn der Wiederhall in den kleinen Wäldern um mich erfüllte diese mit dem Lärmeffekt hervorbrechender feindlicher Hinterhalte, und allseits stürmte Gefahr scheinbar auf mich ein. Mit meinem Nähern an das erste Dorf vereinfachte sich das Lärmen. Weiber und Kinder gingen nach Hause, denn nur die Zeit der ersten Dämmerung war ziemend ihrer Gegenwart im Freien. Das Abendläuten verlöschte die ganze Scene plötzlich, und ich erreichte bereits das Dorf, ohne Tusch und Lärm zu vernehmen. Beim ersten Hause sah ich einen Mann frischen Rasen vor Stall- und Hausthüre legen, und Weihwasser herumsprengen unter der lauten Zauberformel:

Fluigt's dasô Nòchtgöid und Hàrnâ!
D' Pătschnâ tuschet eng òs,
D' Engl tădet eng zmàrnâ
I mân guat gwàtn Hòs. —

Nicht weit davon stand ein kleines, hölzernes Haus, mit kleinen Fenstern und ganz, fast bis unter das flache Dach von gespaltenem Holz umschichtet. Als das Abendläuten zu Ende, und keine Störung der Andacht mehr zu besorgen war, knallten plötzlich um dieses Haus bei zwölf derbe Burschen, die sich in Distanzen herumgestellt hatten, lange, ohne Ermüdung zu beachten, und betäubten mich Nahestehenden so, daß mir

lange darnach die Ohren klangen, und eine gellende Stimme, die jetzt aus einem Fenster scholl, fast keinen Eindruck auf mein Gehör machte. Die Bewohnerin des Häusleins galt für eine Hexe in der Gegend, und der Tusch sollte ihr die Macht (Kühe zum Blut- statt Milchgeben zu vermögen — in Feldfrüchte Brand- und Afterähren zu zaubern — mit Nebel hinter ihr und vor ihr, unsichtbar herumzuschweifen u. s. f.) in Zukunft benehmen. Sie aber eiferte wild mit fliegendem Haar aus dem Kammerfenster, bis sich die „P ä t s c h n helden" entfernten. —

Die Pfingstsamstag-Nacht.

(Fortsetzung.)

Bald, wenn die Nacht weiter vorgerückt ist, erstirbt das Knallen allmälig und die am längsten den Schauplatz behauptenden Burschen gehen stille, scheinbar nach Ruhe und Schlaf verlangend, auseinander, kaum hier und dort einmal jauchzend. Doch haben sie ganz andere Schelmenstücke beschlossen, als sie bereits an verrufenen alten Weibern verübt haben. An einem bestimmten Platze versammeln sie sich vor Allem, damit sie sich berathen („dŏ̊ß Röth schlöğnt"), wie sie sich vertheilen und über die Mittel, welche sie für ihre Schelmenabsichten anwenden sollen. Es handelt sich darum, das Hausgeräthe jeder Art, welches man eben mit aller Vorsicht an diesem Abend in den Häusern verwahrt, herauszukriegen und mitten im dem Dorfsumpf, oder auf einem andern schwer zugänglichen Platz zusammen- und hoch aufzuschichten, wohl achtend, daß ja jeder Schaden der Geräthe verhütet werde. Selten bleibt ein

Haus bei aller sorgfältigen Verwahrung den Burschen unzugänglich in dieser Nacht, weil die eigenen Haussöhne und Knechte zu Verräthern und Helfershelfern werden. Haben die Burschen mit bewundernswerthem Eifer die höchstbeschwerliche Arbeit (denn sie schleppen Fässer, Bettgestelle, ja leere Leiterwagen herbei) endlich vollendet, so bleibt eine Wache bei den aufgehäuften Geräthen zurück, theils um zu verhüten, daß etwas entwendet oder von den Eigenthümern vor Tagesanbruch heimlich zurückgeholt werde. — Nach Mitternacht werden die Ställe ganz sachte geöffnet, und das Vieh ohne Geräusch auf die Weide getrieben. Mit Tagesanbruch kehrt man damit wieder zurück. Man spart einen Platz fetter Weide eigens für diese Nacht. Am Morgen des Pfingstsonntages entsteht großer Tumult um die aufgehäuften Hausgeräthe. Unter Scherzen und Neckereien werden die einzelnen den Eigenthümern zurückgegeben. Man hat eigene Redeformeln, wie:

Eigenthümer (der ein kleines Faß vermißt).

Hâz, Săparamentâ! wŏ̊ is mâ Făßl? —
Mâ Făßl! Mâ Făßl!

Wachhabender Bursch.

Nŏ'z, Wôdâ, wŏ̊s wă dŏ̂s? A Făßl? —
A Făßl? A Făßl?

Eigenthümer.

Nô hea damit! 's Făßl hea! Wă's zôn dakreign?

Wachhabender Bursch.

Nâ, Wôdâ, kôâ Făßl! eng keat ŏ dŏ̂ Weign!

Eigenthümer.

Pŏz Wôdâ und Dörschlŏ̊ und Stutzn,
Mâ Făßl, sist frißa dŏ̂ mit Stingl und Putzn!

Wachhabender Bursch.

Nô, nô! Sätz raus und taut's nöd sô wild,
A Schöißl höd ôftmôl 'n Bôweih schô gstilt!

Nach diesen Worten reicht der Bursch (in diesem Fall das Faßl) herunter. So wird jeder Gegenstand einzeln begehrt und zurückgegeben. Findet sich ein zweideutiger Gegenstand vor (Nachtgeschirr od. dgl.), so meldet sich wohl selten der Besitzer, und die Laune der Burschen ergötzt die lärmende Zuschauermenge. Solche Gegenstände werden in der folgenden Nacht zurückgestellt und man findet sie vor den Fenstern oder am Bestimmungsorte wieder. —

Das Pfingstwettrennen ('s Pfingst'lrennâ).

Die Pflege der dazu bestimmten Pferde wird lange vor Pfingsten der Eigenthümer wärmste Sorge. Die erwählten Reiter (Söhne oder andere Burschen) müssen entweder selbst in der Pfingst-Vorwoche täglich einen Proberitt damit machen, oder durch Andere machen lassen. Zweimal wird Hauptprobe gehalten, wornach sich meistens ziemlich sicher der Erfolg des Wettrennens errathen läßt. Doch wird selten dadurch ein Reiter ganz entmuthigt, daß sein Proberitt weniger günstig war; seine Entschuldigungen sind vielfach, und seine Pferdepflege wird um so eifriger. Am Pfingstmontage versammeln sich die Reiter in jenem Dorfe, in dessen Nähe der bestimmte Rittplatz sich befindet. Der Rittplatz ist ein Brachfeld oder eine Gemeinweide. Zuschauer strömen von allen Seiten herbei, nicht nur Dorfbewohner, sondern auch Herrschafts-

beamte, Provinzstädter und Herren jeder Art. Im Wirthshause ist der Sammelplatz. — Hier klingt heitere Musik für die Ohren, und fallen beachtenswerthe Dinge in die Augen. Eine Fahne, woran die Preise für die Reiter hängen: ein roth- oder blauseidener Westenstoff für den Preisritter; ein karminrothseidenes Halstuch für den zweiten Preisempfänger; ein schöner Hosenträger nebst Strauß von Kunstblumen, der an der Spitze der Fahnenstange prangt, ist bestimmt dem Dritten in der Ordnung. Der Vierte erhält eine unbedeutende Summe an Geld. (Zum Einkauf dieser Dinge und um die sonstigen Ausgaben zu bestreiten, erlegen die Reiter einige Tage vor dem Wettreiten eine Geldsumme.) Unter den Reitern figurirt die komische Person (da Gschbo͡asmöchâ). Nicht nur er ist ergötzlich kostumirt, sondern man hat ihm auch das erbärmlichste Schindluderpferd der ganzen Umgegend zugeführt. Als ich einem solchen Wettreiten beiwohnte, sah dieses Pferd solchermaßen aus: wo es den Kopf hatte, da war ein H — von Stroh nachgemacht, und hinter dem Schweife desselben sahen die verschämten Augen hervor; und wo die Mähre wirklich den H — hatte, dort war ein künstlicher Strohhals und Strohkopf angebracht. Mittelst einer Leiter bestieg der „Gschbo͡asmöchâ" seinen Hengst, während drei bis vier Mann von der entgegengesetzten Seite sich mit den Händen an die Rippen des Pferdes stemmten, um es aufrecht zu erhalten während des [illegible]. Ein betäubendes Gelächter zerriß die Luft, als der Hengst mit seinem Reiter einige [illegible] Sprünge machte, und mit den Vorderfüßen ausschlug, denn es mußte den Zuschauern scheinen, als [illegible] es sich mit dem H — und [illegible] mit ihm [illegible]. Die Kleidung des Spaßmachers ist gewöhnlich [illegible] [illegible], oder wenn er

will, eine gleiche Quantität Schnupftaback. Die ordentlichen Reiter tragen auf dem Kopfe eine lederne Mütze, die nicht viel mehr als den Wirbel bedeckt, ein nur locker geschlungenes Halstuch, haben keine Jacke an, sitzen ohne Sattel auf dem Pferd, ihre Weißstrümpfe hängen ungeknüpft bis an die Schuhe hinab. Das Pferd ist an Zaum, Mähne und Schweif mit rothen Seidenbandmaschen geschmückt. Ein leichter Zaum dient dem Burschen als Lenkungsmittel. Unter fröhlichem Spiel der Musik beginnt die Reiterschar ihren Aufbruch, und die Zuschauermasse wälzt ihre bunten Haufen nebenher über Hohlweg, Hecken und Zäune; die Weiber schäkern und schreien ihre fröhlichen Launen in die Luft; die Männer streiten, rauchen, wetten trotz Engländern, und das leidenschaftliche Sprechen und beeilte Gehen macht Alle fast athemlos. Manche leidenschaftliche Aeußerung ergießt sich in dem bekannten Texte:

Laud is, wenn d' Hrôssâ schei gstrôckt,
Kröd ăß wenn's Nŏchtgöid heid gschrôckt,
Ahŏ'nt und pfälgschwing hi fluignt,
Und eng d' Hrôdâ sô fúrassô buignt;
Wei eng dŏ 's Nôs'nlô schnurrt!
Wei eng dôs Täiflsrôs pfurrt!
Wei sô da Hrôdâ höisarô keărt!
Gschwinkâ fúrô sâ Räpperl meărt!

(Schön ist's, wenn die Pferde schön g'streckt,
Gleichwie vom Nachtkobold g'schreckt,
Einhau'n und pfeilschnell her fliegen,
Und sich die Reiter vorwärts biegen;

Wie euch da 's Nasenloch schnurrt!
Wie euch das Teufelsroß pfurrt!
Wie da der Reiter, heiser vom Schrei'n,
Schneller zwingt 's Rapperl zu sein!)

Um den Rittplatz ist weit umher die Gegend bunt von Zuschauern besät. Bis an die Stelle, wo sich die Reiter postiren, begleitet diese Musik; das Ziel ist durch dünne Strohspur markirt, worüber hinweg der letzte entscheidende Sprung der Pferde gehen muß. Wenn die Reiter die möglichst ruhige Stellung angenommen haben, regt sich auch kein Laut mehr unter den Zuschauern, Alles starrt regungslos nach der Reiterfronte, die Pferdeeigenthümer erblassen, gleich wie die Angehörigen der reitenden Burschen von ängstlicher Erstarrung heimgesucht werden, und Niemand erwartet ohne Spannung den Moment, wo das Feuer der Flinte blitzt, und der Knall die Pferde aufschreckt, und plötzlich unter Peitschenhieben und Schreien abgejagt wird. Dieser Augenblick bringt fieberhafte Bewegung in die Zuschauer. Einige wollen ihren Pferden vorwärts helfen, und starren darnach hin, mit vorgestreckten Händen, die rechte Fußspitze vorwärts biegend und in den Boden grabend; andere summen heftig durch die Nase, mit den Fingern krabbelnd über die Hose; viele schreien ein ohrzerreißendes: „Wi͡ah! Wi͡ah! (Vorwärts!) Răpperl! Brâil! (Braunes) Schimmerl wi͡ah! Firl! Hô zau! (Hau zu!) Frônz wi͡ah dô (Franz wehr' Dich)! 's mô hŏt 's E͡ast (meins hat das Erste, Beste)! u. s. f.; wieder einige hauen sich mit den Händen über die Schenkel, als säßen sie selbst zu Pferde, und laufen hinter diesen her; im Enthusiasmus sah ich Einen, dessen Pferd dem vordersten sehr nahe war, wie er mit einem dünnen

Stabe die Umstehenden auf die Köpfe hieb, und als man aus seiner Nähe wich, stand er allein da, ein schnurrendes Rad schlagend mit dem Stabe. Knaben bilden sich entzückt ein, Pferde zu sein, beißen in die Zügel, schnauben, und laufen wiehernd nach dem Ziele. Murren, Geschrei und Rauschen wird von allen Seiten laut; zusammen fließt die bunte Zuschauermasse um das erreichte Ziel. Jedermann sucht dem Preisbetheilten nahe zu kommen, der nun, die Fahne in der Hand, jauchzt und aufspielen läßt. Lob, Tadel, Freude, Zorn äußert sich nun, und in dumpfes Lärmen löst sich die Wirkung der Scene auf. Doch plötzlich knallt ein zweiter Flintenschuß, und der „Töwäghrădâ" oder „Gschböaßmôchâ," oder Nôstschăßâ" beginnt nun allein seinen Lauf. Sein Roß läuft mit Anstrengung aller Kräfte etwa zwanzig Schritte, dann steigt der Reiter ab, füttert, und ergötzt einige Zeit die Zuschauer. Wenn er am Ziele anlangt, beginnt er einen heftigen Streit mit dem Preisritter um die Fahne, bis ihm sein Lohn anderer Art zugesagt ist. Unter Musik, Jauchzen und Lärmen feiert man den Triumphzug nach dem Dorfe. Nach kurzem Tanze reiten die Burschen durch das ganze Dorf unter Musik, sprengen einige Male um jeden Bauernhof, während die komische Person mit einem großen Tragkorb am Rücken die Hausfrau bestürmt mit den Worten:

„Băren schöt's össô dur d'Fenzaschă'm,
Kint's ôs dŏ höătheărzô blă'm?
Hrădnt ums Hös ône Södl und Wöiâ —
Tădet eng hruiâ, hâts! Keichăl und Diâ?"

(Bäurin schaut durch die Fensterscheiben,
Könnt ihr da hartherzig bleiben?

Reiten um's Haus ohne Sattel und Zaum —
Geizt ihr mit Kuchen und Eiern? Wohl kaum!)

Die gesammelten Kuchen und Eier speisen die Burschen im Wirthshause. Hierauf beginnt regelmäßiger Sonntagstanz. —

Eine lustige Burschennacht.

Eine originelle Seite gewinnt das Volksleben am Böhmerwalde durch die lustigen Streifereien der Burschen Nachts in den Dörfern. Die Montag- Dienstag- Donnerstag-Nächte werden seltener und mit weniger Aufwand der Unterhaltungsgabe von Seite Einzelner gefeiert. Doch wenn auch in solchen Nächten keine bedeutende Versammlung und Unterhaltung der Burschen Statt findet, so wird man gewiß häufig Einzelne jauchzen und singen hören; denn der Weg bis zum Liebchen, der allnächtlich, wenn auch einsam, gewandert wird, muß mit Rosen bestreut werden. Diese Rosen sind Gesang, Jauchzen, Pfeifen einer Melodie mittelst der bloßen Lippen oder einer Mundharmonika *). Freitagnacht, Norma. Die Mittwoch- und Samstagnächte sind die herkömmlich festgesetzten, wo man sich zahlreich versammelt, lärmt, jubelt, singt, Possen liebt und treibt, wo man die empfindlichsten Verlegen-

*) Sonst, vor dem Bekanntwerden mit den Mundharmoniken, waren in diesen Gegenden die Rohrpfeifen allgemein gebraucht; sie bestanden gewöhnlich aus eilf Rohrstücken, die ihre bestimmte Stimmung von der Mitte (dem Orte des tiefsten Tones) gegen die beiden Enden hin hatten. Man besaß die Fertigkeit, jeden Ländler darauf zu spielen.

heiten und ausgelassensten Tollheiten erlebt. Zu diesen beiden letzten darf man auch (aber mit vielen Ausnahmen) die Sonntagsnächte rechnen. Diese Eintheilung behält während des längsten Theils des Jahres wenig abweichende Geltung. Am treuesten hält man sich an diese Ordnung im Winter, wo die Strenge der Witterung dem jugendlichen Blute weniger brausenden Uebermuth zuläßt, und zu Zeiten, wo allzustrenge Tagesarbeiten den Körper der Burschen sehr erschöpfen, wie z. B. während der Ernte. Im Frühlinge aber und während des Sommers vor der Ernte, wie nach mehren besonders arbeitfreien Tagen gilt gar keine allgemeine Regel. Da wird jede Nacht, oft bis zum hereinbrechenden Morgenroth, auf die lustigste Weise durchschwärmt. Aber auch da bleibt jede Freitags- eine Ruhenacht. Ich will eine solche lustige Burschennacht, wie ich sie diesen Sommer (1842) als ungesehener Beobachter belauschte, nachfolgend schildern. — —

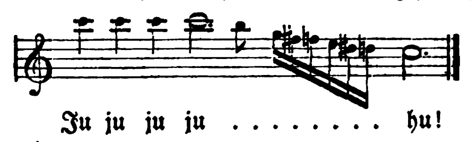
Es war gerade Sonnabend, die meiste Ernte vorüber. Gleich nach Sonnenuntergang verließ ich das Dorf. In den meisten Häusern nachtmahlte man eben bei Spanbeleuchtung. Indem man aber hier bei Tische aufgeräumt war und scherzte und lachte, kam ich auch manches Haus vorüber, wo man, bereits gesättigt, schon das Nachtgebet begann. Da man fast überall während dieser nothwendigen Abendverrichtungen die Fenster geöffnet läßt, so vermengten sich Scherz und Gebet in meinen Ohren zu einem unverständlichen Gemenge von Lauten. Kaum war ich aus dem Dorfe, und im Versuch, eine leichte Anhöhe zu ersteigen, so begann die Dorfglocke zum Abendgebet zu mahnen. Durch die Dämmerung der stillen Luft schwebten nach und nach die Glockentöne aus allen umliegenden Dörfern um mich zusammen, und verhallten ebenso nach und

nach wieder. „Liebliche Abenddämmerung! Holder Klang voll Gottvertrauen! Du Ende aller Dinge!“ — und so weiter, was man sich denkt. Ich wollte auf der Anhöhe abwarten, bis mich irgendwo beginnender Gesang oder Jauchzen der Burschen wieder in das Dorf locken würde. Bald war das laute Leben in den Häusern erloschen, die Lichter ausgegangen. Ueber den vier großen Linden um die Kapelle glimmte der unruhig-heitere Abendstern bereits. Beim längern Betrachten aller Bäume, Häuser und anderer größeren Gegenstände merkte ich deutlich die Wirkung, wie die tiefere Dämmerung denselben jenes Verschwimmen zu einer gewissen Rundform mittheilte. An den vier Linden war die Wirkung auffallend und gab nach und nach Charakter. Je mehr die Durchlichtung der Aeste sich verlor, und das Zurückschmelzen der vorspringenden Zweige an die Kernform der nebeneinander stehenden Linden überhand nahm, bildete sich auch auffallender ein regelmäßiger Mönchskopf heraus. Zwei große Aeste gegen Westen vorspringend und dann abwärts hängend stellten eine Adlernase vor, wie sie im Verhältnisse zu dem tonsirten Scheitel und der Völle des übrigen Gesichtes gerade groß und entsprechend genug sein mußte. Weil die Aeste der Linden von den Stämmen einige Länge herab verdeckten, so schien der Kopf mittelst eines kurzen Halsstumpfes auf der Erde zu sitzen. Und auf diese Täuschung sehend, bildete sich meine Einbildungskraft die verhältnißmäßige Körpergestalt nach Breite und Tiefe des umliegenden Bodens dazu — jene Anhöhe die rechte Schulter — Brust und Bauch — — horch! da jauchzten zwei Burschen im Dorfe, und schnell Platz und Gedanken verlassend, eilte ich in das Dorf hinab, den Stimmen der Burschen nach, welche von Westen nach Osten ihren Weg durch das Dorf gingen. Und kaum

angelangt, jauchzten die zwei Burschen schon an dem letzten östlichen Hause. Wie ich ihnen ganz nahe kam, ohne bemerkt zu werden, erblickte ich im Lichte des eben aufgehenden Mondes zwei Burschen, welche sich auf dem grasigen Platz vor dem Hause neben einem Haufen Reisig hinstreckten. Der Eine stützte sich auf die linke Hand, fast eine sitzende Haltung annehmend und führte mit der rechten eine lieblich tönende Mundharmonika zwischen den Lippen hin und her, folgende Melodie spielend:



Der andere Bursch, platt auf den Rücken hingestreckt, jauchzte:



Die Harmonika wiederholte die vorige Melodie, dann sangen beide zu derselben folgende Texte:

> Sô weng, wôs kôâ Wässerl
> Genżâ Beär kôn hrinnâ,
> Sô weng kônô di ôs mân
> Heärzäl bringâ.

> So wenig ein Bächlein
> Den Berg hinauf bringt,
> So wenig mein Herz Deinem
> Bild sich entringt.

Gi mâ kôâ Schmŏzerl meâ
Ăf mânô Wông;
As is ŏ a fôlschô Lia,
Dŏat nôd lông.

Gib mir kein Bußerl mehr
Auf meine Wang';
Ist ja eine falsche Lieb',
Dauert nicht lang.

Beide:



Noch antwortete ihnen keine andere jauchzende Burschenstimme im Dorfe. Sie rückten aber näher zusammen, und indem sie leise zu einander sprachen, blickten beide nach dem nahen Hause. Hierauf entfernte sich der Eine, schlich am Gartenzaun hin über den Bach nach der Scheune. Da rückte er ein Brett mit Leichtigkeit weg und stieg hinein. Der andere Bursch blieb liegen, auf der Harmonika bald vorige Melodie wiederholend, bald folgende spielend:



In wenig Augenblicken darauf stieg der erstere wieder aus der Scheune, zog geräuschlos eine Leiter nach sich, schob das Brett wieder passend vor die entstandene Spalte, und kam zurück. Als er am hölzernen Balkon die Leiter festlehnen wollte, hörte

er seinen Freund warnend zischen. Er hielt inne und dieser lief auf den Zehen hinzu. „Wŏärt! Stăd! Dea Săkarâ wens'lt wieda r um hăd! Is a wieda weiâ brunstô's Nŏchtgŏid, und kô nôd hrauâ!" (Warte! Still! Der Sakrmenter schleicht wieder herum heute! Ist wieder wie ein Gespenst, ein läufiges, und kann nicht ruhen!) Er meinte den Hausbesitzer, der eben mit einem Licht durch die Kammer ging. Als dieses verschwand, lehnten beide hastig die Leiter an den hölzernen Balkon, Einer kletterte hinauf und sprang auf die Balken, worauf er an der Wand hinschlich, bis er an einem Fenster hielt und leise klopfte, indem er rief: „Nânŏ! Nânerlo! Heast? Heast ă nôd?" Mehr konnte ich nicht verstehen, denn das Mädchen mußte ihn jetzt gehört haben und leise mit ihm sprechen. Der andere Bursch hatte indeß die Leiter zum Reisighaufen getragen und neben sich gelegt. So lag er ganz ruhig, ohne dem Jauchzen, welches jetzt von verschiedenen Seiten einzeln zu hören war, zu beantworten. Seine ganze Beschäftigung bestand im einförmigen Niederschlagen neben sich mit einem Stocke. Gegen die Südwestseite des Dorfes schienen sich die jauchzenden Burschen zu sammeln. Fernes Lärmen und Lachen machte bald die Versammlung unläugbar. Nachdem man allgemein bald durch Jauchzen, Pfeifen, bald durch nachgeahmtes Krähen eines Hahnes oder Werfen nach bretternen Scheuerwänden seine lustige Tollheit bemerkbar gemacht hatte, vereinten sich alle Stimmen, seltsam gemischt zu einer harmonischen Wirkung in folgender Melodie:



Krähen, Jauchzen, Schnalzen mit der Zunge folgte darauf im wunderlichsten Chaos. Ich wollte die lärmende Schar in der Nähe beobachten, und eilte aus meinem Versteck an der Mühle vorüber bis hinter das nächste Haus bei dem Aufenthaltsplatze der Burschen. Sie standen, ungefähr ihrer Zwölf an Zahl, in einer zwanglosen Gruppe, in ihrer Mitte Einer, der die Mundharmonika blies. Dieser wiederholte eben die obige Melodie, welche man so begleitete, daß man jeden Takt dreimal stark mit der Zunge schnalzte oder eben so oft mit den hohl gehaltenen Händen klatschte. Wenn der Blaser zu Ende war, führte jeder eine lärmende Narrheit aus, dann sang man zur Melodie mehre Texte, wie:

Da Gucku is g'schäckat,
Hŏd ŏwăl blô Feiß —
Und wei is denn dô himmlischô
Li͡aschôft sô seiß!

Der Kukuk ist scheckig,
Hat immer blau' Füß' —
Und wie ist doch die himmlische
Liebe so süß! —

I bin hôld a Bŭ͡awăl,
I fŭ͡a hôld a Lô'm,
Und i bin nŏ mâi Lôttâ dô
Kô͡ân De͡ândlâ glôgn. —

Ich bin halt ein Bürscherl,
Ich führ' halt ein Leben,
Lag bei keinem Mädchen noch
Mein ganzes Leben!

Durt hintn im Wóld
Is a Wăsserl schei kóld —
In a ŏllaleists Deânal
Fóliabt ma sô bóld.

Dort hinten im Wald
Fließt ein Bächlein so kalt —
In ein allerliebsts Mädchen
Verliebt man sich bald.

Mâ Schŏzăl, dôs hŏd mô
Wei sist nimma gean;
Wea 's Häuserl fôkaffa
Und Õâsiedlâ wean.

Mein'm Schätzlein, dem geh' ich
Wie sonst nimmer ein;
Will 's Häuserl verkaufen,
Und Einsiedler sein.

I segs schô; i segs schô,
Dôs geit ma nôd zôm;
Dôß i Zwŏasiedlâ wean kô,
Geiwô ăf Rôm!

Ich seh' schon; ich seh' schon,
Ich schwimm' gegen Strom;
Daß ich Zweisiedler werde,
Wandr' ich nach Rom.

Während des Gesanges verketteten die Burschen sich in einen Kreis, indem Jeder zwei andern seine Arme um den Hals schlang. So bewegten sie sich zugleich nach dem Takte.

Der Harmonika-Spieler begann jetzt, um vom Platze zu kommen, folgendes $\frac{3}{4}$ taktiges Musikstück, welches gewöhnlich gespielt wird statt eines Marsches bei Hochzeiten, wenn man die Gäste in das Haus des Bräutigams oder der Braut zusammenholt, oder nach der Kirche zieht, und überhaupt, wenn die Musik im Freien Jemand begleitet:



Hinter dem Blaser traten, klatschten, jauchzten die Burschen taktmäßig drein, theils noch zusammenhängend, theils aufgelöst. Man näherte sich wie durch Verabredung, nachdem man das nächste Haus unbeachtet gelassen, dem zweiten Hause, hielt davor an und einige riefen: „He, Nônäl, schlôffst schô? Nô, schlôffst schô?“ (He, Annerl, schläfst schon? Wie, schläfst schon?) Dann sangen alle folgende Melodien:



Vom Deānäl ir'm Fenzerl
Mau 's wôārm ôssa gei;
Sist kānt ŏ z' Nôcht 's Büawäl
Nôd sô lông stei.

Beim Mädl ihrem Fensterl
Muß's warm heraus geh'n;

Wie könnt' bei der Nacht sonst
Der Bursch so lang steh'n!

(Harmonika, Solo.)

Jauchzen:



(Nach der obigen Melodie):

D' Stean sân âm Firmament,
Ôwahöl'm Hös —
Und dea Bursch, dea ma b'stimmt is,
Dea kimt ma nöd ös.

Sterne am Firmament
Steh'n über'm Haus;
Der Bursch, der bestimmt mir ist,
Kommt mir nicht aus.



Du Heärzagâ Schötz,
Um dâ Leiberl is schöd,

Dô̊ß kôâ Heârzäl drin is,
Wôs rächt äfrichtô̂ is — rep.: Dô̊ß kôâ &c.

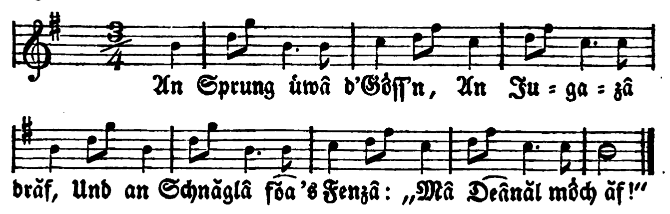
Du herziger Schatz,
Um dein Leiblein ist schad,
Daß kein Herzlein drin wohnt,
Das mich aufrichtig schont' — rep.: Daß kein &c.

Dieses Singen und Lärmen, das die Stelle eines Ständchens vertritt vor jedem Hause, worin ein Mädchen schläft, wurde plötzlich durch den Mordjoschrei eines Burschen unterbrochen, der: „A Diab!*) Säkarâ, a Diab!" schreiend; einen Knittel vom nahen Holze ergriff, und um die Ecke des Hauses fortstürzte. Augenblicklich hatten sich auch alle übrigen Burschen auf diese Weise bewaffnet, und sprangen in wilden Sätzen nach, um den Dieb zu fangen. Bald erblickte ich wirklich Jemand von der andern Seite um das Haus fliehen, die Burschen lärmend und keuchend hinterdrein: „Hô̊lt! Fôngts'n! Hi mau a sâ! Diab! Lump! Wean dô̂ glä̈ hö'm! Säkarâ, wô̊ärt!" Jetzt kollerte plötzlich der Flüchtling unter lautem Gelächter auf die Wiese hin, und wälzte sich so lachend eine Strecke fort. Im Schwung des Laufes konnten sich die vordersten seiner Verfolger nicht augenblicklich zurückhalten; sie stürzten über ihn, und hielten zwar den Flüchtling, aber keinen Dieb im Arm. Ein allgemeines Gelächter erschallte. Schnaufend drängten sich Alle zusammen um den gefallenen Gefangnen. „Der Hallunk! Der Schleicher! Der listige, geheimthuende Schlingel!" Dieser Gefangene war Niemand sonst, als ein

*) Ein Dieb.

Bursch, Kamerad aller, die um ihn standen; vor einer halben Stunde schützte er leichtes Unwohlsein, Schläfrigkeit, üble Laune vor, die ihn abhielten, an der nächtlichen Wanderung heute Theil zu nehmen. Deßhalb entfernte er sich, sagte von weitem nochmals „gute Nacht!" zurück, ging wirklich, und schien damit Ernst zu machen, wovon er sprach, daß er sein Bett suchen wolle. Indeß war nichts weniger als das der Fall, wovon er sprach. Er liebte seit einiger Zeit ein Mädchen im Hause, wo man ihn jetzt ertappte, und wollte damit den Geheimnißvollen spielen. Als die Burschen ihr Ständchen vor dem Hause sangen, hing er ganz mäuschenstill am hölzernen Balkone, und wollte eben, als sich jene zu entfernen schienen, eilig entschlüpfen. Das war der Augenblick, wo man ihn erblickte und verfolgte. Jetzt nahm man ihn lärmend in die Mitte und zwang ihn wie einen Verbrecher die nächtliche Wanderung mitzumachen. Nun folgte er auch ohne Widerstreben und sang und jubelte trotz dem Fröhlichsten. Eine marschartige Melodie, auf der Mundharmonika gespielt, bewog die lustigen Burschen jubelnd weiter zu eilen. Eine seltsame Erscheinung machte aber plötzlich Alle stutzen. Der Mond stand eben hinter einer dichten Wolke und warf bedeutendes Dunkel über die Gegend. Die Wand des nächsten Bauernhauses schien durch und durch helle Glut. „Hilfâkrâ! 's Schaustâwöferlhôs brint!" schrieen einige, zu Hilfe stürzend. Doch erkannten sie freudig verwundert bald, daß ein phosphorescirender Stoß faulen Holzes ihr Auge getäuscht habe. Der Hausbesitzer hatte dasselbe am vorigen Tage erst aus dem Walde geführt. Erst ein Gegenstand des Schreckens, wurde das phosphorescirende Holz nun ein Gegenstand scherzhaften Uebermuthes. Jeder Bursch ergriff ein Scheit, und wie mit einer Fackel durch die Luft

fahrend, sprangen und tanzten sie, wo sich nur Raum dazu bot. Einige ließen auch gleich ihren Einfall laut werden, die Liebchen ein wenig in Angst zu jagen. Der Eine führte auch seinen Vorsatz sogleich aus. Er stand mit der netten Magd des Hauses vertraut. Wie ein Kater erkletterte er geübt die Höhe eines Bodenloches, in dessen Nähe er das schlafende Liebchen wußte, rief: „Nõnăl! Nõnălŏ! Heast?“ nachdem er ein Stück scheinbar glimmenden Holzes auf ihre Bettdecke hineingeworfen hatte. Die Angerufene erwachte: „Jessas! mâ Bôtt brent!“ schrie sie, und sprang im Hemde davon. Lachend beschwichtigte sie der Bursch und wollte sie bewegen, in's Bett zurückzukommen, allein der eben wieder hervortretende Mond, dem einige Lücken des Daches Gelegenheit gaben, bedeutende Helle um die Nähe des Bettes zu verbreiten, hinderte das Mädchen an der Rückkehr in das Bett. Es blieb so lange geschämig im Hemde in einen Winkel gedrückt, bis der Bursch, „gute Nacht“ sagend, herunterstieg, und sich zu den lachenden Kameraden gesellend weiter zog. Gesang gewann nun wieder volles Vorrecht, indem man mit folgender Melodie begann:



An Sprung ûwâ d' Gôss'n,
An Jugazâ brăf,
Und an Schnăglâ fõa 's Fenzâ:
„Mâ Deânăl mõch ăf!“

Einen Sprung über'n Weg,
Einen Jauchzen darauf,
Einen Mundschnalz vor's Fenster —:
„Mein Mäderl mach' auf!"

Zwoa r Äntlâ im Wössâ,
Zwoa Fischlâ r im See — —
Dô Liaschöft geit intâ,
Geit nimmâ in d' Höh!

Zwei Entlein im Wasser,
Zwei Fischlein im See — —
Die Liebschaft geht unter,
Geht nimmer in d' Höh'!

I bin a Fleischhöka'sknecht,
Und möchs koan Deanlâ recht,
Weil i glei jedô Kâu
Hpökâ dau!

Ich bin ein Fleischhauersknecht,
Mach's keinem Mädel recht,
Weil ich gleich jede Kuh
Angreifen thu'.

Dôs Steigl, wôs i gstign bi,
Dôs stägô nimmâ, —
Und dôs Deandl, wôs ô gliabt hô,
Dôs liawô nimmâ.

Die Trepp' stieg ich auf und ab —
Ich steig' sie nicht mehr;
Das Mädl, das ich g'liebt hab' —
Ich lieb' es nicht mehr.

Ös beaftsmâ köân Wâbrun äf
Mâ Grö mia sprengâ,
Dräf wiad ŏ mân Beiwkĭ sâ
Ögerl hrengâ.

Dürft nicht mit Weihbrunn mein
Grab mir einst segnen,
Drauf wird ja des Liebsten
Sein Aeuglein regnen.

Ein Theil eines Lanner'schen Walzers überraschte mich jetzt auf der Harmonika.



Er brachte die beste Wirkung unter den Burschen hervor. Man kannte ihn erst seit der letzten Musik im Dorfwirthshause, wo man ihn zum ersten Male hörte. Dieser rief dem Blasenden sogleich noch einen zweiten in's Gedächtniß:



Man sprang und klatschte taktmäßig dazu. Ein kurzes, heftiges Bombardement mit Steinen auf ein nahes Bauerndach folgte. Da man aber eine verweisende Stimme eines Greises aus dem Fenster des nächsten Hauses vernahm, ergriffen Alle scherzend die Flucht und kamen so bei jenem ersten östlichen Hause an, wo ich die ersten zwei Burschen fand, von denen

Einer mittelst der Leiter auf den Balkon stieg, der Andere neben dem Reiserhaufen einschlief. Hier setzte man sich rastend auf die Wandbank vor dem Hause (äf da Gred). Doch wie eine Schar rastloser Vögel, die sich niedergelassen hat, aber bald hier, bald dort in kleinem Zwiste aufflattert, neckten sich die muntern Burschen, jetzt zwei zu zwei über den Hof, um das Haus sich verfolgend, jetzt versuchend, seinen Nebenmann von der Bank wegzudrängen. Wer nicht mitlärmte, sah lachend zu, oder pfiff mehr gleichgiltig eine Melodie. Auf einmal machte ein Lärm auf dem Boden des Hauses alle Burschen ruhig und aufmerksam. Das war der Wortwechsel zweier Männer. Jetzt flogen die Scherben des Bodenfensters klirrend herab und zwischen wilden Donnerworten der Männer tönte eine klagende Weiberstimme. Vom Reisighaufen her stürzte der früher erwähnte Bursch mit der Leiter, setzte diese an den Balkon und rief: „Michl! i bin dö, stäg öwâ!" Die Balkonthüre sprang auf, eilig heraus kam der Gerufene und fiel mehr die Leiter herunter, als er kletterte. Hinter ihm erschien wild räsonnirend der Hausbesitzer. Wißbegierig, obwohl Alles ahnend, eilten die Burschen um den Geretteten zusammen. Dieser erzählte, wie es ihm gelungen sei, vor etwa einer halben Stunde die Balkonthüre zu öffnen, und bis zum Bette des schlafenden Liebchens zu dringen. Der Hausvater, längere Zeit schon argwöhnend, habe unglückseliger Weise die Nacht über aufgepaßt und ihn jetzt im höchsten Zorn überrascht. In der folterndsten Verlegenheit habe er dem Hausvater gesagt: „Säts städ, Vödâ — i bin engâ Töd" — (Seid ruhig, Vetter — ich bin euer Path'); aber jener habe wüthend geantwortet: „Töd ödâ Drög!" (Path' oder Dreck) und ihn an der Brust gefaßt. Nach einigen Augenblicken des Ringens

und Schreiens sei es ihm endlich gelungen, sich loszumachen und zu entkommen. Seine größte Sorge blieb nur um das Mädchen. Als sich aber bald der polternde Hausvater wieder stille verhielt, lachte er selbst mit den Burschen über die Geschichte. — Bei dieser Gelegenheit wurden mehre ähnliche Abenteuer erzählt, von denen einige hier stehen mögen. — Der Eine erzählte, wie er einmal durch das Dach zu seinem Liebchen gelangen wollte. Als er bereits Dachsteine und Schindel beseitigt hatte, habe er beim Einsteigen ein Geräusch gehört, und einen Lichtschein von der Stiege herauf verbreiten gesehen. Stutzig darüber habe er sich ganz still gehalten. Aber seine Lage sei höchst peinlich geworden, theils weil er, mit den Händen sich an einen Dachbalken haltend, mit dem übrigen Körper auf den Boden hineinhing, theils weil er den alten, brummigen Hausvater mit einer Laterne die Bodenstiege heraufkommen sah, um eine Mausfalle zu suchen. Dieser kam den Boden kreuz und quer, in jeden Winkel, endlich auch an den Burschen, ohne ihn aber zu bemerken, bis dessen Füße ihm die Mütze vom Kopf streiften. „Lau eiz — wôs wä denn dôs?" (Ei — was wäre denn das?) sprach der Alte und blickte auf. In diesem Augenblicke wich dem erschrockenen Burschen alle Kraft aus den Händen; diese ließen vom Dachbalken los und der Bursch sprang neben dem Alten herunter, und schlug ihm die Laterne aus den Händen, daß das Licht verlöschte. Der Alte schrie Zetter über Diebe und Mörder, allein bis das aufgelärmte Haus Licht brachte, war der Bursch durch die Bodenthüre entkommen. — Ein Anderer begleitete einmal seinen Freund nach einem weit entlegenen Dorf, wo dieser sein Liebchen hatte. Gegen Mitternacht kamen sie an und der verliebte Freund bat seinen Begleiter, bis er herunter=

steigen würde, vor dem Hause Wache zu halten. Dieser streckte sich auf einen Holzstoß hin und schlief ein. Nach einigen Stunden kam der verliebte Freund herunter, und eilte, ganz seinen Begleiter vergessend, davon, zu sehr des Glückes voll, weil ihn das Liebchen erhört hatte. Der Bursch auf dem Holzstoße schlief fort; — es dämmerte; — es kam das Morgenroth; — es ging die Sonne auf; — der Bursch auf dem Holzstoße schlief fort. Endlich kommt das Liebchen seines Freundes, um Holz zu holen. Der Schläfer fühlt sich gerüttelt und hört erwachend die ängstlichen Worte: „Wenzl! Jessas, bist a du nô dô?" *) Entsetzt springt der Bursch auf — heller Tag! — er in schlechten Kleidern! — es ist Sonntag! — zwei volle Stunden bis zu seinem Elternhaus! — welchen Weg er zurückeilen will, überall durch bekannte Orte unter den Augen bekannter Menschen! Was war zu thun? Er mußte auf den Heuboden des Hauses, und da den ganzen Tag, heimlich gespeist und getränkt vom Liebchen seines Freundes, in der einsamsten Lage zubringen, bis ihm der einbrechende Abend die Rückkehr gestattete. — Ein Familienvater war seiner Tochter seit längerer Zeit auf der Spur einer Liebschaft. Sie läugnete zwar nicht gerade ihre Liebe, aber den Burschen wollte sie durchaus nicht verrathen, weil sie fürchtete, der Vater dürfte vielleicht dem Burschen wegen zu geringer Wohlhabenheit strenge jede Verbindung mit ihr untersagen. Oefters war es dem Vater schon gelungen, den Burschen Nachts am Balkon zu erblicken, doch entschlüpfte ihm dieser immer, so oft er Anstalt machte, ihn abzufangen. Vor wenig Tagen erst blieb ihm ein entscheidendes Kennzeichen in den Händen, nämlich der Sonntagshut des Burschen, der ihn

*) Um Gotteswillen! bist Du auch noch da, Wenzl?

beim Entspringen verlor. Nach dieser Entdeckung bedachte der gute, nachsichtsvolle Vater den Fall mit aller Milde der Gesinnung, und beschloß, seine Tochter dem Burschen zu geben. Aber einen wunderlichen Einfall wollte er ausgeführt sehen, um doch eine Genugthuung für die Verschwiegenheit der Tochter zu haben. Er ließ am folgenden Morgen das ganze Dorf zusammenkommen und versprach seiner Tochter den Burschen zum Mann, wenn sie auf einer Stange den Hut durch das Dorf tragen und vor Aller Augen dem Burschen überreichen würde. Nach vergeblichen Bitten trug das Mädchen endlich wirklich den Hut zum allgemeinen Ergetzen der Zuschauer durch das Dorf und überreichte ihn dem Geliebten unter Thränen der Scham und Freude. — Ein Bursch mußte bei seinem ersten, schüchternen Versuche, beim Liebchen zu „fensterln," folgendes Abenteuer bestehen. Er hatte sich schon längere Zeit her genau umgesehen, wo er am leichtesten und sichersten bis zum Bodenloche klettern könnte, durch das er das Mädchen anreden mußte. Aber diese Anstalten begünstigten sein Unternehmen das erste Mal nicht, weil er nicht dazukam, sie zu benützen. Indem er nämlich in der bestimmten Nacht gerade daran war, zum Bodenloch zu klettern, vernahm er plötzlich ein eigenthümliches Geräusch und die Stimme des etwas ungestümen Hausvaters in der Nähe. Um einen Augenblick unentdeckt zu bleiben, kletterte er wieder eilig herunter, und versteckte sich in den nahen leeren Schweinstall. Allein zu seinem Schreck bemerkte er, daß der kommende Hausvater eben junge Schweine, die er in einem entfernten Dorfe gekauft hatte, nach Hause treibe. Zum Entspringen, ohne sich zu entdecken, war es zu spät, denn schon sprang die Stallthüre auf, und die grunzenden Schweine stürmten wild durch einander hinein. Der

Bursch streckte sich der Länge nach in den Futtertrog. Der Hausvater sperrte die Thüre ab und schien sich zu entfernen. Halb aufgerichtet horchte der Bursch den sich entfernenden Fußtritten und glaubte aus dem Stalle zu entkommen, wenn der Hausvater in das Haus sich begeben hätte. Allein dessen Schritte näherten sich plötzlich wieder. Ein Geräusch über seinem Haupte erschreckte den Burschen — und im nämlichen Augenblicke goß ein suppenähnlicher Saufraß seine Fluthen über ihn nieder. Schnaubend und blasend, wie Einer, der bis über die Ohren in einen Sumpf gefallen ist, kollerte der Bursch aus dem Futtertrog heraus unter die hungrigen Schweine, die leckend und nagend über ihn herfielen. Aber jedes andern Hilfsmittels beraubt, mußte er seinen Ausweg durch die Thüre nehmen, obgleich der Hausvater davor stand. Mächtig erschreckt, wich dieser einige Schritte zurück, als er plötzlich aus dem Schweinstalle einen teig= und wassertriefenden Menschen entspringen sah. Zu spät erholte er sich, den vermeintlichen Dieb zu verfolgen. — Diese und ähnliche Erlebnisse kamen an die Reihe. Als man fortfahren wollte, solche Geschichten zu erzählen, hörte man einen Burschen in der Nähe jauchzen. Sogleich erkannte man ihn und jauchzte ihm entgegen. Der Bursch beeilte sich näher. Seine ersten Worte waren ein Aufruf, ihm zu folgen, wenn man eine komische Scene mit ansehen und hören wolle. Man folgte ihm neugierig. Auf dem Wege erzählte er, wie er seinem künftigen, brummigen, alten Schwiegervater einen kleinen Aerger verursachen wolle, und daß er bereits Anstalten dazu gemacht habe. Der Alte war nämlich ein starrer Ordnungsfreund und etwas geizig. Es war eben Mitternacht, gerade die Stunde, wo er vom Besuch eines alten Nachbars regelmäßig nach Hause ging.

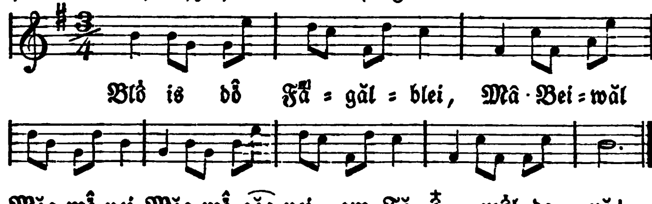
Der Bursch hatte ihm auf dem ganzen Wege bis zu seinem Hause Holz gestreut, so daß er immer nach einigen Schritten ein schweres Scheit finden mußte. Den Monolog des Alten zu hören, spannte das höchste Interesse der Burschen. Der Alte kam, die Hände überm Rücken, gedankenlos vor sich hinschreitend und dann und wann ein unverständliches Wort brummend. Jetzt stieß er auf das erste Scheit — „Lau, dŏ liegt a Schä̈dl Hôlz; wea hŏd dôs wiedâ fôlŏan? Dô Lä̈d gô'mt hôld nôd Ôcht! Dôs is ŏ! Sô ôchtnt ninx — dôs is! Sô wissnt nôd, wôs hômant, wenns a Schä̈dl Hôlz hômant — dôs is!" (Ei, da liegt ein kleines Scheit Holz; wer hat das wieder verloren? Die Leute geben nicht Acht! Das ist's ja! Sie achten nichts — das ist's! Sie wissen nicht, was sie haben, wenn sie ein kleines Scheit Holz haben — das ist's!) Er hob das Holz auf, trug es wie ein Kind auf dem Arm und räsonnirte und klagte und richtete gute Lehren an seine einzige Tochter, obgleich sie zu Hause — — „Nô lau, dŏ hôts ôs! Dŏ liegt wiedâ r ôâs!" (Nun seht einmal, da haben wir's! Da liegt wieder eins!) Er stand wieder vor einem Scheit Holz. „Nô, sô mä̈cht i dôch wiss'n, wôs denn dôs wă? Wei kŏ ma denn zwŏa Schä̈dâ fôluis'n, und ninx mirkâ? Dŏ deaft ŏ dôch da greißt Stean ŏwâfôll'n, sô mirkadô dôs nôd bôssâ, wôs zwŏa Schä̈dâ fôluis'n! — Nô, i hôs ăf!" (Nun so möcht' ich doch wissen, was denn das wäre? Wie kann man denn zwei Scheite verlieren und nichts merken? Da dürft' doch der größte Stern herunterfallen, so merkt' ich's nicht besser, als zwei Scheite verlieren! — Nun, ich heb's auf!) Er hob's nun auf und setzte seine Lehren an seine Tochter fort, indem er wohl einschärfte, vor Allem Schlendrian, Leichtsinn im Hauswesen — — „Nô lau, dŏ hôts ôs!" (Nun

so — da habt ihr's!) Er stand vor dem dritten Scheit. „Sô mächt i dôch wiss'n — dôs kannt ŏ mâ Hôlz ă sâ! Nô jô, dôs wă 's rächt! Wea — nô lau, gits denn kôâ hôalauß Burschâ nôd?" (So möcht' ich doch wissen — das könnte ja mein Holz auch sein? Ja, das wär' 's Rechte! Wer — ja nun, gibt's denn kein heilloses Burscher nicht?) „Segsta's, Onnamial? a sô möchtma's 'n Lâdn, wenn ma ninrnutz is! Dô Lumpn!" — (Siehst Du, Annamirl?*) so macht man's den Leuten, wenn man nichtsnutzig ist! Die Lumpen! —) Einige Schritte weiter: „Nô lau, dŏ hôts ôs! Sŏg i's denn nôd? Dŏ liegt schô wiedâ r ôâs! 's hôts Neâmad tô, wôs dôs Burschat — i kenn's ŏ, dô Schlissl'n — — Nô lau, dŏ hôts ôs, dŏ liegt wiedâ r ôâs, und durt wiedâ — jô nô — und mâ Hôlz is, dŏ frŏg i gôa nimmâ! jô derrr — Taifl hôts wiedâ r um mâ Hôs thôd! Jô i seg's schô — i mau mâ Tôchtâ häratn lauß'n, sist is kôâ Hrau — i seg's schô! Da Girgl wiad wôl nôd babă gwôst sâ? Dôs wă east 's rächt! Dem gäwô ŏ sist gean mâ Hôs und mâ Deândl; — ŏwâ ea r is nôd babă gwôst!" (Nun da seht — da habt ihr's! Sag' ich's nicht? Da liegt schon wieder eins! 's hat's niemand gethan, als das Burscher — ich kenn' sie ja, die Schelme! — — Nun da habt ihr's, da liegt wieder eins! und dort wieder! — ja nun — und mein Holz ist's, da frag' ich gar nicht mehr! ja der Teufel hatte sie wieder da um mein Haus! Ja, ich seh' schon — ich muß meine Tochter heirathen lassen, sonst ist keine Ruhe — ich seh's schon! Georg (eben der Bräutigam seiner Tochter und Urheber der Posse) wird wohl nicht dabei gewesen sein? Das wäre erst 's Rechte!

---

*) Seine Tochter.

Dem gäbe ich ja sonst wohl mein Haus und mein Mädl; — aber er war nicht dabei!) Die Burschen konnten ihr krampfhaftes Lachen nicht mehr zurückhalten und kollerten im nahen Garten keuchend auf dem Grase herum. Das Finden und gesteigerte Räsonniren des Alten dauerte fort bis zu seinem Hause, und als er das Holz auf den Stoß vor dem Hause gelegt hatte, und einen der Burschen jauchzen hörte, drehte er sich um und rief: „Hô nôs nôd gsôgt — lau durt gurzt schô dâna ra!" (Sagt' ich's nicht? — Dort jauchzt auch wirklich Einer!) — Nachdem sich die Burschen genug belustigt hatten, wurde Einer nach dem Andern schweigsam. Schlaf überwältigte sie und sie blieben schlafend im Grase des Gartens liegen. Nach Verlauf von einer Stunde erwachten sie wieder, die Mundharmonika machte sie aufgeräumt, aber die wenigsten schienen Lust zu zeigen zum ferneren gemeinschaftlichen Herumstreifen, sondern die meisten sagten: „Guatô Nôcht, Baumâ!" (Gute Nacht, Burschen!) und zerstreuten sich hierhin und dorthin. Einer jauchzte, der andere sang:



„Aft Nôcht!"

Ein anderer sang:



Nach einer andern Seite hin pfiff die Mundharmonika:



Und diese Melodie erfassend sang ein Bursch folgende Texte dazu:

Wenn 's Wirthshôs d' Kircha wă,
's Deandl da r Ôltör,
Und sô mächtô a Pfôara sâ
Rächt gean zwôa Jör.

Wär's 's Wirthshaus die Kirche,
Und 's Mädl der Altar,
So möchte ich Pfarrer sein,
Gerne zwei Jahr.

Mâ Beiwl leißô nôd,
Leiwâ mâ Lô'm;
Und sô deaftmâ mâ Vödâ
Kôâ Häratsguat gô'm.

Mein Bürschlein ließ' ich nicht,
Lieber mein Leben;
Und so dürft' mir mein Vater
Kein Heirathsgut geben.

Mâ Hearz is frisch,
I lögs ôssa r âm Tisch,
Und lau tuif enô grö'm:
Ô mâ Schötz mögst mô hö'm?

Mein Herzlein ist frisch,
Ich leg's her auf den Tisch,
Und laß tief hineingraben:
„Meinen Schatz muß ich haben!"

Hierauf wurde es allseitig ganz still. Einige suchten ihr Bett, die meisten gingen erst „fensterln" oder „ăf's Schră." Nach einer halben Stunde meldete sich hier und dort noch Einer, pfeifend oder jauchzend und begab sich vom Liebchen weg nach Hause. —

Ein Ernte-Scherz (d' Höwâgôas*)).

Die Auftritte des letzten Erntetages sind nicht selten sehr ergetzlich. Es darf sich nur treffen, daß zwei Hausbesitzer noch gleichviel Getreide einzuführen haben, so kann ein Gefecht um das Leben nicht mit größerer Anstrengung geführt werden, als der Kampf um die Ehre, nicht der letzte geblieben zu sein. Jeder zahlt Arbeiter, so viele er auftreiben kann, leihet Wagen, Gespann und befeuert durch Bier, Versprechungen, Scherz u. s. f. Alles um sich. Die Wagen unter ihren Ladungen knarren und fliegen; die Garben werden ohne Ordnung auf die Tenne der Scheuer geworfen, um sofort eine neue Fahrt beginnen zu können. Die letzte Fuhre, welche die beiden wetteifernden Hauswirthe nach Hause führen, gleicht einem römischen Wettrennerwagen in der Laufbahn. Das ganze Dorf

---

*) Höwâgôas (zusammengesetzt aus Hôwan = Hafer, und Gôas = Ziege, Geis), weil Hafer immer das letzt einzuführende Getreide ist.

wird Zuschauer. Alles jauchzt, treibt an, ermuthigt, lacht. Weh! da liegt oft der Wagen des Einen umgestürzt, und der Hoffnung beraubt, Sieger zu werden; während der Andere nun jubelnd und gemächlich, von seinen Arbeitern umringt, im Triumphe nach Hause zieht. — Der besiegte Hausbesitzer muß sich eine Posse gefallen lassen, welche ihm die Burschen zufügen. In der folgenden Nacht nämlich schleppen diese so viel Stroh zusammen, als sie bekommen können, besteigen in Stille des Bauers flaches Hausdach und setzen da eine ungeheure Strohfigur zusammen in Gestalt einer Ziege, die von einem Ende des Daches zum andern reicht. Auf die Ziege setzen sie einen kolossalen Strohmann, repräsentiren sollend den Hausherrn, in der einen Hand eine Geißel, in der andern einen Knittel haltend. Wenn die Statue völlig aufgestellt ist, bleibt ein Bursch als Wache auf dem Dache zurück, während die andern gegen Tagesanbruch die Dorfbewohner wecken mit den Worten des Spottgedichtes:

Ăf! Ăf! segt's — d' Hŏwâgŏas steit!
Wia hômâ dô gônz Nŏcht uis gmeit,
Und gŏărwat, und kichâ und g'füllt,
'n B ă̊ t'n ăf's Tŏ ăffô d' Hŏwâgŏas gstillt. —
Gschwing ăf eiz, und schôts eng's Wunâdia r ô,
Sist gȯgt eng's da B ă̊ t, sŏas Tŏ wiad dafô! —

(Auf! Auf! seht — es steht die Hafergeis!
Wir haben die ganze Nacht uns geplagt in Schweiß,
Gethan, gekichert und ausgefüllt,
Die Geis dem B e i t e n auf's Dach gestellt. —
Schnell auf jetzt, und auf das Wunderthier geschaut!
Sonst jagt euch's der B e i t davon, eh' der Tag graut. —)

Da strömt nun vor Tagesanbruch das Dorf zusammen, umringt lachend und lärmend das Haus, mit dem Wunderthier auf dem Kopfe, und verläßt es nicht, bis der Hausherr zum allgemeinen Ergetzen mit seinen Knechten die Zerstörung der Ziege beginnt, und deren Reiter vernichtet, unter Zuruf der Menge:

Wea nôd äffteit und särwat und gôgt,
Dea wiad, mirk da's, mit da Hôwâgôas plôgt!

(Wer nicht aufsteht und strebet und jagt,
Der wird, merk' Dir's, mit der Hafergeis 'plagt!)

Der Carneval (da Fôschen).

Ergetzliche Scenen veranlaßt der Fasching in einem deutschen Dorfe. Jedermann erlaubt sich einen unschädlichen Scherz, und ist gewiß, daß er nicht mißverstanden und übel aufgenommen wird. — Ein junger Dorfbursch nimmt einen Geiger, durchzieht mit Musik das Dorf, durchstöbert Stuben und Stübchen, alle uralten Mütterlein, die gesund und noch heiter sind, hervorholend, die ihm auch lachend und scherzend folgen, unter großem Zulauf des Volkes. Hat er sie beisammen, so beginnt er allerlei Streiche auszuführen. — Ich sah einst zu, wie ein solcher Bursch im tiefen Schnee eine Bahn kehrte und die Mütterlein aufforderte, ihm zu folgen. Das thaten sie auch. Plötzlich hielt er inne und begann mit einem Mütterlein im Schnee einen Tanz; allein wie groß war ihr Schrecken, als sie unter ihren Füßen Glatteis fühlte, und sich dem muthwilligen Burschen nicht entwehren konnte, der absichtlich lustige

Sprünge machte. Seinem Beispiele folgten alle übrigen herumstehenden Burschen, und es begann unter großem Gelächter der Zuschauer der Tanz des vorigen Jahrhunderts mit dem jüngsten allgemein zu werden. Für die erlittene Angst wurden hierauf die Mütterlein durch eine gute Schmauserei entschädigt. — — Abends sitzt oft eine Familie ruhig im Gespräch in der warmen Stube um einen Tisch, da beginnt es plötzlich draußen zu klirren und poltern, und ein scheußliches Gesicht schaut zum Fenster herein; drauf daneben noch eins, ein drittes, und in kurzem ist das Fenster über und unter dem ersten voll Fratzen. Die Kinder flüchten in einen Winkel, während ein Gepolter an der Hausthüre Einlaß begehrt und Musik erschallt. Ein Maskenzug tritt ein. Um aber eine Anschauung solcher Verkappungen zu geben, will ich eine männliche und eine weibliche Maske beschreiben. Erstere hat eine ungeheure, aus Stroh geflochtene Bischofshaube, oder einen Kopfpolter mit Sturmband auf dem Kopfe, und um das Kinn befestigt. Statt der Larve beschmiert man sich das Gesicht mit Eierweiß, und bläst dann mit hineingehaltenem Antlitz in einen Mehlkasten, so daß ein Mehlteig dasselbe überzieht und unkenntlich macht. Dazu nimmt er ein Hemd über die gewöhnliche Kleidung. — Die Weibermaske hat einen ungeheuern Kittel aus Flachswerg, aus demselben Stoffe eine Brust von erstaunlichem Umfang, und aus Stricken eine Lockenperrücke. Eine weibliche Maske wird immer durch einen großen Dorfburschen vorgestellt. Beginnt ein Tanz, so wählt sich dieser die kleinste Männermaske, der mit seinem Kopfe unter ihrem Busen wie unter einem weitvorspringenden Felsenhange steht. Die lächerliche Composition eines solchen Paares wird dadurch erhöht, daß die Tänzerin ihren Tänzer unter der

Brust an beiden Ohren faßt. Man pflegt auch manche lächerliche Gewohnheiten in Tracht und Geberden alter Männer und Weiber nachzuäffen, und gerade da, wo die Verspotteten gegenwärtig sind. Diese lachen dann am meisten selbst über ihren Doppelgänger. — Großen Spaß verursacht ein Maskenzug um oder nach Mitternacht. An einer Hausthüre wird leise geklopft, und eine Stimme fleht um Einlaß. Der arglose Bauer eilt im Hemde, den vermeintlichen Wanderer einzulassen. Wie er aber die Thüre öffnet, erblickt er einen Schwarm Masken, und es fällt auf ihn der Lichtschein vieler Laternen. Der geschämige Mann will der Beleuchtung entgehen, fühlt sich aber schon ergriffen, und muß in der Stube einen Tanz in seinem einfachsten Kostume mitmachen. Indem hat sein Weib den Lärm richtig erklärt, und schaut kichernd und verlegen durch die etwas geöffnete Kammerthüre zu, wie ihr behemdeter Gespons zu den entsetzlichsten Sprüngen veranlaßt ist. Um aber kein Aergerniß zu geben, darf nie ein Kind zugegen, und der maskirte Bursch nicht unter achtzehn Jahre alt sein. Gewöhnlich führen eine solche Scene nur Männer aus, um einen brummigen Phlegmatiker zum Tanz zu bringen. Allein wenn ihm dieser auch eine Tortur ist, so fühlt er sich durch den zugefügten Streich doch nicht beleidigt. —

Es herrscht während des Faschings lebhaft die Sucht, irgend eine Ueberraschung, einen Scherz, einen kleinen Schrecken in oder außer dem eigenen Hause zu veranstalten, daher auch der Vater vor dem Sohne, der Knecht vor seinem Herrn, kurz Niemand vor einem Anderen behutsam genug sein kann. — Einst traf ich eine Familie sammt Knecht und Mägden beim Abendessen. Man war arglos und aufgeräumt. Die erste Magd, welche den neben ihr aufgesteckten Span, daß er hell

und ohne Rauch brenne, bald zu heben, zu senken oder umzuwenden, und in die unterstellte Wasserwanne abzuräuspern hatte, löschte durch scheinbares Ungeschick plötzlich das Licht aus, indem sie den Span ganz aus der Klemme in die Wanne hinabstieß. Sie ging in die Küche, um aus dem Ofen Licht zu holen; beim Hereinkommen hielt sie die Hand vor das Licht, so daß Schatten auf die Stelle fiel, wo die Knechte saßen, und als sie an den Tisch kam, entfernte sie plötzlich die Hand vom Lichte. Mit einem Schrei stoben Weiber und Kinder vom Tische weg — denn eine entsetzliche Maske saß zwischen den Knechten. Die Männer blieben ruhig und aßen von der guten Mehlspeise, die man eben vorgesetzt hatte, in Gesellschaft der Maske fort, ohne diese bemerken zu scheinen, während diese jeden Versuch der Weiber, dem Tische zu nahen, durch Auffahren und Grimassen vereitelte, und Geschrei und Gelächter nicht wenig vermehrte. In der Maske aber stak der junge Nachbarsohn, dem man die gute Mehlspeise angerühmt hatte, welche für den Abend auf den Tisch kommen sollte. Durch Neckereien, von dem Genusse ausgeschlossen zu sein, im Stillen veranlaßt, verabredete er mit den Knechten und der lichtbesorgenden Magd heimlich das Einverständniß, huschte vor dem Nachtessen ungesehen in die Stube und unter den Speisetisch, nur das Auslöschen des Lichtes erwartend, um hervorzutauchen, und gleich einem Gespenste unerwartet zwischen den Knechten dazusitzen. —

Der Argwohn, der zur Faschingszeit überall eine Posse sucht, ist oft selbst an einem lächerlichen Auftritte schuld. Tritt zum Beispiel ein Bettler in die Stube, so besieht ihn die Bäurin mit bedächtig prüfenden Augen, zögert mit der Gabe (denn es könnte der schelmische Nachbar sein), und umgeht

ihn mit der Miene des Zweifels und Glaubens, indem sie verlegen lächelt, nicht gerne sich täuschen ließe, und gern doch, wenn es ein wirklicher Bettler wäre, die Gabe nicht versagte. — „Mâiz! — — Mâiz! Glöbz's i kenn' eng nôd? Dau nŏ wôg 'n Haud — bist's schŏ, den i mŏi! — Mô denn nôd? Ahm! Mô denn nôd? A Stickăl Broud köst ŏ hŏ'm! — Jekassl! Du kântst ma gstöll'n wean! Eiz gei bål! Nŏ, wôs is denn? Dŏ hôts a Broud — dôs höd da Gschbŏas föteit." — (Geht! — — Geht! Glaubt ihr, ich kenn' euch nicht? Thu' nur weg den Hut — bist schon, den ich meine! — Warum denn nicht? Hm! Warum denn nicht? Ein kleines Stück Brod kannst ja haben! — Ei! Du könnt'st mir gestohlen werden! Jetzt geh' bald! Nun, was ist's auch? Da habt ihr Brod — das hat der Spaß verdient. —)

Der Bettler starrt die Redende an, und weiß keine Erklärung für solche Ansprache, als daß die Bäurin eine Närrin sei. Kichernd aber haben ihr die andern Hausbewohner zugehört, und stürmen endlich unter lautem Gelächter herbei. Viel theilt folgendes Volksgedicht über den Carneval in wenig Zeilen mit:

Wea kânt sô im Föschen dakennâ?
Ău! d' Mônâ und Baumâ sân Nôărn!
Segt's durtn ân Măschkarâ hrennâ?
Und heat's ôs dz Nöcht pauß'n und schôărn?
Durt springânt's fŏa d' Tia hi und keărnt,
Durt hupfânt's vôl Zris um und meărnt,
Durt segtmâ dur d' Fenzâschă'm hrôkâ
A Lŏărfâgfris, dôs uis möcht schrökâ —
Ui! Hôsnâ r und Kibln, dem Täifl z'schlăcht,
Sân dôch fûar an Măschkrâ nŏ răcht.

(Wer könnt' sich im Fasching auskennen?
Seht! Männer und Burschen sind Narrn!
Seht ihr jene Maske dort rennen?
Und hört sie Nachts pochen und scharrn?
Vor Thüren hinspringend schreien sie Zetter,
Ganz Lumpen und Fetzen erregen sie Wetter,
Dort sieht man durch Fenster sich strecken
Eine Larvenfratze, die uns möcht' schrecken —
Ah! Hosen und Kittel, dem Teufel zu schlecht,
Sind doch einer Maske noch recht!)

An den Faschingsfeiertagen ist ordentlicher Tanz, bisweilen von Masken unterbrochen. Oft geschieht es selbst, daß mehre maskirte Burschen auf einem Pferde in die Wirthsstube reiten gleich den sieben Haimonskindern, und die Mädchen von einem Stubenwinkel in den andern jagen. — Am Faschingdienstage gebührt den Mädchen die Oberhand. Sie wählen selbst ihre Tänzer und zahlen Musik und Getränk. Ihre Geldsteuer wird folgendermaßen erpreßt. Man stellt einen Sessel inmitten der Tanzstube, darauf einen Teller. Jeder Bursch ergreift eine Tänzerin, und tanzt um den Stuhl, bleibt dann vor demselben mit ihr stehen, und fordert Geld. Der erste Aufruf wird ohne Weigern befolgt; allein der Bursch drängt wiederholt und so stürmend, bis er bei reicheren Mädchen oft zwei Gulden C. M. herausgelockt hat. Wenn das Geld gesammelt ist, wird davon die Musik gezahlt, Getränke gekauft (mehr Branntwein als Bier) und jeder Gegenwärtige damit bewirthet. —

Ueberdieß findet man in einzelnen Ortschaften auch noch besondere und verschiedene Bräuche, z. B. daß am Fasching-Dienstage jedes Liebchen irgend ein gutes Mehlgebäck (a „Wä-

kerl" — oder „an mir'n Zältn" — „Flöckn" — „Keichäl" o. a. dgl.) in Bereitschaft halten muß, um damit den Liebsten, der sie zum Biere führt, daselbst zu beschenken.

So bleibt wohl im Allgemeinen der Geist der Faschings-Unterhaltungen überall und jährlich derselbe, und nur im Einzelnen trifft man nach Verschiedenheit der heitern Einfälle verschiedene Scenen der Unterhaltung während des Landcarnevals am Böhmerwalde. —

Das Kirchweihfest (da Kirdâ).

Das beliebteste Fest im Jahre ist das Kirchweihfest. Drei Nachmittage und Nächte nach einander wird getanzt; Jedermann muß da, wenn nicht ganz, doch größten Theils neu gekleidet sein; die Küche versorgt den Tisch mit verschwenderischer Fülle; überall lärmt Freude und ländliches Glück. Wie zu den Pfingstfeiertagen Kuchen (Keichäl), zu Ostern gefärbte Eier (hraudô Oiâ) an der Ordnung sind, so bäckt man zur Kirchweih sogenannte „Flöck'n" — d. i. Brode, die an Umfang einem großen Teller gleichen, an Dicke nicht $1\frac{1}{2}$ Zoll überschreiten, und auf der Oberfläche mit Lebzelten, Mandeln, Weinbeeren ꝛc. bedeckt sind. Ueber den Kirdâ sprechen sich folgende Verse eines Volksgedichtes am genügendsten aus:

„Heărgôtl! wei is âm Kirdâ sô schei,
Wiad 'n gônzn Tô gôssn, gurzt und gsungâ,
Deaf mâ drä Tă zôm Spiellkôn gei,
Is zô kâân Schlôffâ c und Därbatn zwungâ,

Is eng ân Reidn sâ Gwŏntâ r east nui,
Glŏnznt eng d' Strŏßn — ŏ jessast ui! —
Dŏß du fôa Strŏßn kôân Haud nŏd sägst,
Stândst ă sôan Haud durt'n znägst.
Kirdâ! r ŏ Kirdâ! wei hŏmâ dŏs gean,
Wei weamâ nŏ dia sŏ trŏarŏ wean!
's Gwŏntâ wiad zrissn sâ, d' Flôckn sân nimmâ,
Heatmâ wei lŏng kôân Spielmŏ meâ stimmâ. —

(Herrgottlein! wie ist die Kirchweih so schön,
Wird den ganzen Tag 'gessen, g'jauchzt und gesungen,
Darf man drei Tag' zu den Spielleuten geh'n,
Ist nicht zu Schlaf und zur Arbeit gezwungen,
Sind eines Jeden Kleider erst neu,
Glänzen die Sträuße — o jemine ei! —
Daß man vor Strauß den Hut nicht sehen kann,
Stündest Du auch dem Hut zunächstan.
Kirchweih! o Kirchweih! wie lieben wir dich,
Bist du vorüber, wie betrübt man sich!
's Kleid wird zerrissen sein, d' „Flöckn" sind hin,
Kommt's Stimmen wie lang keinem Spielmann in
Sinn! —)

Jeder Bursch bekommt von seinem Liebchen einen Rosmarinstrauß, dessen Zweige mit Flittergold, silbernem Zitterdraht, kleinen Täubchen ꝛc. geschmückt sind. Der Strauß wird quer um die Rundung des Hutes herumbefestigt. Die drei Festtage hindurch prangt der Bursch damit auf dem Kirchengange und bei der Musik. — Am Kirchweih-Montage haben die Männer in der Tanzstube vor den Burschen die Oberhand, und führen das große Wort. Am Dienstage wird

der etwas barbarische Hahnenschlag gehalten. Es ist nämlich Sitte, an diesem Tage durch das Dorf mit Musik zu ziehen, in jedem Bauernhofe einzukehren, ein wenig da zu tanzen, und hierauf von der Wirthin mit Bier und den erwähnten „Flöckn" traktirt zu werden. Zu dem Ende hat jede Hausfrau auf dem großen Ecktische einige solche „Flöckn" in gleiche Stücke geschnitten, die bestimmt sind zum augenblicklichen Genuß. Außerdem aber sammelt ein Bursch noch eifrig in einen Tragkorb. Besitzt nun ein Haus einen schönen, fetten Hahn, so wird dieser während der Flöcknvertheilung heimlich eingefangen, und, nach geendigter Runde durch das Dorf, an einer langen Schnur am Fuße befestiget, und das entgegengesetzte Ende der Schnur an einen Baum oder sonstigen unbeweglichen Gegenstand gebunden. Man verbindet einem Burschen nach dem andern die Augen, gibt ihm einen Dreschflegel (a Drischl) in die Hand, worauf er an der Schnur mit den Füßen fortfühlt, bis er dem Schreien des hin und her flatternden Hahnes und der Kürze der Schnur nach schließt, wie er mit Einem Schlage den Hahn tödten könne. Der Bursch, dem der Hahn erlag, hat dann bei der Verspeisung des gekochten Hahnes und der „Flöckn" den Vorsitz. Die Musikanten sind dazu geladen. —

Nächtliches Arbeitsfest.

Mägden wird außer dem Geldlohne das Erträgniß eines bestimmten Stückes Feld an Flachs zugewiesen. Saat und Pflege besorgt der betreffende Hausvater. Kommt aber die Zeit, wo der Flachs aus dem Boden zu raufen, ('s Flòxräffä),

vom Samen zu befreien ('s Flòxriff'ln), zur nöthigen Dörrung auf ein Stoppelfeld oder eine Wiese auszubreiten ('s Flòxbröit'n), einzudörren im Ofen und dann zu brechen ist ('s Dirrn und 's Brăchâ); so bleibt die Verrichtung dieser Geschäfte ganz den Mägden überlassen. Dazu reicht aber die Tageszeit nicht aus, welche der Hausherr ganz in Anspruch nehmen muß. Dieser Uebelstand, nach den schwersten Tagesanstrengungen auch die Nacht hindurch ohne Ruhe und Rast arbeiten zu müssen, wird aber durch eine erheiternde Sitte nicht nur gehoben, sondern zu einem jedesmaligen Feste. Die Magd, welche eine Nacht für die genannten Arbeiten benützen will, ladet alle andern Mägde des Dorfes zur Hilfe ein; diesem Rufe folgen nicht nur diese, sondern auch alle Töchter der Hausbesitzer. Sobald diese Mädchenschar das Feld erreicht hat, und an das Geschäft geschritten ist, beginnen sie im vollen Chore Gesang. Dieser ist kaum angestimmt, so lassen sich erst einzeln, bald von allen Seiten des Dorfes her jauchzende und singende Burschen hören. Sie versammeln und bewaffnen sich und ziehen zum Felde als Bedeckungskorps der Mädchen hinaus. Daselbst aber ist es Keinem erlaubt, das Feld zu betreten. Daher lagern sich die Burschen am Rain vor das Feld, zünden Wachfeuer an, und singen nach ihrer Art Kriegslieder, denen die Mädchen schäkernde erwiedern.

Burschengesang:

Săkrâ, wea tăd sô drô,
Rúarat uis d' Deandlâ r ô?
Dôs wă 'kôâ klôânâ Gschbŏas —
Dem wearat hŏas!!

Mädchen drauf:

Hrennats wôl ôll dafô,
Käm nô da bluadô Mô!
Dôs wă da rächtô Gschbôas —
Wearat eng hôas?

Burschen.

Kennt ma ruis Leidla r ăf,
Mŏchmâ Sôldât'n-Străf;
As deaf uns kôâ frema Bua
Zôn Deandl'n dazua.

Mädchen.

Kâments nô, wă schô recht!
Schmôzatmâ, tädmâ recht!
Dôß eng fôdruiß'n meid,
Brennâ wei's Leid.

Aehnliche Lieder werden neckend fortgesetzt. In Zwischenpausen des Gesanges erzählt ein Bursch eine schauervolle Gespenster- oder Teufelsgeschichte laut, daß man sie allgemein hören kann; je greller, um so lieber. Geschichte und Nacht wirken tüchtig auf die Nerven, und das absichtliche, seltsame Pfeifen, Knurren, Quitschen, Murren und Keuchen der Burschen während der Erzählung, die dazu Gelegenheit hinlänglich darbietet, würzt die abenteuerliche Sagenspeise. Bei den schauerlichsten Stellen, wo von den Wachfeuern jede erhellende Flamme unterdrückt und das Gräßlichste aufgeboten wird, ist es eine sehr erleichternde Wohlthat für die Mädchen, ohrzerreißend aufzuschreien. Hierauf verjagt der erste Scherz wieder elektrisch rasch alle Angst, und wenn Burschen und Mädchen einige Zeit aus der

Entfernung zu und durch einander konversirt haben, erheitert wieder Gesang.

Ist der Flachs aus dem Boden, so wird ein Wagen geholt. Mittelst Laternen bindet man Garben, welche die Mädchen bis zum Rain tragen und den Burschen zuwerfen können, ohne ihnen ganz nahe zu kommen. Ist aufgeladen, so leitet ein Bursch den Wagen fort, die Mädchen umringen ihn singend und in einiger Entfernung folgen die jubelnden Burschen. Zu Hause wird in eine Scheune der Flachs abgeladen, aber nur von den Burschen, während die Mädchen ruhend sich um die Scheune lagern, wie wachhabende Amazonen, und den Burschen die nun für sie beginnende Arbeit des Abstreifens des Flachssamens mittelst Eisenkämmen angenehm machen durch Gesang. — Die folgende Nacht kommen wohl alle Mädchen wieder, aber es darf nur Ein erwählter Bursch erscheinen, um den Flachs hinauszuführen auf das Stoppelfeld oder die Wiese, wo dieser ausgebreitet wird. Beim späteren Brechen des Flachses erscheinen wieder alle Mädchen und alle Burschen, letztere in einem Umkreis um die ersteren sich lagernd. — So hat die Sitte für Unterhaltung, Sittlichkeit und Erleichterung der Mühen und Plagen gesorgt.

Der Drescherschmaus ('s Ŏsdrŏschats).

Am Tage, wo man mit dem Dreschen des Getreides zu Ende kommt, feiert man einen großen Schmaus. — Sind die letzten Garben auf die Tenne gelegt und gehörig leer gedroschen, so stürzen die Drescher aus der Scheuer nach einem etwa hundert Schritte entfernt liegenden Brett, worauf sie

taktmäßig wie auf Stroh mit ihren Dreschflegeln schlagen. Auf ein Zeichen eilen Alle, nachdem jeder seinen regelmäßigen Schlag noch geführt hat, zurück in die Scheuer, unter Schreien und Lachen, binden in aller Eile das letzte auf der Tenne liegende Stroh zu Garben, und wer der Unbeholfenste und Letzte ist mit Zustandebringung seiner Aufgabe, der muß den ganzen folgenden Tag und während des festlichen Abends die Zielscheibe alles Scherzes sein. Spottnamen regnen über ihn her. — Indeß siedet und brät die Hausfrau beinahe den ganzen Tag, und soviel sich aus Mehlkasten, Schmalztiegel, Rahm, Milch, Obst, Käse, Geflügel — kurz aus ländlicher Hauswirthschaft herausformen läßt für eine reichliche Tafel, wird und muß bei dieser Gelegenheit erscheinen. Mit einbrechender Nacht beginnt der Schmaus, und die Freude streift fast an Ausgelassenheit, wenn noch dazu reichlich gutes Bier herumgereicht wird. Die Hausfrau schickt wohlangefüllte Teller den Freunden und Nachbarn ins Haus. Die Jugend des Dorfes kommt aber „ăf's Ôfâschûßlhrôkâ." — Plötzlich rückt nämlich ein Teller oder eine Pfanne von außen auf das Fenster, und eine Hand zieht sich zurück. „A Göst! A Göst!" rufen die Schmausenden im Zimmer. Das Geschirr wird hereingenommen, mit Speisen gefüllt und wieder hinausgestellt. Die Hand kommt sachte wieder und holt die Gabe weg. Will sich der Empfänger kennen lassen, so springt er herum vor dem Fenster unter freudigem Ausruf:

„Tiră! Tiră! Jucheissa! Tirădô!
Hô Reichăl, Nudl — ŏwâ kôân Hrădô.
Da H ô i st ô f f l = G i r g l is eng dônkbalâ gsinnt,
Ea r ißt, dôß eâm da Söft vôm Môl ŏwâhrinnt. —

(Tira! Tira! Jucheissa! Tirade!
Hab' Kuchen, Nudl — doch keinen Rettich.
Hanssteffen-Görg*) ist euch dankbar gesinnt,
Und ißt, daß vom Mund ihm das Fett hinabrinnt!)

Hat ein Bursch kein Geschirr bei sich, so stellt er gewöhnlich nur seine kleine lederne Wirbelmütze auf das Fenster. Wird die Mütze erkannt und der Eigenthümer taugt für einen Spaß, so gießt ihm die Hauswirthin zuerst Zwetschkenröster in die Mütze, legt darauf erst Liwanzen, Kuchen, Semmelschnitten u. dgl. — Einen Spaßvogel, dem diese Posse bei solcher Gelegenheit geschah, hörte ich einmal folgendes Selbstgespräch führen. Er hatte sich mit seiner speiseschweren Ledermütze in den nahen Garten geflüchtet, um ungestört essen zu können. „Himml is dôs â 'n Ôss'n!" begann er; „dea Keichăl — jekkaßl, wei guat! Kânt mô dadrößln drôn! Jessas! a Hrivânzô ă dabă! — Wei gschmölzn dea wiedâ r is! — Au — â Semmlschnidl — Hölt! Săkrâ! Săkarâ! wös kimt denn dŏ fürâ Mătsch?"**) — Dabei ließ er die Mütze fallen, denn er hatte in den Zwetschkenröster gegriffen. —

* * *

Aehnliche Festabende feiert man nach Beendigung der Ernte; und wenn man mit dem Brechen des Flachses zu Ende kam; letzteres heißt: „Da r ölt Mô."

---

*) Hier nennt Jeder seinen eigenen Namen.

**) „Himmel, ist das ein Essen!" begann er — „dieser Kuchen — ach, wie gut! Könnt' mich ersticken damit! Jessus! Liwanzen auch dabei! — Wie schmalzig der wieder ist! — Sieh da! eine Semmelschnitte — — Halt! Teufel! Alle Teufel, was kommt denn drunter für ein Matsch?" — —

Hirtenbrauch.

Einige Tage vor dem ersten Mai macht der Dorfhirte die Runde in allen Bauernhöfen, mit einer Feile versehen, und fromm gerüstet mit erbaulichen Kraftgebeten. Er wird in jedem Hause mit einer Art Hochachtung diesmal empfangen und bewirthet, worauf er an sein Geschäft geht, welches ihn herführte. Er verlangt den Stall und die Rinder zu sehen. Der Hauseigenthümer öffnet, und der Hirt betritt mit entblößtem Kopf die Schwelle, wo er stehen bleibt und die frommen Grußworte spricht:

„Pfeits Gôt! dô Kălwlâ, Ôxlâ, Hrôßlâ ôllô,
Dô Hâißlâ, Schăfflă, weis dŏ săn,
Wenn Abbâ schôdn wôllt, strôf den Lôllô,
Mia wiss'n ŏ, dôß d' Lăd gean nădô hân.“

(B'hüt' Gott! die Kälber, Oechslein, Rößlein alle,
Die Füllen, Schäflein, wie sie da sind,
Wenn Jemand schaden wollt', o straf' den Lümmel,
Wir wissen ja, daß die Leut' gern neidisch sind.)

Hierauf nimmt er die Feile, stumpft damit die während des Winters sehr scharf gewordenen Hornspitzen der Rinder, und untersucht als praktischer Thierarzt die Gesundheit jedes Einzelnen. Nach dieser Operation wird Weihwasser durch die Räume des Stalles gesprengt. Indeß haben sich Zuschauer und Zuhörer vor dem Hause gesammelt, die begierig den Augenblick erwarten, bis der Hausvater seine Herde Stück für Stück heraus- und vorführt, um die Anwesenden über seine Zucht während des Winters urtheilen zu lassen. Der Gegen-

stand kommt unter den Versammelten mit großer Lebhaftigkeit zur Sprache. —

Am ersten Mai gibt es schon um die Zeit des Sonnenaufganges lärmende Bewegung in dem Dorfe. Jeder Hausvater läßt seine Herde vor das Haus treiben, damit sie die erste Freude der Befreiung von Ketten austoben könne. Das Läuten der Halsglocken und „Hröll'n"*) erfüllt die Luft, vermengt mit lustigem Blöken der Rinder und Meckern der Schafe und dem Zuruf der aufsichtführenden Dorfbewohner. Von diesen führt Jeder eine „geweihte Ruthe" in der Hand, die aus einer Birkengerte besteht, welche gegen das Ende mit einem Strauß aus am Palmsonntage geweihten Palmzweigen, wilden Staudenfrüchten (Hoawuzl ꝛc.) und Blumen geschmückt ist. Der Glaube schreibt diesen „heiligen Ruthen" eine wunderbare, schiedsrichterliche Kraft zur Trennung des kämpfenden Hornviehes zu. Auch soll der Schlag mit solcher Ruthe das ganze Jahr ein Hausthier vor tödtlicher Verwundung schützen.

Um sechs Uhr früh findet sich der Hirt des Dorfes vor dem letzten Hause ein. Sein erstes Ankündigungszeichen sind drei Stöße in ein langes Rohr aus Baumrinden. Auf dieses Zeichen ertönt allseitig der Ruf: „In Götts Nôm, da Heitâ trâbt ôs!" (In Gottes Namen, der Hirte treibt aus!) Jetzt werden die Schafe dem dahertreibenden jungen Hirten zugejagt. Kaum hat dieser mit der Schafherde das Dorf verlassen, so knallt von demselben Platze, wo früher die Rohrtöne klangen, ein kurzer, aber starker Patschntusch. Nun beginnt ein

*) Blecherne Kugeln mit zwei kleinen Rundöffnungen, worin sich einige runde Steine befinden, die bei jeder Erschütterung durch Hin- und Herrollen ein Getöse erregen.

Treiben, ein Wehren und Trennen, Geschrei von Menschen und Brüllen der kämpfenden Rinder. Hier muß ein wüthender Stier gebändigt, dort zwei bereits im Kampf begriffene Kühe getrennt und hier wieder der Ausbruch eines Kampfes verhindert werden. Die wildbewegte Herde wird bunt durchkreuzt von den friedestiftenden Dorfbewohnern, und die heiligen Ruthen durchfechten rauschend die Luft. Erst nach und nach verlieren sich die Dorfbewohner aus der Herde und überlassen die fernere Wache dem Hirten. Ein Schauspiel fesselt nun die Gegenwärtigen. Unter der Herde befinden sich zwei gewaltige Gemeinde-Stiere (Bummln), welche jährlich abwechselnd zwei andere Hausbesitzer zu nähren verpflichtet sind. Die zwei Stiere werden jetzt zum Zweikampf gereizt. Er ist oft anhaltend und blutig. Den Sieger nennt man den König der Herde. Der Zweikampf wiederholt sich an demselben und folgenden Tage noch häufig. Der Eigenthümer des Siegers thut sich in seiner Freude nicht wenig zu Gute. —

„'s Christkindlôdaͤt'n.“

Am Vorabend der Christnacht belebt man die Phantasie der Kinder mit einem lieben, frommen Bilde vom Christuskindlein und dessen Wirken. Man sagt, es komme da alljährlich mit den ersten Dämmerungen der heiligen Nacht Christus als verklärtes Kindlein durch die Luft, sitzend in einem kleinen, goldenen Wagen, gezogen von zwei weißen, muthigen Pferdlein. Fromme Sonntagskinder oder auch vorzüglich begnadigte und gute seien so glücklich, die Erscheinung zu sehen. Die Milde des kleinen verklärten Christus soll unbeschreiblich sein. Die Pferdlein, über

jede Vorstellung edel gebaut, sollen verständig sein wie Menschen, und so lieblich mit einander plaudern während ihres Trabes durch die Luft, daß man lange darnach, wenn man so glücklich war, sie reden zu hören, die schönste Musik vor irdischer Rauheit nicht anhören kann. Die Zähne der Pferdlein beschreibt man wie vom schönsten Elfenbein geformt. Das wunderbare Gebiß sei aus dem feinsten Gold, die Zügel zwei Sonnenstrahlen, die Hufe mit Kronengold beschlagen, deren Auftreten, wie das Bewegen der Wagenräder harmonisch klingend die dadurch geweihten Lufttheilchen zermalme. Im Wagen befände sich (in jenen Gegenden vorkommendes, wachsendes oder kaufbares) Obst: Aepfel, Birnen, Nüsse, Feigen, Mandeln, Rosinen u. s. w. nebst dem besten, bekannten Gebäck. Diese den Dorfkindern unschätzbaren Sachen seien für gute Kinder als Geschenke in kommender Christmitternacht bestimmt, wo Himmel und Erde des Jesuskindleins Geburtsandenken feiern. Aber auch Ruthen, Erbsen, Schwarzbrod u. s. w. enthalte der Wagen für unfolgsame, schlimme Kinder. Und so komme denn der kindliche Heiland schon in den ersten Dämmerungen der heiligen Nacht, um sich anzukündigen bei guten und schlimmen Kindern. Deßhalb muß um diese Stunden Alles ruhig und andächtig sein im Haus, wo möglich versammelt in der Stube; die Kinder aber, gekleidet wie am wichtigsten Festtage, müssen ihre Gebete, so viel sie auswendig wissen, laut hersagen, knieend, wenn sie erwachsener, auf dem Elternschooße sitzend, wenn sie noch klein und zart sind.

Bei der Annäherung des Christkindleins, belehrt man die gläubigen Kleinen, entfliehen alle bösen Dinge aus dem Hause, in welchem Winkel oder Gegenstande sie verborgen sein mögen, daher, wenn Alles still und andächtig horcht, man Tische und

Kästen leise schnalzen, das Licht knistern hört und wanken sieht, als ob ein Luftzug die ausgestoßenen bösen Geister durch alle Oeffnungen und Spalten des Hauses wehe; die Fenster laufen leicht an, und ein wunderbares Summen, Rauschen, Singen und Klingen werde Begnadigten hörbar, das sich so lange verstärkt, bis es Alle hören können, wo es endlich zum Ton einer kleinen Glocke geworden sei. Dieser Schall deute an, das Christkindlein steige aus dem goldenen Wagen, lasse die Pferdlein rasten, und wolle den Kindern andeuten, welche Geschenke es die Nacht austheilen werde. Diesem frommen Mährchen zu Liebe kaufen die Mütter Geschenke, welche sie sorgfältig vor den Augen der Kinder verbergen, beauftragen Jemand, der in der Familie nicht leicht vermißt wird, daß er im Augenblicke, wo das Christkindlein sich melden soll, vor der Stubenthüre mit einem Glöcklein zwei bis dreimal klingle, dann die Thüre so weit öffne, daß er mit einer Hand, die mit Goldpapier überklebt ist, die bestimmten Geschenke hineinwerfen könne. Wie das Glöcklein vor der Stubenthüre zu klingeln beginnt, fangen die Kinder an, so laut als möglich zu beten.

Die vermeinte Nähe des Christkindleins regt eine Art heiliger Begeisterung in den Kindern an, vermengt mit der Begierde, die goldene Hand zu sehen, und die Geschenke aufzufangen. Nun erscheint dann einige Male die goldene Hand, und wirft Fluthen von Geschenken herein, wornach die losgelassenen Kinder mit dem Jubelruf des Entzückens stürzen, und nach Möglichkeit viel zu erhaschen suchen. Wehe aber, wenn eine kleine Ruthe oder Erbsen oder ein Stücklein Brod mit hereinfliegt.

Entsetzt und weinend weichen die Kinder zurück. Mit dem Einen oder Andern muß das Christkindlein nicht zufrieden

sein, und wird also, wenn es um Mitternacht zurückkommt, dem Gemeinten eine Ruthe, Erbsen und Brod in den Geschenkteller legen. Die Ruthe bedeutet, daß das schlimme Kind Züchtigung verdiene; Erbsen sollen gebraucht werden, um das Kind bei Ungezogenheiten darauf knien zu lassen, und das Brod, daß es am Täge solcher Vergehen nur Brod solle zu essen bekommen. Kinder, die zu klein sind, um am Boden von den hereingeworfenen Geschenken etwas wegzuhaschen, werden von der Mutter betheilt, indem diese vorgeblich nachsieht, ob das Christkindlein für die Kleinen in der Kammer oder auf dem Boden besondere Geschenke zurückgelassen habe, die sie denn wirklich auch immer findet. —

Vor dem Schlafengehen stellt jedes Kind auf einen Tisch in der Schlafkammer seinen Teller, um Christkindleins Geschenke darin am andern Morgen zu finden. In solcher Christnacht erinnere ich mich, daß ich einmal, von dem Mährchen fantastisch aufgeregt, nicht schlafen konnte, und in frommer Begeisterung das Erscheinen des geschenkebringenden Jesuskindes abwarten wollte. Gegen Mitternacht hörte ich eine Thüre leise knarren, und richtete mich ein wenig auf, um zu sehen, ob das Christkindlein kommen werde? Ein Lichtschein, der aus der Nebenkammer fiel, wohin die eben sich öffnende Thüre führte, machte, daß mein Herz in ängstlich froher Hast zu klopfen begann, denn ich meinte den heiligen Nimbus Christi zu sehen. Allein gleich darauf schlich meine Mutter heraus, ein Licht in der Hand und einen Korb am Arme. Mit leiser Stimme rief ich: „Muadarl, is 's Kristkindl dô gwôst?" Verlegen und ohne zu antworten, zog sich die Mutter schnell in die Nebenkammer zurück, und machte die Thüre wieder zu. Ich konnte hören, wie sie drinnen mit dem Vater

leise sprach und kicherte. Aber ohne weiter ein Geräusch zu machen, legte ich mich wieder zurück und glaubte, die Mutter sei herausgekommen, um das Christkindlein zu sehen und zu sprechen. Ungefähr nach einer Viertelstunde hörte ich die Thüre wieder knarren, der Lichtschein drang wieder aus der geöffneten Thüre. Ich hörte noch in der Nebenkammer sagen: „Ei weanz schlöffä!“ — Die Mutter trat heraus. Aber gleich war mein Kopf wieder in der Höhe, und ich fragte: „Muadarl, kimt 's Kristkindl eiz?“ — Roth vor Verlegenheit und unterdrücktem Lachen, zog sich die Mutter schnell wieder zurück, und das leise Gekicher und Reden erneuerte sich in der Nebenkammer. Gleich darauf kam der Vater heraus mit einem Lichte, stellte dieses auf den Tisch mit den Geschenktellern und sagte zu mir, indem er mich aus dem Bette hob und in die Nebenkammer trug, damit ich bei ihm schlafe: „daß das Christkindlein nicht kommen würde, wenn ich wach bliebe und zusehen wollte.“ Ich verklagte die Mutter, daß wahrscheinlich sie das Christkindlein zu kommen hindere, denn sie sei gar mit einem Lichte gekommen, um es anzuleuchten, und mit einem Korbe, um ihm all seine Geschenke abzunehmen. Während ich mit dem Vater so verhandelte, war die Mutter hinausgeschlüpft und vollbrachte des Christkindleins Bescherung.

Neujahrsgratulation ('s Nuigöhrgrätalian).

Die Art, seinen Neujahrswunsch zu bringen, und die Sorge, nicht der Letzte im Hause zu bleiben, der gratulirt, gewährt eigenthümliche Unterhaltung. —

Erwacht z. B. ein Knecht zuerst vor Tagesanbruch, so macht er sich sachte auf und zum Bette des Mitknechtes, stößt ihn leicht an, und wenn der sich murt, raunt er ihm in's Ohr:

„Bruaderl! Nuis Göhr! Nuis Göhr!
's Kristkin'l liegt im Kroistnhöör; —
Löngs Lê'm, löngs Lê'm,
Und an Bädl vöII Gäld danê'm!"

(Bruderl! Neu's Jahr! Neu's Jahr!
Christkindlein liegt in krausem Haar; —
Lang's Leben! Lang's Leben,
Und einen Beutel voll Geld daneben!)

Der geweckte Knecht fährt auf, und stottert schlaftrunken: „Äh! — Wös? — Nuis Göhr — Säkrâ! bist ma r â föakemmâ?" *)

„Bist stad?!" sagt der andere weiter; „möch dö össâ r ös 'n Bött, wök du d' Diana **), i wök 'n Boâ ***) und d' Bären ****)."

Einer stellt sich sogleich an die Thüre, hinter der die Mägde schlafen, der Andere wartet vor der Kammerthüre des Hausherrn auf das verabredete Zeichen. Plötzlich pochen beide heftig und rufen: „Lädlâ †)! nuis Göhr!" — Kaum sind diese Worte ertönt, so regt sich's wie elektrisch in allen Ecken.

Der Sohn. Wöderl, nuis Göhr!

Die Mutter. Beiw'l, nuis Göhr! —

Der Vater. Kinlâ und Muaderl, nuis Göhr! — Kristkin'l —

*) zuvorgekommen. **) Diener. ***) Bauer. ****) Bäurin.
†) Leutchen.

Geschrei. Bådl vôll — lônġs Lô'm — Krôstnhôôr — und an Bå — danô'm — —" Und schon ist die Glückwünschungsformel in tausend Silben zerrissen. Der Lärm weckt den Nachbar, der Nachbar den „Mirtl," der Mirtl den „Båt" (Veit) — da Båt 'n „Kristi'l" — da Kristi'l „'n Glôâmichäl" — da Glôâmichäl „'n Schitznwä'mhônnas" — und dea 'n „Heitgônġâ!" u. s. f.*) —

Wo sich zwei am folgenden Morgen ansichtig werden, müssen sie die Glückwünschungsformel wiederholen. Verliebte werden beim Glückwunsche roth; Feindselige schauen sich dabei gegenseitig auf Halstuch und Brustknöpfe; Geschwister kichern; Aeltern haben Thränen im Aug', und die zwei letzten Verse der Gratulationsformel erleiden dabei entsprechende Aenderungen. Man wünscht einer Jungfrau:

„Lônġs Lô'm, lônġs Lô'm,
Und an schei'n Mô danô'm!"

(Lang's Leben, lang's Leben,
Und 'nen schönen Mann daneben!)

Dem Burschen:

„Lônġs Lô'm, lônġs Lô'm,
Und a schei's Wå danô'm!"

(Lang's Leben, lang's Leben,
Und ein schönes Weib daneben!)

Die neckende Schwester dem Bruder:

„Lônġs Lô'm, lônġs Lô'm,
Und hûsch viel Schlô danô'm!"

*) Wirklich bestehende Namen in den Dörfern Friedrichsthal und Hirschau.

(Lang's Leben, lang's Leben,
Und recht viel Schlág' daneben!)

Der Mann seinem Weib:

„Lônzs Lô'm, g'sund's Lô'm,
Und ôll mâ Lia danô'm!

(Lang's Leben, lang's Leben,
Und all meine Lieb' daneben!) u. s. f. —

Namenstagsgratulation ('s Drößl'n).

Kinder gratuliren den Eltern, Eltern den Kindern, Geschwister, Verwandte, Nachbarn unter einander auf eine und dieselbe Art. Der Namenstags-Patient (man darf den Armen wohl mit Recht so nennen, der seinen Namenstag erscheinen sieht) wird von dem Gratulirenden raschlings angepackt, am Halse mit beiden Händen umspannt, gewürgt (aber sachte) und gekitzelt unter immerwährendem Zuruf: „Wôs köist mâ? Wôs köist mâ?“ *), bis es dem Keuchenden gelingt, ein Versprechen hervorzustottern. Ist das geschehen, so ist der Begratulirte frei, und die Gratulation zu Ende. Ein am Halse Kitzlicher, besonders ein Vater von vielen Kindern, die ihn am Namenstage wie eine wilde Herde überfallen, und kitzeln und kneipen am Halse, rechnet den Namenstag zu den Leidenstagen im Fegefeuer. Daher geschieht es nicht selten, daß man Vater oder Mutter auf der Flucht einholen, oder aus einem Versteck ziehen muß, um gratuliren zu können. Die Versprechen

*) Was versprichst Du mir?

müssen nicht nothwendig erfüllt werden. Diese Art, glückzuwünschen, heißt: „'s Drößl'n."

Das Schönheit- und Stärketrinken
('s Schei- und Stirktringâ).

Am „Gehôistö" (St. Martin) versammeln sich Burschen und Mädchen in jedem Dorfwirthshause, um zu trinken. In dem Maße, als man dem Getränke zuspricht, trinkt man sich Schönheit und Stärke an. Damit jedoch bei Mädchen die zu lebhafte Sucht nach Verschönerung nicht zu weit verführe, bewachen Eltern dieselben, ohne gerade durch Strenge den Scherz zu stören. Burschen wohl lassen manchmal ein Beispiel an ihnen erleben, daß sie vor Eifer, Stärke anzutrinken, sich unter den Tisch trinken.

D' Luzia.

Ich weiß nicht, ob die heilige Luzia noch in irgend einer andern Gegend außer am Böhmerwalde zu einer strafenden „Wauwauin" herhalten muß. Es scheint, als wollte man auch aus „Wauwau" und „Wauwauin" (Nikolo und Lizia) ein Paar machen. Nikolo ist fast überall Kindern bekannt und furchtbar. Am Böhmerwalde erscheint er in keinem bestimmten Kostüm. Einmal sah ich ihn mit einem Leintuche umhüllt, und mit übermehltem Gesicht; auf dem Kopf saß ein eigens zur Mütze eingedrücktes Kopfkissen, und in der Hand hielt er eine Ruthe. Sein Erscheinen schreckte die Kinder,

und auf seinen Ruf: „Willst bet'n?" stürzten alle betend in die Knie. Hierauf rollte er ihnen Obst am Boden zu, und ging ab. — „D' Luzia" ist den Kindern eine viel drohendere und gefürchtetere Erscheinung. Sie soll schlimmen Kindern den Bauch aufschlitzen und Stroh und Kieselsteine statt der Gedärme hineinlegen, dann den Bauch wieder zunähen. Ihre Gestalt zeigt sich verschieden. Ich sah sie einmal als Ziege, mit überbreitetem Leintuch, und durchstehenden Hörnern, von einer Art Nikolo geführt. — Sie ermahnte zum Beten, theilte Obst aus, und drohte übler Aufführung die erwähnte Strafe. —

Am Palmsonntage.

Am Palmsonntage läßt jedes Haus nebst wilden Palmzweigen auch noch zwei bis drei hartgesottene, in der Mitte durchschnittene oder an der Spitze bloß aufgebrochene, rothe Eier (Sȯdlasȯiâ), Salz, ein Stück „Flȏck'n" in der Kirche weihen. Man bringt diese Dinge in einem Glase zur Weihe, und öffnet während dieser das Glas. Zu Hause verschlingt jedes Glied der Familie, ohne sie zu beißen, mehre der Palmkätzchen (Pȯlmkätzlâ); dann werden die geweihten Eier zerstückt und vertheilt, die Empfänger aber wechseln wieder unter einander die Stücke, die gegessen werden, um sich vor Verirrungen zu bewahren. Als Würze dient das geweihte Salz, als geweihter Nachbiß das Stückchen „Flȏck'n." —

Leichenbrauch.

Ist ein Mensch dem Sterben nahe, so wird an dessen Haupte mit einem kleinen Glöcklein leise geläutet, damit die scheidende Seele, gelockt durch die schwebenden Töne, noch einige Augenblicke auf der Erde in der Nähe des erstarrenden Körpers verweile. Die Verwandten und Nachbarn stehen feierlich betend herum, nur vom Weinen der Angehörigen unterbrochen. Ist der Tod unverkennbar erfolgt, so läutet man mit dem Glöcklein weiter weg, immer etwas weiter weg vom Todten, dann zur Thüre hinaus, und einmal um das Haus herum, damit man so die Seele auf ihrem Scheidungszuge geleite. Hierauf wird ein Bote geschickt, mit der Dorfglocke das Absterben zu verkünden. Der Todte wird gewaschen und im Leinwandhemde auf ein passend langes, glatt gehobeltes Bret (Toudnbrôd) gelegt, mit einem großen, feinen Leinwandtuche ganz überbreitet, und neben seinen Kopf eine ewige Oellampe gestellt nebst einem Glas Weihwasser, worin man sechs bis sieben zusammengebundene Kornähren taucht. Während die Dorfglocke den Tod verkündet, wird das Stroh, welches die Tiefe des Bettgestelles des Verstorbenen ausfüllte, unweit des Hauses verbrannt. Wer die Glocke hört oder das Todtenfeuer sieht, betet für die abgeschiedene Seele. — Nach und nach kommt man, die Leiche zu sehen. Man nähert sich derselben, ergreift die in das Weihwasser getauchten Kornähren, besprengt damit von Kopf bis zu den Füßen das überbreitete Leichentuch, kniet dann nieder, einige Augenblicke zu beten, und schlägt nun erst das Tuch bis an die Brust des Todten herab. Die jugendlichen Leichen werden mit Heiligenbildern und Kunstblümlein, so

weit nur Platz dazu ist, überdeckt. Im Namen weiblicher Leichen wird das ärmste, älteste Weib in der Gegend herumgeschickt, den Tod und Tag des Leichenbegängnisses anzusagen; im Namen männlicher Leichen der ärmste Greis, und dieser Todesbote wird in jedem Hause reichlich beschenkt. Die drei Nächte, welche der Todte im Hause liegt, kommen abwechselnd alle älteren Bewohner des Dorfes, um da bei der Leiche wach zu bleiben, Kränze und sonst Nöthiges zu besorgen, und die betrübten Angehörigen zu trösten und zu zerstreuen. Daher auch mitunter recht lustige Geschichten erzählt und Scherze getrieben werden.

Ein Winterabend.

Ein Winterabend.

Spinnerinnen, Possen, Romanze, Erzähler.

Den ganzen Winter hindurch ist es Sitte, daß während des Tages die Mädchen sich in einer Bauernstube versammeln, jedes mit Rocken und Spinnrad. Täglich wird der Sammelplatz gewechselt, doch gibt es gewisse Häuser in jedem Dorfe, wo die Zusammenkünfte am häufigsten gehalten werden. Es liegt der Grund in der größeren Beliebtheit der Hausfrau oder Haustochter, oder in der unterhaltenden Laune des Hausvaters. Um neun Uhr früh ist die Versammlung vollständig, um zwölf Uhr geht sie auseinander, um Mittagmahl zu halten, und nothwendige häusliche Geschäfte zu besorgen. Spinnräder und Rocken werden zurückgelassen. Gegen zwei Uhr Nachmittags kommen Alle wieder zusammen. Um diese Zeit finden sich auch die Burschen zahlreicher ein, als Vormittags, theils um den Spaß nicht zu versäumen, wie die Mädchen die Räderschnur entknüpfen, die sie denselben während ihrer mittägigen Abwesenheit in unzählige Knoten verknüpft haben, theils wegen größerer Mußezeit. Die Unterhaltung besteht während des

Tages in lustigen Schäkereien, besonders aber in Gesang. Die Spinnerinnen sitzen auf den Wandbänken herum, und bei großer Anzahl auch auf Stühlen mitten im Zimmer, die Burschen um den Tisch und auf der Ofenbank. Lustige und traurige Lieder wechseln, in die alle Anwesenden einstimmen. Ich will hier auch eine kurze Romanze anführen, die blos gesprochen wird.

„Hâz Rittâ mô sprengts denn ôllô Tŏ
Ăf engân troarăn, schwoărz'n Rôß,
Fûrâ ôs engân fôwôrnâ Grŏ †),
Ăffô in engâ fôwuntsch'ns ††) Gschlôß †††)?

Kânt i denn rauâ und blăm [1]) im Grŏ,
Wenn durt dôs wăßkôpfat Deânăl [2]) singt,
Deaft [3]) i's fôsâmmăr an ôizôn [4]) Tŏ,
Dôß mia nôd 's Heărz ôs dâ Taud'ntrua [5]) springt?

Heid [6]) i sched ôâmôl dô guldânô Frăd [7]),
Ăf mân troarôn Taud'nhrit,
Brăd [8]) i's sched ôâmôl sô wăd: [9])
Gâng [10]) mâ dôs wăßkôpfat Deânăl mit!" —

Abends füllt sich die Stube immer mehr. Ein Erzähler nimmt seinen Platz ein unter den Burschen und Männern am Tisch, und nun beginnen Mährchen, Volkssagen, Erzählungen, die man mit der allgemeinen Benennung: „Mä'ln" bezeichnet. Man rückt näher, stemmt begierig das Kinn über die auf dem

---

†) Grab. ††) verzaubertes. †††) Schloß. 1) bleiben. 2) weißköpfige Mägdlein. 3) Dürfte. 4) einzigen. 5) Sarge. 6) Hätte. 7) Freude. 8) Brächte. 9) weit. 10) Ginge.

Tische liegenden Fäuste, gruppirt sich nach eigenthümlicher Gemüthsstimmung. Je schauerlicher die Erzählung ist, je mehr die Kinder ihre Füße auf die Bank hinauf ziehen, aus Angst unter dem Tische rege sich ein beschriebenes Ungeheuer, jemehr selbst Männer auf den Tisch hineinhauen und ausrufen: „Nâ! dôs kânt mô föst sält daschrôckâ —“, desto lieber wird zugehört. Ich nehme hier an, ich selbst sei der Erzähler, sehe mich zur Stubenthür hereintreten, und mit lautem Zuruf empfangen: „Fürâ dö Săferl! Schôm dô nôd! Lăblâr eiz weamâ wôs heă'n! Dâzil! Dâzil! Rucks ăffô, Mônâ! Deandlâ, stăd! Stăd eiz! Frânzl i wiaf dô össô, wăst nôd ăfheast dâ knsgatz'n und flennâ! — Ollâ eiz!“*) — Drauf sage ich:

Dznăgst: Der blutige Mann,
(Zunächst: dâ bluadô Mô)
â Mă'l.

Nôchâ: Die Hexenmagd,
(Nachher: d' Hăx'ndian)
wiedâ r â Mă'l.

Zôn Drittn: „'s Schulmuaderl,“
wiedâ r â Mă'l.

Endlâ: „Des Windes Weinen,“
wiedâ r â Mă'l.

---

*) Her zu uns, Seperl! Schäm' dich nicht! Leute, jetzt werden wir was hören. Erzähl'! Erzähl'! Rückt zusammen, Männer! Mädle, still! Still jetzt! Franz, ich werf' dich zur Thür hinaus, wenn du nicht aufhörst dein Maunzen und Flennen! Alle jetzt! —

Der blutige Mann (dâ bluadô Mô).

Mährchen.

Einst an einem Sonntag früh gingen die Bewohner eines Dorfes in die entfernte Kirche, und nur Alter und zarte Jugend blieb daheim. Eine Hausfrau übergab die Aufsicht des Hofes einer alten Magd, und zur Wiege befahl sie einen sechsjährigen Weißkopf mit den Worten: „Heärzäl! Mâ Micherl! Weigst du dâ Schwôsterl hübsch, sô käf a bâr Ôpfalâ und Läzältl und Bialâ!" — Drauf sprengte sie Weihwasser und ging. Die Magd tunkte ihm Weißbrod in Milchrahm, und Micherl aß und sang: „Häiö! Pumpälö! Tâutâuânibl tâu! tâu!" und wiegte gar fröhlich und fromm; und wie das Schwesterlein schlief, blieb Micherl sitzen bei der Wiege und spielte mit dem alten „Schnôr," dem Hund. Und zur Stubenthür herein kam ein graues kleines Männlein, das am Eingange stehen blieb, und allerhand Spielzeug hielt, und klingelte, und lockte: „Gei mit mia, Beiw'l! kim mit mia!" Micherl sah und hörte das alles nicht; der Hund knurrte heftig, und schlug den Schweif dem Knäblein in's Gesicht und in die Augen, und umsonst war des Graumännchens Gelock und Geklingel. Aber der unheimliche Gast kommt näher, und ruft und klingelt stark; der Knabe athmet schwer, und weint vor Beklemmung, indeß sich der Hund heulend anschmiegt. Dem Knaben zuckt's und flimmert's im Gesicht, wie ein Netz bewegten Spinnengewebes, ein süß Ermüden läßt ihn dem Männchen in die Arme sinken, der Hund, sterbend, streckt sich am Boden, und wie um ihr Brüderlein weint das Kind in der Wiege; Blauflämmlein, rothzuckende Funken hüpfen um Diele,

aus und ein durch die Fenster, violette Dunstwolken qualmen auf und ab; das Männchen wird eine flammende Gestalt und streut eine Fluth goldner Körner über den schlummernden Knaben. Plötzlich in der Kammer betet die Magd:

„Heargötl, b'schütz uns föa Täif'l und Leid[1]),
Döß uns köâ Rhöwâ[2]) ins Hös enâ geid;
B'schütz uns föa Sünd'n und Wätznân[3]) wöhl,
D'z Nöcht und âm Tŏ und im Hös übaröl!
Hälf, Muadar-Ânnerl und Muaderl âm Beăr!
Wös füarâ Gschrŏa is dös, wös füarâ Gmeăr![4])
Pföără âm Hauöltŏr! sög'n unsâ Hös,
Gög, wä's dâ Tăif'l is, gög'n uns ös!"

Wie sie aus der Kammer in die Stube tritt, lächelt das Kind in der Wiege, der Hund dehnt sich erwachend, der Knabe liegt schlummernd am Boden, und hält ein wundervolles, farbiges Vogelhaus im Arme, und seine Wange glüht wie entzündet von schönen Träumen; aus den Fugen der Fenster zieht sich harmonisch klingend ein bläulicher Dunststreifen. „Micherlö! Micherlö! wöhea höst du dös scheinö Vöglhös, hâ?" So weckte die Magd den Knaben, der nun verwundert die Augen aufschlug, dann aufsprang und mit dem Vogelhaus fortrannte, und von der schreienden Magd und dem bellenden „Schnör" nicht mehr einzuholen war. Der bläuliche Dunststreifen flog und ringelte sich über ihm und zog ihn wundersam kräftig fort und fort, bis zwischen zwei Kornfeldern am Rain das Dunstwölklein über den Knaben niederstürzte, und ihn mit Duft und Blüthen überschüttete. Der Knabe erblickte ein Nestlein vor

1) Feuer. 2) Räuber. 3) Gespenstern. 4) Lärm.

sich, worin sieben goldene Vöglein mit glänzenden Flügeln ihm entgegensangen, und freiwillig in seinen goldenen Käfig hüpften. Und wie er so freudig dasaß, hörte er plötzlich ein Brausen und Summen, wie ein Schwarm wüthiger Bären brummt's ringsher, die reifen Kornähren tönen wie leises Trompeten, im nahen Bächlein schreit's und plätschert's wie schäkernde Mädchen im Bade, und aus dem Walde gellt ein Pfeifen und Fluchen und Jammern, wie wenn von Räubern Wanderer verfolgt würden. Dem Knaben bangt, und zu seinem Schrecken kriecht den Rain entlang daher ein graues Männchen, zottig und blutend am Scheitel und aus der Stirn, und stürzt nach ihm; der Knabe läuft quer durch das Korn; das Männchen wird zu einer grimmigen Wildsau und haut mit scharfen Zähnen nach ihm, und der Knabe weint und schreit: Wödâlö! Muadâlö! Hälfr's!" Drauf verwickelt sein Fuß sich in den Halmen, und er stürzt. Und statt der Wildsau überfällt ihn ein Bienenschwarm, und zersticht ihm Hände, Nacken und Gesicht; er hilft sich jammernd auf, und eilt weiter und weiter, bis er im Walde müde niedersinkt und einschläft, immer im Arme den Käfig haltend. Die sieben goldenen Vögelein singen ihm vor, so lange er schläft, und als er erwacht, sprechen sie mit wunderbarer Stimme:

„Büblein! Büblein! mach dich auf,
Fern im Morgenlande uns verkauf',
Einem Könige mächtig und groß,
Dort im prächtigen Wunderschloß!"

Der Knabe geht und wandert fort, seine Schritte sind Meilen, und nicht hungert und durstet ihn, bis er in einem großen Walde brausen, die Bäume zauberhaft sprechen hört,

und zwischen blühenden Zweigen ein goldener Palast hervorschimmert. Die Vöglein singen:

„Macht auf die Pforten hell,
Entflammet Fackeln schnell,
Ihr Diener groß und klein,
Auf! Auf! wir wollen ein!“ —

Da springen die Thore klingend auf, tausend bunte Flammen jagen durch den Wald, Zwerge und Riesen, in Gold und Seide gekleidet, jubeln und singen. Ein König, alt und grau, wird aus dem Schlosse geführt, und taumelt mit ausgebreiteten Armen und schreiend dem Knaben mit dem Käfig entgegen, bei dessen Berührung dem Könige sieben blühende Prinzen in die Arme stürzen. Der Knabe sank in tiefen Schlummer. —

Den Tag nach jenem Sonntage schnitt man das Korn und fand den für verloren und todt beweinten Knaben in der Nähe des Raines liegen, im Korn; neben ihm wuchsen sieben goldene Aehren aus dem Boden, die, so lange der Knabe lebte, jährlich nachwuchsen und nur von ihm konnten gepflückt werden. Die sieben Königssöhne hatte ein böser Zauberer des Morgenlandes in die Gegend als sieben Vögelein gebannt, bis sie ein anderer entdeckt und durch den Knaben befreit hatte. Dieser erschien in der Gestalt des Graumännchens in der Bauernstube, der böse Zauberer zeigte sich im Korn zürnend und rächend. — Man schreckt noch immer Kinder mit dem Rufe: „Då bluadô Mō!“ Der gute Zauberer soll noch bisweilen ein Geschenk armen Leuten in der Umgegend finden lassen.

Die Hexenmagd (d' Hǟx'ndiân).

Eine Sage.

Ein wüthendes Zigeunerweib lief einst in einem Dorfe schreiend und fluchend auf und ab, beschwor alle Rachegeister aus der Luft herab, daß sie ein Haus, in welchem sie beleidigt worden war, belagern, die Bewohner desselben züchtigen und plagen sollten. Scheu und entsetzt floh man das Begegnen der Zigeunerin, die vor ihrer Entfernung aus dem Dorfe noch dreimal um das verwünschte Haus kreiste, wilde Zauberformeln zwischen den Zähnen summte und darauf mit dem grimmigen Fluche verschwand:

Allewig dem Hause kein Friede mehr!
Allewig die Herzen hier freudeleer!
Allewig hier Ungeziefers Plagen,
Allewig nur Fluchen und Zanken und Schlagen!
Das Kind empfinde zum Vater Haß,
Neid, Bosheit färb' hier die Wangen blaß,
Und was nicht stürzet Zwiespalt zusammen,
Das setze die Eifersucht in Flammen.

Die Klügeren lachten, nur der Nerve des Aberglaubens zitterte in mancher Brust. Man vergaß aber bald auf die Besorgniß irgend einer Erfüllung auch unter den Abergläubigsten. Man lebte im Dorfe regsam und froh wie sonst, schäkerte und sang, tanzte und liebte. — In einer ruhigen Sommernacht schwärmte ein Schwarm Dorfburschen singend auf und nieder im Dorfe. Da schien es, als ob jenes Bauernhaus, wie durch und durch mit Oel getränkt, und dann in Brand gesetzt wäre. Prasselnd reichte die Flamme bis an die blassen Sterne, glü-

hend rother Widerschein machte die Luft zu einem blutigen Meere, Menschen, Balken, Steine wurden in die Luft geschleudert, in zahllosem Gewimmel von Katzen und scheußlichen Thieren schoß es in und über den Flammen hin und her, und Jammer mengte sich mit zauberhaftem Gesange. Die Burschen wollten Hilfe schreien und konnten nicht sprechen, gelähmt starrten ihre Glieder, daß sie nicht von der Stelle konnten, um die Dorfbewohner aus den Häusern zu pochen. Ein elektrischer Schlag betäubte plötzlich alle, das brennende Gebäude, das Dorf, Erde, Luft und Himmel, schien knallend zu bersten und in zischende donnernde Trümmer zu zerspringen. — Mit Sonnenaufgang lag jeder der Burschen in seinem Bette, ein leichter Schwindel und traumähnliches Erinnern war ihnen geblieben von dem, was sie in verflossener Nacht gesehen. Man erzählte sich bald überall die wunderbare Erscheinung, und suchte umsonst eine bedenkliche Spur an dem Hause, das man Nachts in vollem Brande gesehen. Die Bewohner desselben gestanden alle, tiefer und sanfter nie geschlafen zu haben als in dieser Nacht. Nur der junge rüstige Hausherr sprach von Träumen, die wüst, — sehr wüst gewesen wären, aber durchaus nicht in seiner Erinnerung zurückgeblieben seien. Er fing an, sein Weib hart anzuklagen, jenes häßliche Zigeunerweib beleidigt zu haben. — Die folgende Nacht versammelte viele Gaffer in der Nähe des verwünschten Hauses. Die Erscheinung wiederholte sich nicht wieder, aber ein Entsetzensschrei drang aus demselben, daß alle vor Schrecken erstarrten, die ihn vernahmen. Wenige wagten es in das Haus zu dringen, und im Nothfalle Rettung zu bringen. Als ein kühner, hübscher Dorfbursch in die Stube trat, kam wie eine Nachtwandlerin, aber schreiend und händeringend die Hausfrau aus der

Kammer, und fiel ihm wimmernd um den Hals. Der erwachte Gemahl war ihr gefolgt und erschrak über die Treulosigkeit seiner Gattin, die nun begann ihrer Ehe zu fluchen, viele Liebkösungen an den Burschen zu wenden, und dann zurück in die Kammer stürzte. Wüthend wollte der junge Hausherr Rache nehmen an dem Burschen, der es wagte sein Haus nächtlich zu betreten, allein der Bursch entkam ihm, und jenen fand man des andern Tags ohnmächtig auf einer Bank in der Stube liegen. — Man rief den Geistlichen, um durch heilige Weihe das Haus vor höllischen Anfechtungen zu befreien. Nach vollbrachter Segnung verließ der Geistliche das Haus. Doch kaum hatte er die Schwelle überschritten, so toste ein fürchterlicher Steinregen auf das Dach, schlug alle Fenster ein, und schichtete um das Haus einen hohen Wall, und füllte Stube, Boden, Keller, Kammer und Küche mit weißen, seltsam gestalteten Steinen. Da stürzte der Knecht blaß und zornig herein, und sagte, die Magd stehe in einem finstern Winkel des Stalles, schieße glühende Blicke hervor, summe Zauberworte und klappere mit kleinen Todtenbeinen, die an einer rothen Schnur wundersam gekettet wären; man solle sie gefangen nehmen, sie treibe ganz sicher diese Hexereien. Es geschah. Man riß die Magd, die sich krampfhaft wand, hervor, führte sie zum Richter des Ortes, um sie dann vor Gericht zu bringen. Allein da erhob sich ein fürchterlicher Orkan, ein Gewitter, das krachende Wolkenmassen daherwälzte, entsetzte die ganze Gegend; ein Wolkenbruch riß den Grund abhängiger Felder fort, Bäume wurden umgerissen, Blitze zündeten und verheerten, und man dachte das jüngste Gericht zu erleben. Die Zaubermagd entfloh, und eilte in die Kirche. Kaum hatte sie die Schwelle betreten, als die ganze Schreckenserscheinung verschwand, und

in seltsamer Verwunderung Jedermann sich in einer Stellung fand, wie ihn eben Angst und Flucht hingestellt hatte. Die Magd betete und beichtete zwei Tage ohne Unterlaß in der Kirche, und gestand, wie sie von der Zigeunerin in diese Zaubereien eingeweiht wurde, aber nicht das Mittel erlernt habe, nach Gefallen sich davon loszusagen. Nach ihrem ersten Versuche, wo das Haus in Flammen schien, mußte sie, von einem unwiderstehlichen Drange getrieben, täglich, ja manchen Tag mehrmal eine solche, das Haus beunruhigende Zauberei vollbringen. Ihre Flucht in die Kirche hatte sie gerettet, und ihr alle Macht genommen. Von nun an schwieg sie gänzlich über die Art, solche übernatürliche Erscheinungen hervorzubringen, und lebte bis zum Tode in musterhafter Frömmigkeit. — In der Gegend zeigt man Gläubigen noch Steine von jenem Zauberregen. —

's Schulmnaderl.

Sage.

Dichter Herbstnebel lag einst kühl und ruhig über dem Böhmerwalde. Durch den Nebel ging ein Knabe mit seinem Büchlein unter dem Arme, der Schule zuwandernd. Er sagte den Glückwunsch vor sich hin, für des Lehrers Geburtstag heute bestimmt. Weil es noch sehr früh war, begegnete diesem guten, weißköpfigen Knaben Niemand. So schritt er denn frommbegeistert und allein weiter, kam in das nächste Dorf und bald in die Schule. Die große noch dunkle Stube machte ihn doch schüchtern, da er sich erinnerte, wie oft es geschehen sein sollte, daß das erste Schulkind in der Morgendämmerung plötzlich

unter den Bänken ein Rauschen hörte, als triebe ein Luftzug alle Papierstreifen aus einem Winkel der Schulstube in einen andern, und wie dann plötzlich auf dasselbe ein altes freundliches Mütterlein aus einer Ecke zugeschritten kam. Das Mütterlein habe dann Freude oder Unmuth geäußert, wenn das Kind, dem es erschien, fleißig oder nachlässig war. Mein Gott, dachte der Knabe, wenn es nun käme — — und er hörte plötzlich das Rauschen unter den Bänken, dazwischen ein Klopfen, als würde mit dünnen Stäben an die Bankstützen geschlagen; die Fenster liefen dicht an, daß es fast völlig Nacht wurde in der Stube, und nach einem Schnalz, der dem Abspringen einer Saite glich, stand in einer Ecke wirklich ein graues Mütterlein, mit einem Stock in der Rechten, einem wunderlich gelbflammenden Licht in der Linken. Freundlich lächelnd und etwas hinkend kam das Mütterlein hervor, plauderte lustig und geläufig, Kluges und Närrisches, lobte und schäkerte: „Beiwl, mâ Beiwl, kimst a r a môl zô mia? a r a môl? Nô, und du bist o goa brav, jô goa brav! Nô, und wôs môxt du? I hôn dô rächt gean, jô rächt gean! I hea's o, weist ôllô Tô glôbt weast, dôs hearô durt ôs da Wend ... gi Ôcht hăd ... o wei! i mau wieda furt ... gi Ôcht hăd ... i weada schô hälfâ!"*) —. Als das Mütterlein das gesagt hatte, rauschten die Papierstreifen wieder, das Klopfen mit Stäben pochte dazwischen; nach der Ecke zurückschreitend, woher es gekommen war, blickte lächelnd und plaudernd

*) Bürschlein, mein Bürschlein, kommst auch einmal zu mir? auch 'n mal? Nun und du bist ja gar brav, ja gar brav! Nun und was machst du? Hab' dich recht lieb, ja recht lieb. Hör's ja wohl, wie du alle Tag' gelobt wirst; das hör' ich dort aus der Wand... gib Acht heut'... weh! ich muß wieder fort!... gib Acht heut'!... ich will dir schon helfen! —

das Mütterlein oft nach dem zaghaften Knaben um, und als es den Winkel erreichte, verschwand es wieder unter dem Schnalz. — Jetzt lichteten sich die Fenster auch wieder und heller Tag drang in die Stube. Schulkinder eilten scharenweise dem Schulhause zu. Aber aus demselben Dorfe, woher in Nebel und Dämmerung früher der weißköpfige, gute Knabe nach der Schule wanderte, kam jetzt ein rothköpfiger, mit pfiffigem Gesicht, ebenfalls den Weg nach der Schule gehend. Er hatte ein Stück rohes Fleisch in den Händen, davon er kleine Theile schnitt und den Raben und Krähen auf den Weg streute, die krächzend hinter und über ihm nachflogen. Oft tastete er dabei an die Tasche, um die Dose mit Niestabak zu fühlen und zu hüten, die ihm zu einem Streich helfen sollte. Raben und Dose entzückten sein Herz. Schneller als sonst, wo er immer erst nach Anfang des Schulunterrichtes ankam, eilte er heute dem Schulhause zu. Als er ankam, machte er sich freundlich an den guten Weißkopf, zeigte ihm die Dose, präsentirte — und wie freute es ihn, daß der arglose Weißkopf eine Prise in die Nase zog. Wie freute ihn das! O sieh da! indeß trat eben der Lehrer ein. Frisch sprang der Weißkopf aus der Bank, und begann seine Rede: „So haben wir, hochschätzbarster (Er nies't.) —

Lehrer. Macht nichts, mein lieber Knabe; es freut mich, fahre nur fort.

Weißkopf. „Herr Lehrer, den feierlichen — a — etzt!

Lehrer. Niese dich aus, mein Sohn, und fahre fort, mein Sohn.

Weißkopf. „Ta — a — a — gtzt!

Lehrer. O! da hast du mein Schnupftuch, lieber Knabe; reinige dich erst, und fange noch einmal an.

(Der Rothkopf präsentirt heimlich in seiner Bank die Dose weiter.)

Weißkopf. „So haben wir, hochschätzbarster Herr Lehrer, den feierlichen Tag — tz!

Lehrer. Hm! —

(Schulkinder lachen.)

Wer lacht dort? Weiter, mein Sohn!

(In der Bank des Rothkopfs niesen Mehre.)

(Gelächter.)

Lehrer. Wen juckt dort die Nase? Still! Weiter, mein Sohn.

Weißkopf. Tz! (Gelächter.)

Lehrer. Wie?

Weißkopf. Tz! (Gelächter.)

Lehrer. Wie? —

Weißkopf. Tz! (Gelächter.)

Lehrer. Wie? Du —

(Niesen in der Bank.)

Lehrer. Wartet, ich will euch den Lehrer zum Besten haben!

Weißkopf. Tz! (Gelächter.)

Lehrer. Du —

(Niesen in der Bank.)

Lehrer. Ihr —

Weißkopf. Tz! Atz!

Lehrer. Auch du? Auch du! Das will ich strafen!

(Greift nach der Ruthe.)

Weißkopf. Ich bitte — tz!

(Der Lehrer zieht ihm die Hand aus.)

Lehrer. Warte!

(Niesen in der Bank.)

Lehrer. Gleich bin ich dort!

(Betäubendes Gelächter; der Rothkopf will sich aus dem Staube machen.)

Lehrer (haut nach des Weißkopfs Hand) O, da kann ich nicht helfen!

(Der Rothkopf schreit an der Thüre.)

Lehrer. Was gibt's dort? Ein neuer Unfug dort?

(Er haut wieder nach der Hand des Weißkopfs.)

Ja, da kann ich nicht helfen!

(Der Rothkopf schreit wieder und kauert sich, die Hände verbergend, in einen Winkel.)

Lehrer. Gleich komm' ich hin!

Weißkopf. Tz! (und muß lachen, weil er keinen Hieb spürt.)

Lehrer. O! O! O! Nur Geduld! Noch lachen? (Haut.)

(Der Rothe schreit.)

Lehrer. Gleich!

(In der Bank Niesen; Gelächter.)

Lehrer. So will ich euch hauen, daß ihr blau werdet! Still, sag' ich!

Weißkopf. Tz! — ich bitte — Atz!

Lehrer (dreimal wüthend auf dessen Hand hauend.) Bösewicht! So? Taugt's?

(Der Rothe schreit.)

Lehrer. Gleich!

(Niesen in der Bank.)

Lehrer. Gleich! O, wartet, ihr sollt das Rohr schmecken! (Er haut mit dem Staberl über die Bank hinein auf Köpfe

Rücken, Hände, wo er hintrifft) Da! Und da! Ich will euch lehren! Und da!

(Der Rothe schreit und wälzt sich am Boden.)

Lehrer. Was dort? Spitzbub', was schrei'st du da? Was? He, was? O, steh' nur auf! Hast auch noch ein Leder, dem man beikommt!

(Er zieht ihm die Hose an, und streicht ihm etwelche auf.)

Rothkopf (kniend mit aufgehobenen Händen.) Jesus! O mein Gott, Herr Lehrer! Ich will's nicht mehr thun! Ich hab' ihnen Niestabak gegeben! O weh! O weh!

Lehrer. Du hast ihnen Niestabak gegeben?

Rothkopf. O weh! O weh! O Gott! O Gott! O Gott! Ich bitte! O weh! O weh!

Lehrer. Schrei nicht so! Du hast ihnen Niestabak gegeben?

Rothkopf. Ich hab' ihnen Niestabak gegeben! O weh! O weh! O weh!

Lehrer. Warum hast du ihnen Niestabak gegeben?

Rothkopf. Weil ich ihnen neidig bin — o weh! o weh! — weil sie Glückwünsche können — o weh! o weh!

Lehrer. So? Und nun hab' ich so viele Schläge Unschuldigen ausgetheilt?

Weißkopf. Herr Lehrer, ich habe keine bekommen. Ihre Ruthe ist gar nicht auf meine Hand gefallen.

Lehrer. Wie, mein Sohn?

Die Nieser in der Bank. Herr Lehrer, wir haben auch keine Schläge bekommen.

Lehrer. O ihr lieben Knaben, wollt ihr das läugnen, was eure Hände und Köpfe beweisen?

Weißkopf. Meine Hand hat keine Striemen.

Lehrer. Wahrhaftig!

Die Rieser in der Bank. Unsre Hände haben auch keine Striemen.

Lehrer. Wahrhaftig! Nun, wer hat denn die Striemen?

Rothkopf. Ich alle, Herr Lehrer! O Gott! O Gott! Ich alle, Herr Lehrer!

Lehrer. Wahrhaftig! Du hast also alle Striemen? Wie kommt das?

Rothkopf. Ich habe auch alle Schläge bekommen. Jeder Hieb auf die Andern hat mich getroffen.

Lehrer. Ja, Kinder, so frag' ich euch, ist das natürlich? Nei —

Alle Schulkinder. Nein!

Lehrer. Was ist es also? Unna —

Schulkinder. Unnatürlich.

Lehrer. Ja. Und da es unnatürlich ist, so —

Schulkinder. Sollen wir —

Lehrer. So sollen wir be —

Schulkinder. Beten.

Lehrer. Ja, da —

Schulkinder. Daß wir —

Lehrer. Daß es natürlich we —

Schulkinder. Werde.

Lehrer. Werde. Steht auf!

Nach dem Schulgebete erzählte der Weißkopf dem Lehrer die wunderbare Erscheinung des Schulmütterleins und es war erklärt, wer so wunderbar seltsam Gerechtigkeit in diesem Vorfalle geübt hatte. Seitdem ist das „Schulmuaderl" zwar in keiner Schule mehr erschienen, soll aber öfters den Lehrern im Traume erscheinen und ihnen offenbaren, wie sie unparteiisch und gerecht sein könnten. —

Des Windes Weinen.

Mährchen.

In der warmen Stube auf den reinlichen Boden breitete die fromme, aber arme Mutter-Wittwe ein Bett und setzte ihr einziges Kindlein darauf, daß es sicher sei in der weichen Vertiefung, nicht rückwärts oder vorwärts zu fallen. Die Mutter konnte außer sich und dem Kinde keine Wärterin nähren und mußte auf den Hausboden, um Flachs zu hecheln. Kein Spielzeug für das Kindlein am Boden? Ein altes Bild, das heute von der Wand gefallen war, reichte die Mutter dem Kindlein hin, daß es damit spiele. Das zerbrochene Glas nahm sie erst weg und gab dem Kindlein die kleinen Figürchen blos, welche, die Geburt Christi vorstellend, aus Wachs gebildet waren. Josef, Maria, Christkindlein und ein wieherndes Rößlein machten die geweihte Gruppe aus, die aber durch den Fall theilweise verstümmelt war. „Spiel! Spiel, mâ Kinerl, ŏ spiel!" sagte die Mutter und gab erst das Rößlein dem Kind in die Hand, küßte dies weinend, weil sie beide so allein und so arm waren; aber noch mehr, weil ihr verstorbener Mann die drei Tage, als er im Hause lag, immer mit offenen Augen dalag, die man mit aller Mühe nicht schließen konnte. Wer das in seiner Familie an einem Familiengliede erlebt, muß selbst bald sterben oder es stirbt ihm das Liebste und Nächste. „Wiad's o sched dôsmôl nôd wŏa sâ! Wiad's o sched dôsmôl nôd wŏa sâ!" (Wird's ja doch dies Mal nicht wahr sein!) Wird doch die Mutter dem Kinde nicht sterben! Wird doch der Mutter das Kind nicht sterben! So denkend und klagend band die Mutter sich noch ein warmes Tuch um den Kopf, daß sie sich vor der Spätherbst-Witterung bewahre und ging aus der Stube.

Das Rößlein in des Kindes Hand zuckte jetzt und athmete leise, regte ein Füßlein, schwenkte das Schweiflein voll glänzender Haare, die feurigen Aeuglein drehten sich froh-lebendig, die Mähnen zart und leuchtend wie Sonnenstrahlen wogten fantastisch aufgeworfen hier und da am muthig gebogenen Hälslein wieder hinab; lustig spitzten sich die Ohren vor und zurück; welch' prächtiges Schimmlein lebte da und sprang plötzlich herum vor dem Kinde? Vor Freude schreiend drückte das Kind die Fäustchen in das Bett, als wollte es sich aufhelfen, um das Pferdlein zu verfolgen, das nun auch mit zwei Flügelchen am Rücken versehen bald auf die Wandbänke, bald auf die Fenster, wieder hinab zum Kindlein auf's Bett sich schwang, klingend bei jeder Bewegung wie Töne der Aeolsharfe. Erschreckt über ihr schreiendes Kind, wollte die Mutter eilen, zu sehen und helfen und trat zur Thüre herein. Da sah und hörte sie Alles: das Wunderpferdlein lustig springend und klingend und ihr freudig schreiendes Kind. Und ein rosiges Wölklein quoll aus dem Rahmen des Bildes, sich gestaltend zu einem schimmernden, lächelnden Kinde, das mit dem Kinde der Mutter spielte. Voll frommen Schreckens sank diese auf die Knie nieder, um das schimmernde, fremde Kindlein anzubeten, das aus der rosigen Wolke kam und mit ihrem Kinde spielte. Es war das Christkindlein. Laut betete die Mutter:

O Kristkindl! O Kristkindl! Mâ Heărz und Ollas
Will i dia frădô gô'm;
O Kristkindl! O Kristkindl! Mâ Heărz und Ollas —
Laust du sched uns zwŏa lô'm!
(O Christkindlein! Christkindlein! Mein Herz und Alles
Will ich dir freudig geben;
O Christkindlein! Christkindlein! Mein Herz und Alles —
Lässest du uns zwei nur leben!)

Und wehmüthig klingend dämmert und nachtet die Luft; lächelnd und spielend streicheln sich die Kindlein am Kinn, herzen und küssen sich, und schweben nun, beide strahlend, auf dem Rücken des Pferdleins, das sichtbar nach Breite und Höhe sich dehnt, um geräumig für beide verklärte Kindlein zu werden. Leise singen sie nun, und schweben mit dem Pferdlein zum Fenster, das sich feierlich aufthut, und schweben zum Fenster hinaus. Verwirrt und gefoltert von Trennungsschmerz stürzt die Mutter an's Fenster, um durch Schließen der Flügel ihr Kind noch an der Flucht zu hindern; da ist es zu spät, und sie verwundet das Kind an der Ferse. Beim heiligen Zug nach dem Himmel an diesen irdischen Schmerz gemahnt, wurde das Kind auch erinnert, wie in dunklem Traume, an Mutter und Erde, und wollte nicht scheiden vom Fenster, aus dem die Mutter klagte und weinte. Lange schwebte es vor den Augen der Mutter, immer strahlender sich sammt Christkindlein und Pferdlein erhebend, bis Ohnmacht das Auge der leidenden Mutter schloß. — Seit jenem Tage hörte die Mutter täglich an der Spalte des Fensters leises Weinen ihres verschwundenen Kindes. Daher saß sie auch täglich und lange an der Spalte des Fensters, horchte und weinte hinaus, bis die leisen, leisen Klagen verschwebten. — Noch immer kann man jenes leise Weinen an Fenstern hören zur Erinnerung und Mahnung den Müttern, daß sie nicht durch zu großen Schmerz des Kindes Tod erschweren. Es heißt das „Kindes Weinen.“ —

Volksnovellen.

Die Auswanderung in das Banat 1827.

Die Geschichte meiner Schwester.

Ein Kirchweihfest.

Sagen wir: Falstaff II.

Die Heimsuchung.

„'s närsch Deanäl."

Die Auswanderung in das Banat

1827.

Eben wieder der prächtigste Frühling in der Heimath. Heute kann man ihn gerade recht mit Muße betrachten. Es ist Sonntag; und kein Tag stimmt wonniglicher, milder, um die stillen, fromm-heitern Eindrücke der Natur, der Menschen und ihres Lebens treu und rein aufzunehmen. Es ist drei Uhr nach Mittag. Bei gänzlich reiner Bläue der Luft und ihrer Ruhe wirkte früher die Sonne zwar mit voller Maikraft, aber um diese Stunde merkt man ein bedeutendes Mildern derselben. Wenn man's nicht fühlte, könnte man's an den Männern, Weibern und Kindern merken, die sich dort am östlichen Ende des Dorfes unter eines Birnbaums Schatten geschart haben; der Schatten ist seitwärts über sie weggerückt, und doch schäkern und plaudern sie fort, ohne den Sonnenstrahl unbehaglich zu fühlen, und dem Schatten nachzurücken. Die Mutter, welche früher noch besorgt und oft vom Schatten des Birnbaumes zum tiefer unten durch die Wiese fließenden Bach hinabgerufen hat, um zwei weißköpfige, bloßköpfige Knaben, wovon Einer ihr Sohn ist, aus der Sonne wegzubewegen, ist nun ruhig

darüber. Die Knaben fahren fort, Zweige vom Weiden- und Erlengesträuch zu schneiden, herzurichten und auf den Schenkeln mit dem zugemachten Taschenmesser zu klopfen unter Zauber- und Beschwörungssprüchen, wie folgende:

Pföfferl gei owa,
Sist schloga dö owa;
Lei's Rintl, o drahdö eiz,
Heargotl pfeiz!

Pumpa pumpa Fella!
's Katzl schlächt in Kella,
Nödl liegt af da Schludrahil,
Summt und brummt, und daut nöd viel!

Nach einigen Augenblicken dreht sich leicht die Rinde, welche schon den Zuschnitt zu einer Pfeife bekommen hat, vom Zweige herab, ein Spunt wird eingesetzt, und wenn die Knaben einige Male prüfend geblasen haben, wird die neueste Pfeife zu den früher fertigen gelegt, und eine neue begonnen. Die Mäßigung der Wärme nimmt auch pflichtig jetzt der Dorfhirte wahr; man hört ihn am westlichen Dorfende blasen, dann wiederholt mit seiner großen Peitsche knallen. Geklingel von Halsglöcklein und „Rollen" des Rindes wird hörbar und nach und nach verstärkt. Die bewegliche, eilige Schafherde drängt sich schon ruhelos östlich aus dem Dorfe, bevor die schwerfällige Rinderherde noch ganz versammelt ist. Müssen dort im Teich die badenden, lärmenden, schäkernden Knaben bald ihren liebsten Schauplatz der wonnevollsten Zerstreuungen verlassen! Der Hirt, so oft er vorüberkommt, treibt seine Herde durch den Teich und das schlammvermengte Wasser

wird stundenlang zum Baden verdorben. Die Annäherung desselben macht die Knaben in ihrem Treiben toller, die Augenblicke werthvoller. Einige haben sich nackt, wie Pferde auf alle Viere gestellt, auf denen andere Nackte sitzen, und das Zeichen erwarten, um nach einem Ziele wettzureiten. Einige beschmieren sich mit schwarzer Sumpferde von oben bis unten, welche nach einigen tollen Sprüngen wieder in den Teich hineinplätschern, um rein und weiß wieder herauszutauchen. Die, welche müde sind und nach einiger Rast verlangen, lagern sich um einen Hügel, und — Wonne! daß ein Stück Weißbrod oder sonstig Eßbares zu vertheilen da ist. Die Hemden, die sie umgeworfen haben, werden gleich wieder vom Leibe fliegen; müssen musikalisches Talent haben, denn sie singen die heitersten Liedermelodien ohne einen falschen Ton, Diskant, Tenor, Baß, wohlvertheilt und in ihrer natürlich brauchbaren Höhe. Wenn sie einhalten, hören sie die eben beendete Melodie im Dorfe von gleichjährigen Mädchen nachsingen, die sich wo in einem Garten, auf einem hölzernen Hausbalkon oder wo sonst zusammendrängen, und da sie Scham hindert, Blicke den tollen Knaben nachzuschicken, verbinden sie deren Gesang mit dem ihren. Auch schon! Sieh doch, verstehen sich auch schon! Man ahnt nicht, wie reif oft so ein ganz kleines Herzlein schon in Sehnsucht, Neigung, Liebhaben ist! Sind oft die Köpfe zum Lernen noch zu blöde, blüht schon ein Blümlein im Herzen. Beispiele, denen sich diese ganz junge Jugend nachbildet, liefert recht lebendige die ältere Jugend. Ein zahlreicher Schwarm Burschen und Mädchen hat sich vor einem Hause mitten im Dorfe gelagert auf Wandbänken, Stühlen und Rasen. Der Platz ist gut gewählt. Wie gerade die hier versammelte achtzehn- bis zwanzigjährige Jugend die

lauteste, höchste Lebensfluth der Dorfbevölkerung vorstellt, findet sich ebenso keine höhere, bequemere Stelle, um rings in das Dorf zu sehen, und vom Dorf gesehen zu werden. Man sieht da wohl, was eine glückliche Stunde heißt bei glücklichen, jungen Menschen. Indem man scherzt, lacht, schäkert und singt, dringen diese heimathlichen Freuden und Eindrücke tiefer in jedes dieser gesunden, von Jugend schwellenden Herzen. Heimlich sind die meisten dieser Mädchen- und Burschenherzen gepaart; lagern aber nicht ebenso nebeneinander. Da flattert schäkernd ein Paar auf; Sie den Hügel hinunter, kreuz und quer; Er nach! Sie in kindischer Angst schreiend durch den Bach — allgemeines Gelächter — Er hinterdrein und erhascht Sie; die weiblichen Zuschauer stoßen einen Schrei aus, die Burschen ermuntern zu mäßiger Rache; aber der Bursch, ihr Kamerad, ist milder; er wiegt sie freundlich in den Armen einige Male hin und her, und läßt die Taube wieder los. Ob die Zwei sich lieben? Andere lieben nicht so ausgelassen heiter, sind still dabei, können wohl mit Andern scherzen, nie mit einander. Man sieht es denen leicht an. Wenn sie nicht gerade in's Gespräch gezogen werden, nehmen sie auch nicht Theil daran. Freiwillig nicht. Einige liegen scheinbar unthätig und theilnahmlos. Die muß man nur näher betrachten. Es ist nicht wirklich so, wie es scheint. Der Eine, der etwas abseits sich hingestreckt hat, versteht sich gar wohl mit einem Liebchen, das seine verstohlnen, flüchtigen Blicke freundlich und verlegen erwiedert, ohne daß beide ein Wort wechseln. Während jetzt eben wieder Gesang beginnt, sehr heiterer und ernster, fällt Einer der gegenwärtigen Burschen auf, der allein eine Ausnahme macht und nicht mitsingt. Es scheint, der Text oder die Melodie übe eine sehr trübe Wirkung auf sein Gemüth aus. Bei dem Liede:

O Hôâmàt! O Häuserl! O Deanal dazuâ!
Dahôlmat bôn Deanerl wiad 's Bürscherl a Buâ!

dreht sich der Bursch seitwärts, um sein Gesicht nicht sehen zu lassen. Er weint. Vor einigen Wochen ist er unter's Militär genommen worden; morgen muß er einrücken. Vor Tagesanbruch wird er aufbrechen und fortsein auf einmal von Heimath, Eltern, Kameraden, die er nie zuvor verließ; losgetrennt sein von süßen Gewohnheiten und Sitten. Wer weiß, was ihn sonst noch drückt! Man kann nicht wissen, was ihn noch drückt. Er möchte nicht gern merken lassen, wie weich er gestimmt sei; deßhalb dreht er sich weg. Es sind nur wenige, aber schwere Thränen, die aus seinem Auge stürzen, und wie große Thautropfen auf den Grashalmen unter seinem Kopfe hängen. Muß aber auch gerade heut Natur und Heimath Alles aufbieten, seinen Abschied zu erschweren. — Gegenüber, etwa hundert Schritte entfernt, durch den Bach und Gemeinwiese getrennt, steht auf einer Anhöhe die Dorfkapelle unter vier Linden, man riecht weit umher den Duft des jungen Laubes, und ein Schwarm musicirender Vögel lärmt darunter. An vielen Häusern steht noch der Maibaum (eine hohe, junge Fichte, deren Stamm geschält und fast bis zum Wipfel von Aesten befreit ist, und die an den übriggebliebenen Zweigen mit buntem Allerlei: Bändern, Eiern, Blumen u. s. w. geschmückt, am ersten Mai vom Liebenden der Geliebten nächtlich vor das Haus gesetzt wird). Die Obstgärten sind von Blüthenschnee bedeckt; am Himmel flaumige Lämmerwölklein, sehr hoch schwebend, und kaum merkbar weiterrückend; außer dem Dorfe frisches Dunkelgrün auf den Feldern, bunte Blumenschaaren auf den Wiesen. Bei solcher Um=

gebung, an solchem arbeitfreien, heitern, friedlichen Tage, in der schönen Jahreszeit, muß freilich das Herz ganz freudig aufgehen, und Gesang, dieser Jubel der Freude, aus jeder Brust klingen. Daher will auch Bursch und Mädchen nicht aufhören zu singen. Hören wir zu; hören wir nur zu:

's Bâm'l bleit, 's Bächerl klingt!
's Wulkerl fluigt, 's Vögerl singt!
Wă bea r âm Glück kôâ Diab,
Da Bua ohne Liab?

Heärzerlö! Deänerlö!
Sötzmâ r uis hi âm Bö,
Sögma's kröd, lauma's hean:
Höst mô denn gean?

Juche, kreuzhimmelbum!
Göfts nöd um Heärzla r um!
Is Dânâ höigla woan,
Dea r is fölöan!

Die Dorfglocke ruft jetzt zur Nachmittags-Betstunde. Aller Gesang und Lärm schweigt nun. Wer außer dem Dorfe zwischen den Feldern herumstreicht oder im nahen Walde sich ergeht, der lenkt nun eilig ein, und schreitet nach dem Dorfe zurück, die Betstunde nicht zu versäumen. Im Dorfe ist schon ein langsames Zusammenrücken um die Kapelle nach und nach zu sehen. Alte Weiber und greise Männer voran; ihnen folgen

jüngere Hausmütter mit kleinen Kindern auf den Armen; dann gehen die ernsten Hausväter, rauchend, ihre Wirthschaft besprechend, die sich vor der Kapelle gruppiren; länger zögern Burschen und Mädchen, die, wie die Jugend überhaupt, ihre Pflichten gern im Tumulte verrichten. Sie warten, bis man den blinden Vorbeter nach der Kapelle führt; jetzt sehen sie ihn am Arme eines frommen Hausvaters durch das Dorf führen; aber sie warten, bis er über die Schwelle der Kapelle schreitet. Und nun brechen sie, ein fliehender, rauschender Schwarm auf und kommen zurecht, wie sie berechnet. Von den Knaben erscheinen nur wenige, und die, welche kommen, nähern sich zäh, lassen sich durch Allerlei vom nächsten Wege ableiten, spielen oder zanken oder balgen sich noch früher, und da sie zu spät bei der Kapelle ankommen, lehnen sie sich an den Eingang hin, um nach geendeter Betstunde gleich wieder aus dem Nest zu sein. Alles ist hier nun bereits im vollsten, lauten Gebet: Litaneien, Vaterunser, Glaubensbekenntnisse und andere Gebete vor- und nachsagend. —

Aus dem nahen Walde treten zwei Männer, rothglühend von Sonnenbrand und feurigem Trank. Der Kleidung nach findet sich nichts ausgesprochen Nationelles an ihnen; ihre Hüte sind alt, breitschirmig, weichfilzig, so daß sie vorn- rück- und seitwärts ihre Krämpenflügel hängen lassen. Die Jacke, welche Jeder über die Schulter geschlagen hält, hat den Schnitt wie Männerjacken der Gegend, in der sie eben erscheinen. Ihre Hosen sind aus Leder, enganliegend, bei den Knöcheln endend und festgebunden. Daran schließen sich vielgeflickte, dann oftmal wiederzerrissene und wiedergeflickte Schuhe, die zu zerreißen wieder im Begriff sind. Von Halstuch und Weste ist nichts zu sehen; das Hemd, so weit es zu sehen, schmutzig.

Sind seltsame Gäste. Scheinen in die friedliche, zufriedene, ruhig-heitere Gegend störend zu passen. Sprängen zwei Panther in einen sichern Wald, so glichen sich die zwei Fälle. Wer sind die zwei Fremden? Sind sie Fremde? Woher? Wohin führt ihr Weg? Wollen sie mit diesem Sturmschritt vorüber, gleichgiltig gegen das freundliche Bild der Gegend und deren Bewohner? Sie kommen dem Dorfe näher, und sichtlich scheinen ihre Schritte zu erlahmen. Wer am letzten östlichen Hause stände, könnte nun ihre Gesichtszüge schon genau prüfen. Der Eine ist am Leibe wie in jedem Gesichtszug knochiger, derber; in jeder Bewegung heftiger, mit seinen Schritten rascher; im Auge Glut wüster Trunkenheit, ohne die geringste Silbe von Gewissenssprache. Steht seltsam mit ihm. Wenn der Brand legt, so genügt es ihm nicht, nur Ein Haus brennen zu sehen; sein Zorn muß ein wahnsinniges Ungeheuer sein, mit Wollust vernichtend und verheerend. Wenn man wüßte, was er vorhat, könnte man seine Mienen dem Vorsatze gegenüber stellen, und mit Einem den ganzen Charakter klar haben. Hat er vor, Brand zu legen? Hängt sein finstrer Vorsatz schon wie eine schwarze Wolke über einem friedlichen Haupte, auf das er absieht plötzlichen Mord? Um seinen Mund schwebt ein böses Lächeln, weiches Moos über gefährlichem Abgrund. Man wird sich doch hüten, ihn in ein Haus zu lassen. Greis, Mutter, Kind, wer von euch allein zu Hause ist, seht euch vor, daß ihr die Haus- und Stubenthüre absperrt, bevor er davor steht, und ruft Leute zusammen, bevor er etwas versucht! Wenn er das Dorf nur durcheilt, so umwacht Scheune und Haus, ob nicht Feuergefahr, wo er nahe kommt, oder ob — — seid nicht sorglos, seid wachsam! — Sein Nebengeselle, außer einem mäßigeren

Körperbau, besitzt auch ein milderes Auge; all die Glut der Getränke kann nicht verdrängen die ernste Trübe. Es scheint, wenn es Thränen fände, würde es weinen. Betrauert dieses Wüstlings Auge ein Trübsal, das über das nahe Dorf, über die Gegend kommen soll? das er selbst über die friedlichen Menschen bringen will? oder jetzt, gegen seine eigene Herzensregung, muß bringen helfen? —

Beide erreichen jetzt das Dorf. Wie sie an der Kapelle vorüber wollen, bemerken sie, daß Betstunde gehalten wird. Da scheinen sie zu überlegen, ob sie weiter sollen, oder bleiben. Wie? Sie treten unter die Linden zur Kapelle. Jeder lehnt sich an eine Linde, die Hüte nehmen sie ab, wohl mehr aus Schicklichkeit, und um Andere nicht zu stören, als aus frommem Eifer. Einige Weiber, die auf den Eingangsstufen der Kapelle knien, weil sie kleine Kinder am Arme mitbrachten, die, im Fall sie weinen oder schreien sollten, leicht ohne große Störung so entfernt werden könnten, bemerken in ihrer lauten Andacht die Ankunft der beiden Fremdlinge nicht. Auch die Burschen und Männer, welche hinter der Kapelle um deren offene Fenster mit entblößtem Kopfe lehnen, wohin sie recht wohl die Stimme des Vorbeters dringen hören, erblicken sie nicht. Nur einigen leichtblütigen Knaben, die zu spät gekommen sind, und sich am Eingange in die Kapelle drängen und mit ihren Mützen fechten, fallen die beiden wüsten Fremdlinge gleich auf. Sie lassen gleich Zank und Streit und drängen sich scheu zusammen. Bei aller Aengstlichkeit kichert der Eine dem Andern in's Ohr über den Vagabundenanzug und die rothen Nasen der Fremden. „Jessas, nô! Dôs wa ra Gwônta! Möcht' oas hob'm a so a Gwônta! Dôs wa's röcht! Jessas, und dô Bri-

ſilnosna, wei d' Föglbüala ſo raut!"*) — Der Vorbeter in der Kapelle ſchließt jetzt, die Verſammlung endet. Kinder ſtürzen zuerſt aus der Kapelle, weichen aber, ſtatt lärmend durch einander zu laufen, furchtſam ſchweigend ſeitwärts aus, mit großen Augen die Fremden meſſend und neugierig erwartend, was Aeltere, Mütter und Väter ſagen werden. Die Weiber am Eingange ſind auch bereits aufgeſtanden, um Platz zu machen; ſie ſchauen — ſchauen — es iſt ihnen unheimlich, daß dieſe Fremden Jemand ähnlich ſehen, und doch wieder nicht — und wieder dennoch; und daß die Fremden ſie anlächeln, ihnen freundlich winken, ſie bei Namen nennen; — nein! nein! nein! ſie wollen doch lieber behutſam ſein und zurückweichen — wer weiß! — — man kann nicht wiſſen! — — Mehr und mehr Kinder, Mädchen, Weiber ſind heraus, aber alle ziehen ſich ſcheu ſeitwärts. Was werden denn die Burſchen ſagen und die Männer? Dieſe erſcheinen jetzt; wer von ihnen nicht gleich die Fremden erblickt, wird von Weib oder Kind ſchüchtern aufmerkſam gemacht. Die Burſchen bemerken laut lachend zu einander: „Sän dôs zwei Lumpn." Die ernſtern Männer aber treten um die Fremden zuſammen, als ſie ſich von dieſen anrufen hören: „Willkum, Mônâ (Männer)! Mônâ, willkum!" Man betrachtet ſie ſchärfer und näher — und, wirklich! wahrhaftig! — man erkennt ſie, man nennt ſie bei Namen; als frühern Bekannten ziemt ſich's, ihr Aeußeres nicht ſo genau zu nehmen. Die Männer nehmen es auch nicht ſo genau; die Burſchen, von dieſem Augenblicke an, nehmen es

*) Jeſus, nein! Wär' das ein Gewand! Möcht' eins haben, ſo ein Gewand! Nicht übel! Jeſus, und die Tabaknaſe, wie Vogelbeeren ſo roth!

auch nicht mehr so genau; die Fremden müssen so viele Hände zum Willkommen drücken, als eben Männer und Burschen dasind. Weiber und Kinder drängen sich nun furchtlos hinzu; viele Stimmen fragen schon, während andere noch ihre Grüße rufen: Wie kam das so? Was kann denn plötzlich einen so heftigen Durst der Neugierde erregen? an den Fremden solches Interesse erwecken? Kaum daß sich diese umdrehen können, hat man sie in dichtem Kreise umstellt. Der wüstere der beiden Fremden redet laut und heftig; um so stiller sind die Zuhörer. Er fordert die Männer jetzt auf, mit ihm in das Wirthshaus zu gehen; dort wolle er erzählen und Wunderdinge erklären. Stürmisch zustimmend folgen nicht nur die Männer, auch die Burschen, Weiber und Kinder, fast das ganze Dorf. — Diese beiden sonderbaren Ankömmlinge waren vor zwei Jahren in der Gegend Besitzer zweier Bauernhöfe. Bei einem dunklen Gerüchte, daß im Banate viel fruchtbares, herrliches Land an alle Einwanderer verschenkt würde, haben sie ihr Besitzthum in dieser Gegend eilig verkauft, meinend ein halbes Paradies zu finden, wenn sie dem lockenden Gerüchte folgten in das Banat. Obwohl schon damals ihr Beispiel und Enthusiasmus unter den Deutschen am Böhmerwalde viele Andere zur Auswanderung bewegen wollte, besonders Leute, die daselbst ohne Haus- und Grundbesitz waren, und die nun auf einmal einen reichen, weitläufigen, freilich großen Theils erst urbar zu machenden Grund und Boden durch unschätzbare Schenkung zu erhalten meinten; so hielt doch die tief wurzelnde Liebe zur Heimath, die Sorge, das Gewisse des Erwerbes zu Hause vielleicht doch mit einer halben Erdichtung des Gerüchtes zu tauschen, Alle noch von dem Auswandern zurück. Man beschloß den Erfolg dieser zwei Beispiel gebenden Enthusiasten abzuwarten, und überhaupt nur

ganz bestimmten Nachrichten zu trauen, die aus dem Munde von Augenzeugen kämen. So kam man mit diesen Männern überein, daß sie genaue Kunde aus dem Banat brieflich nach dem Böhmerwalde befördern, oder persönlich zurückkommen sollten, wornach man sich entschließen würde, ihnen zu folgen oder bei nicht sonderlich überwiegenden Vortheilen der Heimath nicht Lebewohl zu sagen.

Nachdem bereits ein volles Jahr herum, und von diesen zwei ersten Auswanderern keine Silbe Nachricht angekommen war, auch Kenner von statistischen Thatsachen nicht eben die glänzendsten Schilderungen des Bodens und Klimas machen konnten, so drückte sich die schwellende Auswanderungslust mälig in die Grenzen mäßiger Erwartung zurück. Das dunkle Gespenst des Gerüchtes ging zwar immer noch um, und bei Einzelnen, die eine leicht entzündbare Fantasie und rühriges Herz besaßen, nicht ohne Erfolg. Doch im Ganzen war die Begeisterung nicht mehr zu wecken, und man fing an, die zwei kühnen Auswanderer als unglückliche Verirrte zu betrauern, indem sie ihr ruhiges, schätzbares Eigenthum in der lieben Heimath wohl für ein fantastisches, unerreichtes Glück mochten hingegeben haben. Darin bestärkten manche andere Nachrichten das Volk; denn es hieß, viele Deutsche aus andern Gegenden Grenz-Böhmens, die früher in das Banat ausgewandert wären, kämen jetzt einzeln, im vollen Zustande von Bettlern zurück, weil sie ihr Bischen bares Geld und ihre sonstige Habe auf der Wanderung theils verbraucht, theils mit dem Reste die Rückwanderungs-Erlaubniß erkauft hätten. Das Banat, erzählten sie, wäre mit fruchtbarem, aber in den angewiesenen Landstrecken den Einwanderern ohne die tüchtigsten Hilfsmittel gar nicht nutzbringend zu machendem Boden gesegnet, und das

Fieber raffe viele Opfer weg. So fing es endlich wieder an, den genügsamen, ruheliebenden Deutschen am Böhmerwalde wieder recht heimlich und behaglich zu werden. Mit Neugier hörte man zwar jede jüngste Nachricht an, aber der Entschluß, jemals wieder sich zur Auswanderung bereit finden zu lassen, war erstorben. — In solcher Stimmung ist das zweite Jahr hingeflohen, ohne von den beiden Männern eine Kunde zu erfahren, bis wir sie vor wenig Augenblicken selbst plötzlich, unerwartet ankommen sahen. Ihr Aussehen und Empfang ist bereits geschildert. Was aber werden die erzählen? Was haben sie erlebt? Wie wollen sie das harmlose Volk stimmen? Sie werden es doch nicht zur Auswanderung bewegen wollen? Wie? Vielleicht doch? Oder — — worauf soll man denn rathen, um ihre geheimen Absichten zu ertappen? —

Gehen wir ihnen nach. Das ist sonderbar! Gehen wir ihnen nach. Sie sitzen eben schon in der nächsten Bauernstube am großen Ecktisch. Wie ein Bienenstock wimmelt das Haus von neugierigen Männern, Weibern, Burschen, Mädchen, Greisen und Kindern. Wer nicht in der Stube Platz findet, klammert sich außen an die Fenster fest, hineinhorchend auf die prahlende, starktönende Wunderrede der Fremden, welche, abwechselnd und sich unterstützend, meisterhaft in Geläufigkeit und Stofffülle wahre Volksredner präsentiren. Was sie schon vorgebracht haben, können wir nicht mehr nachholen, aber wir mögen genügend finden, was sie reden und reden werden. — „Säkrâ! Dôs is a Lond! Dôs is a Glück! Dôs is a Lö'm!"*) — Das sind die ersten Worte, die wir hören. Der fernere Inhalt der mehr wüthenden als begeisterten Rede

*) Wetter! Das ist ein Land! Das ist ein Glück! Das ist ein Leben!

dreht sich um das unerschöpfliche Lob des Banates und das ruhmwürdige Glück der Redner selbst. Wo das Wort und die donnernden Stimmen der Redner nicht kraftvoll genug ausreichen wollen, da müssen die heftigsten Geberden oder das Trommeln ihrer Fäuste auf dem Tisch nachhelfen. Die Zuhörer athmen kaum; blaß, schweigend, hinstarrend auf die imponirenden Redner verändern sie nicht ein Haar breit ihre angewurzelte Stellung. Viertelstunden, Stunden sind vorüber, es wird Abend, und die Männer sind nicht zu Ende noch. In der Stube sieht es aus jetzt wie in der belebtesten Wirthsstube, Bierkrüge lassen die Redner herumgehen unter Männern und Burschen, und allen, die nur zusprechen wollen. Endlich naht die Begeisterungsrede dem Schluß. Ein goldner Regen von Dukaten stürzt klingend und springend auf die Tischplatte nieder, von den Rednern hingeschüttet. Ein kräftiger Epilog, der alle Wiederholung der Rede in Kürze erspart. — „Willt's nöd glöb'm? Hölt's uns füa Bettlâ?!"*) sind die Schlußworte. — So freilich — — was soll man denken? — Seit zwei Jahren also solch einen Reichthum gesammelt im Banat — — das Herz ist in solchen Dingen bestechlich — wenn's ein Jeder so haben kann im Banat — man kann, wenn man Geld hat — ja, man könnte ja. — — — Es ist spät Abend geworden. — Seid ruhiger, gute Leute! Denkt nur auch nach! Stürzt nur nicht so durch einander! Möchtet ihr nicht sagen, was ihr meint? Entflammte Träumer! verbietet euerm Blut den Aufruhr, und laßt vernünftig mit euch reden! Ist es denn wahr? Scheint ihr nicht leichtgläubig? Wenn nun doch — aber — — ja, die Abendglocke ist's, die

*) Wollt nicht glauben? Haltet uns für Bettler?!

euch auf einmal Alle stille macht. Seid nicht voreilig, indem ihr euch der Hand des Himmels empfehlt, daß sie euch aus Aegypten führe; die Hand des Himmels könnte euch in ein Meer von Leiden führen, und vielleicht nicht retten, weil ihr undankbar seid. Sagt nicht, daß es euch übel ergangen in euerer lieben Heimath. Könnt ihr Trübsale aufzählen, die euch getroffen, die nicht schlimmer in allen andern Gegenden aufgetreten? Ist euer Dorf je in Asche gelegt worden? Nein. Hat euere Habe je eine Ueberschwemmung vernichtet, wie die traurige Kunde oftmal kommt von fernen Dörfern, Märkten, Städten? Nein, dieses schreckliche Trübsal habt ihr nie gesehen, um so weniger erlitten. Könnt ihr läugnen, daß nach jenem schrecklichen Hagelschlage am Tag der heiligen Magdalena, der euere ganze Ernte vernichtete, viele höchst fruchtbare Jahre gekommen sind, und durch nie gesehenen Segen nicht nur den Verlust ersetzten, sondern euch an Habe weit über den früheren Wohlstand erhoben? Habt ihr euch nicht erholt seit den Tagen des Napoleonkrieges, der euch in der letzteren Dauer schwer mitgenommen? Was wollt ihr? Was übereilt ihr? Habt ihr keine Dankbarkeit mehr im Busen, die euch mahnte, so glückliche Wohnsitze, so ergiebige, theure Erde, die euch und euere Voreltern ernährte, und euere Verstorbenen friedlich deckt, nicht so hastig zu verlassen, wie ein feindliches Gebiet auf eiliger Flucht? Wo ist euere Empfänglichkeit für die süßen, tiefwurzelnden Gewohnheiten und Sitten der Heimath, welche alle Eingebornen, wenn sie kurz oder lange durch die Fremde gewandert, wieder mit Heimweh zurückbringt? So plötzlich wollt ihr die Anhänglichkeit an all die bekannten Berge, Wälder, Hügel und Bäche abwerfen wie ein altes Kleid? — Nein! viel an euerm Entschlusse übereilt das unnatürlich auf-

gereizte Blut. Euer Blut soll mehr Mäßigung gewinnen. Ihr könnt und werdet ja nicht Alle fort, wie ihr im Fieber gedenkt! — —

Da es jetzt gegen Mitternacht geht, ließe sich eine anziehende Runde machen, um die geläutertere Stimmung des Dorfes abzulauschen. —

Um die Häuser herrscht völlige Ruhe — horch! — nein doch, dieser dumpfe Lärm kam aus einem Hause — um die Häuser ist es ruhig. Die sonst nächtlich singenden und jubelnden Burschen sind nicht rührig; nicht Einer läßt sich sehen oder hören. Die wolkige Atmosphäre hält das Sternenlicht zurück. Sehr finster ist's. Wer ohne Laterne gehen wollte, dürfte schwerlich ohne Unfall auch den bekanntesten Weg forttappen. — Was gibt's denn im ersten Hause da? Zwei tiefe Männerstimmen reden halblaut und halb schläfrig. Es sind die Knechte, die unter dem Dache auf dem Heuboden liegen. Man kann nicht recht ausnehmen, was sie reden. Sonst ist es still im Hause. Niemand in der Stube? Die Wanduhr läßt ihren holprigen Pendelschlag hören; dann und wann summt schläfrig eine Fliege auf, deren ein Heer bei Tage die Räume durchschwärmt; zeitweilig ein Schnalzen des Geschirrschrankes oder des großen, buchenen Ecktisches. Am Kammerfenster vorbei — das Kammerfenster ist offen; an demselben, von innen, erscheint Etwas wie ein weißer Schimmer — entfernt sich wieder — und kommt nach einem Augenblicke zurück; da sich jetzt plötzlich in der Kammer eine weinende Kinderstimme hören läßt, meldet sich beschwichtigend die Mutter, welche in der Kammer auf- und niedergeht, und abwechselnd am Fenster er-

scheint und verschwindet. Sie ist noch aufgeregt vom Erlebnisse des Tages her, und erwartet ihren Mann mit heftiger Ungeduld. Vielleicht ist all ihre Liebe zur Heimath wach geworden, vielleicht sieht sie nun ein, wie unsäglich der Trennungsschmerz von der Heimath sein müsse, und will ihren Mann, wenn er nun nach Hause kommt, dahin bewegen, von Neigung und Entschluß zur Auswanderung abzulassen. Sie hört an der Hausthüre klopfen — horch! — wieder — er ist zurück! — sie eilt, zu öffnen — „gute Nacht!" —

In der Stube des zweiten Hauses ist Licht. Der buchene Span am stangenförmigen Leuchter mit der dreizackigen Eisenzwänge oben ist fast bis an diese zurückgebrannt. Die glühende Kohlenzunge des Spanes, bereits mehre Zolle lang, löst sich jetzt ab und fällt, in sprühende Stücke zerspringend, zu Boden. Wenn die Kohlenzunge des Spanes so lange sich erhält, so soll Jemand Bekannter des Hauses denselben Abend noch aus der Fremde kommen. Aber die zwei Menschen, welche sich in der Stube hier befinden, sehen weder, wie weit der Span zurückgebrannt, noch bemerken sie dessen lange Kohlenzunge, noch denken sie dem Aberglauben nach. Nicht weit vom Leuchter sitzt die Hausfrau am Tisch, den Kopf auf die Hand stützend, schweigend, sinnend. Auf und ab mit verschränkten Armen geht der Mann, ebenfalls schweigend, nachdenkend. Wie jetzt das letzte Stückchen Span verlodert, nähert sich der Mann seinem Weib, klopft sie auf die Schulter und spricht: „Gemmâ schlôfâ! — — I môi, mia hômâ r a Hôâmat, Kinâ, a Hôs und kôi Schuld'n — wôs? —

sôllmâ dasôgei, und d' Hôâmat sôlauß'n?"*) Das Weib fällt ihm freudig an den Hals. —

Gleich daneben, nur durch einen Garten getrennt, steht ein kleines Haus, von einem höchst sanguinischen Männlein bewohnt. Da poltert's aber auch, als ob ein ganzes wildes Geisterheer Unwesen triebe. Den höllischen Lärm macht das sanguinische Männlein ganz allein. Ganz allein? Das Männlein ganz allein. Sein Weib ist lange todt. Kinder hat er nie gehabt. Er hat sich nie Zeit gelassen, welche zu haben. Thür' auf und zu! — Stühle, Hausgeräth hin und her! — wozu springt denn der Tolle plötzlich wieder zur Hausthüre hinaus? Wohin? Im Eifer nicht einmal das Haus verschließen? He da! Wohin? Was — — „Dort muß Jemand im Finstern an einen Holzstoß angerannt sein! Gebt Acht! Es ist finster!" —

Warum weinen denn vor dem nächsten Hause Vater, Mutter, mehre Kinder und drei Dorfburschen so heftig? Das Licht, welches eine Magd jetzt aus dem Hause bringt, läßt uns den Burschen in der Mitte der Weinenden erkennen, welcher vor Kurzem zum Militär genommen, noch vor Tagesanbruch fortwandern wird, um sich den Abschied zu erleichtern. Nur seine zwei liebsten Kameraden hat er zum Abschied herbestellt. Als er spricht: „Nô, Muaderl, lôbt's

*) Gehn wir schlafen! — — Ich meine, wir haben eine Heimath, Kinder, ein Haus und keine Schulden — was? — sollen wir davongehn und die Heimath verlassen?

gsund! und Böderl und Gwistalâ und Baumâ" —*) wird er schluchzend von allen angehalten; die Mutter will ihre Arme nicht losschlingen von seinem Halse, und kann nur immer die Worte sagen: „Mâ Beiw'l! Mâ Gongerl!"**) Schweigend, ein Tuch mit der linken Hand in die Augen drückend, mit der Rechten des Sohnes Hand festhaltend, steht der Vater dabei, der, reisefertig, den Sohn begleiten wird. Beide machen sich endlich los, und schreiten, im Schmerz den Nachruf der zurückbleibenden Weinenden kaum hörend, fort aus dem Dorfe. — Als sie fähig sind zu sprechen auf ihrem Gange, da legt der Sohn dem Vater die schwärmerischeste Liebe zur Heimath an's Herz und fordert ihn beschwörend auf, niemals sein liebes, liebes Dorf und Haus zu verlassen. Gerne stimmt der Vater ein, der am Tage zuvor unter den Mäßigsten war, und nun vollends vom Taumel der Auswanderung frei bleibt. —

Bei der Mühle wollen wir nicht horchen; die Räder klappern, das Wasser rauscht und schäumt heftig. In der Stube ist wohl Licht. —

Im nächsten Hause aber finden wir einen wunderbaren Schwärmer. Mehre Verwandte haben sich hier versammelt, um des verständigen Großvaters Rath und Meinung zu hören. Der ehrwürdige, verständige Greis spricht entschieden gegen den

*) Nun, Mutter, lebt gesund! und Vater und Geschwister und Freunde —

**) Mein Söhnlein! Mein Wolfgang!

Fanatismus der Auswanderung. Ihm ein heftiger Gegner ist der Enkel, ein Bursch von achtzehn Jahren. Während alle andern um den Tisch sitzen, geht dieser lebhaft auf und nieder, weniger Gründe als Sehnsucht für die Auswanderung aussprechend. „Wenn sie fortwären", meint er „da würde ihnen wohl! Da würden sie nicht mehr sehen und hören, was ihnen unangenehm ist zu Hause; — es könne gar nicht anders sein, als daß es besser werde, wenn man auswanderte!" — Man streitet, erwägt, beschließt und verwirft noch lange. „Seid behutsam! Uebereilet euch nicht! Gute Nacht! Gute Nacht!" —

Wie? Da drinnen ist schon ein Kauf abgeschlossen. Dieser ernste Mann, der sich von einem andern ernsten Manne Geld vorzählen läßt, hat sein Haus und sein Stück Feld verkauft; und will in wenig Tagen schon aufbrechen, um nichts zu versäumen. Sein Weib, ein Kind auf dem Arme haltend, steht mit verweinten Augen dabei; auf den Wandbänken herum sitzen drei Knaben, und ein Mädchen, bitterlich schluchzend, daß sie ihr Haus und ihre Heimath verlassen sollen. Sie denken an ihre Spiele, Kameraden, Pläne, die sie für die kommenden Jahreszeiten vorhatten u. s. w. Da aber werden sie fortsein, und heim werden sie nie mehr kommen. Ihr Vater ist rasch; ihr Vater greift schnell zu! — —

So, mehr oder minder gährend, bewegen sich die Gemüther diese Nacht im ganzen Dorfe. Mancher Rausch macht besserer Nüchternheit Platz; Entschlüsse, schon einmal fest, wanken wieder. Wo der Mann sich vom Eifer hinreißen ließ,

retten ihn das gemüthlichere Weib und weinende Kinder zurück. Manche, die weniger begeistert den Entschluß der Auswanderung anfangs erfaßten, greifen ihn jetzt mit consequenzfester Gesinnung auf. Toll, lärmend, jubelnd, halb oder ganz betrunken tobt noch eine Männerschar um die wüsten zwei Ankömmlinge aus dem Banat, die sich jetzt in das Wirthshaus begeben. Ihre wilde Wirthschaft dauert daselbst bis zum hellen Morgen. — — —

Diese Begebenheit erlebte ich als Knabe in meiner Heimath. Bis zur Hälfte Juni 1827 hatten sich die Auswanderer bereits entschieden herausgestellt. Ihre Zahl stieg nicht so hoch, als zu fürchten war. Die meisten, welche dazu gehörten, lebten früher als Inwohner in den Dörfern; mehre hatten ihr kleines Haus mit dem wenigen, dazugehörigen Feld verkauft. Größere Haus- und Grundbesitzer, welche an der Auswanderung Theil nahmen, waren nur wenige. Einzelne der Gegend schlossen sich an, um die Reise aus Neugierde mitzumachen, oder aus Speculation, um aus dem Banat mit Gold beladen in die Heimath zurückzukehren. Die zwei Ankömmlinge, die ich geschildert habe, wurden während ihres Aufenthaltes in der Gegend täglich in einem andern Hause verschwenderisch bewirthet. Sie boten sich als Führer und Rathgeber an, und rühmten ihren Einfluß im Banat. Mit Freude nahm man sie in dieser Eigenschaft an. Mit Anfang Juli sollte die Wanderung beginnen. Es geschah. Am Vorabend, als bereits die mitzunehmenden Habseligkeiten auf einzelne Wagen gepackt vor den Häusern standen, war plötzlich spurlos der Eine von den Ankömmlingen aus dem Banate

verschwunden. Man hatte ihm einiges Geld vertraut. Die Wirkung dieser Flucht war sehr niederschlagend. Mißtrauen erwachte, und nur der imponirenden Geistesgegenwart des andern Ankömmlinges, der sogleich den Schaden aus Eigenem ersetzte, gelang es, Ruhe und Zutrauen herzustellen. — Am folgenden Morgen, sehr früh, begann der bereits aus mehren Ortschaften versammelte Zug unter lautem Weinen der Fortziehenden und Bleibenden. Solcher Augenblick erweckt fast einen trostlosen Zustand. Alle Zukunft verschwimmt vor der Seele und des Körpers weinenden Augen. So lange der bloße Schmerz dauert, sehen sich die Scheidenden gleichsam lebendig begraben. Weit über die Dörfer und Hügel hinaus begleitete man die Auswanderer. — Wie die Kinder weinten! — — Als die Begleiter zurückgehen wollten, wiederholte sich zum letzten Male ein Schreien und Umklammern, daß das Fuhrwerk bereits weit voraus war, als man sich trennte. Unter den Scheidenden war auch jener Bursch, den wir in der Nacht so seltsam für die Auswanderung schwärmen sahen. Trotz des ehrwürdigen Großvaters und der Eltern Widerspruch und Flehen war er nicht zurückzuhalten. Ihn trieb unglückliche Liebe fort. Als er sich von seiner Mutter trennte, biß sie ihn im wüthendsten Schmerz in die Wange. Er aber übertäubte den äußern Schmerz mit dem größern innern, küßte nochmals seine Mutter für ihre Liebe und war fort mit den andern. — —

Viele Wochen nach der Auswanderung kam ein Brief in der Heimath an, der die tiefste Trauer verbreitete. Er war auf einer ungarischen Haide geschrieben, und folgenden Inhaltes:

„O ir liben Zu hause!
„beglaget und beweinet uns, den der Her had uns arme
„gestrafft. Wier sizen weit im Ungerlant weinend und gla-
„gend auf einer weiten Heide, wo Nichts als Sant und
„Strauchwerck ist, und sint alle Zu bettlern worten. O ir
„lieben Zu hause! daß kennt ir nicht glauben und vorstelen,
„wi Unglüklich wir Verlasene sint. Heit frü ist Wolfgang ††† *)
„auf ein mahl verschwunten, und had unser Meistes Gelt
„geraupt. Jetzt sint wier Arme, Verlasne bettler, und müs-
„sen unser anderes Habe verkauffen, damit wir nur türftich
„weiter und an Ord und Stele komen. O ir lieben Zu
„hause! betet für uns alle Tag und denckt An uns, daß
„wier doch den troßt häten, das Jemant um uns weinet
„und um uns Arme Trauert. — O ir glüklichen Zu hause in
„der guden heimat, lassett eich nicht in eierer heimat Goldne
„berge vormachen, und um eiere hruhigen Heiser bedrügen.
„Daß ist gefellt mit uns auf imer! O ir lieben Zu hause!
„wier wern Zufrieden mit dem halben von dem, waß wier
„dort bey eich gehabt — und nun sint wier Arme, Unglük-
„liche bettler. Da sitzen wir um Ein feuer wie ir man-
„chesmall Zu hause zigeinerbanten sehet, und kochen uns eine
„Sube. Nicht weid von uns steht eine Hiten, es wird eine
„Räuberhitten sein; weil dan und wan ein wilder Kerll hin-
„ein und herauslauft. Aber wen wier angepackt werden soll-
„ten, so haben wir schon große Steken, mit denen woll'n
„wier zu Gunsten fir uns selbst mutig zuschlagen. Dieseß
„Jamertal verlassen wier aber gern, wen es sein mus. —

*) Der erwähnte Führer oder Ankömmling aus dem Banat.

„Wier weinen nach eich, O ir lieben Zu hause, und em-
„pfelen uns Got und eierm Gebet." . . . . . .

Unterschriften und †

Von der Ankunft der Auswanderer im Banat mit Anfang des Herbstes desselben Jahres werden noch immer höchst traurige Scenen erzählt. Im Allgemeinen fanden sich die Unglücklichen sehr in ihren Träumen getäuscht. Land wurde ihnen angewiesen, aber sie hatten keine oder nicht auslangende Werkzeuge zur Bearbeitung des Bodens, und überhaupt nicht jenen nöthigen Vorschuß, die rechte Basis einer Wirthschaft zu gründen. Viele wurden von dem Anblicke des ungepflegten, rauhen Bodens, durch die weite Einsamkeit und das allgemeine Elend so abgeschreckt, daß sie ihr Letztes hingaben, um sich die Erlaubniß der Rückkehr zu erkaufen. Die meisten besaßen nicht mehr so viel, um dieser Wohlthat der Rückwanderung theilhaftig werden zu können. Sie mußten unter dem tiefsten Jammer ihr Loos ertragen, und ihre Sehnsucht der Heimkehr nach dem Böhmerwalde hinauströsten, bis sie sich durch Arbeit und Betteln das erforderliche Geld sammeln konnten, sich den freien Rückweg zu erkaufen. Vor allen Trauerereignissen jener Tage der Ankunft im Banat ergreift am meisten folgendes. Wie allen andern wurde auch einer Familie eine Strecke Land angewiesen. Der Familienvater, der lange seinen tiefsten Gram nicht mehr verbergen konnte beim ärmlichen Anblicke seiner Kinder und seines Weibes, wurde plötzlich vom Schlage gerührt, und starb wenige Stunden darauf. Den folgenden Tag spielten seine Kinder unweit der trostlos weinenden Mutter, als der eine Knabe, unvorsichtig

einen Stein schleudernd, ihr ein Auge auswarf. In solcher hilflosen, jammervollen Lage machten sie sich auf, und zogen bettelnd bis zum künftigen Jahre herum, daß sie dürftig das leidenschwere Leben fristeten. Zum Glücke für sie lebten in Wien zwei ältere Geschwister, welche jetzt im Stande waren, für die Rückkehr der Ihrigen die Erlaubniß zu erkaufen. Alle kehrten zurück. Die Kinder leben bis jetzt in Wien, die Mutter wieder in der Heimath. — Seitdem sind die meisten jener Auswanderer zurückgekehrt; jene, welche nicht wieder kamen, sollen jetzt ein erträgliches Loos erkämpft haben. —

Die Geschichte meiner Schwester.

Motto: „Gfräâ tauts mô, dôß du uns ôllô guât kennst,
Ŏwâ flennâ mächtô, wenn du mâ Schwôsterl nennst." *)

Den 10. August 1836 sollte ich wieder die liebe Heimath sehen, das freundliche Dorf in der freundlichen Gegend, alte liebende Eltern, viele theuere Geschwister und Freunde. Zwar nur ein Jahr hatten mich die Studien ferne gehalten, allein es war das erste Mal, daß ich so lange fern war, und das machte meine Sehnsucht so groß, meine Erwartungen so gespannt auf die Veränderungen in und außer meinem Elternhause. Auf einem Hügel, der mir die ganze heimathliche Umgegend auf Ein Mal vor die Augen breitete, stand ich still, und mußte vor Freude weinen, wie alles so schön war; wie meine Brüder dort mitten unter Knechten und Mägden die

---

*) Wie freut es mich, daß du uns alle so gut kennst;
Aber weinen möcht' ich, wenn du mein Schwesterlein nennst.

goldenen Kornwogen mittelst der Sichel niederbreiteten; wie unser weißblinkendes Haus durch die wenigen, aber großen Birnbäume mir entgegengrüßte; wie um und um die Felder grünten, blühten, reiften, und rings die Kornernte lustig begann. Ich trieb ja auch einmal meines Vaters Herde auf die Weide, und da lag das Brachfeld wieder, dasselbe, und mein kleines Brüderlein lief mit einem belfernden Hunde um eine weidende Herde. Dort das Kleefeld, der Bach mit der Erle am Ufer, die ich einst muthwillig bestieg und von der ich sammt einem Aste in das Wasser fiel; darum ich sie im Zorn zerschlug. „— Willkommen, gewaltige Eichen dort am Waldessaum! Kleiner Weiher, der mich tausendmal badend umfing! Wiesen und Hügel, willkommen!" — In wehmüthiger Freude stehend, ersahen mich meine Brüder, und mit Jubel stürmten sie um mich zusammen, mit klopfendem Herzen, und wallendem Blut in den Wangen. „Ist es wohl um Vater und Mutter?" Alle bejahten. Da wanderten plötzlich, in einfaches Gespräch vertieft, meine alten Eltern uns entgegen, die bis jetzt ein Hügel verborgen hatte. Meiner ansichtig in der Mitte ihrer übrigen Söhne, blieben sie stehen. Der Vater wehrte mit der Hand die blendende Sonne vom Auge, und die Mutter stemmte die Hände auf die Hüfte. Jener erkannte mich zuerst und rief: „bist's oder bist's nicht?" Ich flog, ohne ein Wort sagen zu können, der Mutter in die Arme, umhalste dann den Vater, und die Alten weinten in ihrer Freude wie Kinder. — Als wir an unser Haus kamen, stürzte mir meine Schwester laut weinend entgegen, umklammerte meinen Hals und schrie: „ich möchte ihr vergeben, sie nicht verachten und verstoßen!" Ich sah verwundert Eltern und Brüder an, die traurig und verlegen herumstanden, und

fragte um den Grund, der sie Alles dessen würdig zu machen im Stande wäre? Niemand wollte sagen und gestehen, — bis ich in der Stube auf eine Wiege stieß. — Die Schwester warf sich in einen Winkel, und verhüllte jammernd ihr Gesicht; der Vater schritt voll Gram und schweigend zur Thüre hinaus, die Mutter schluchzte am Fenster, und meine Brüder standen in verlegen trauriger Gruppe um mich. Mitleid und Zorn wollten wechselweise Meister werden in meiner Brust. — Also mehr als Alter hat den Eltern am spärlichen Haare gebleicht; mehr als die Zeit an ihrem Rücken gekrümmt — ? Nur eine Schwester, — und diese Eine — ! Ich wußte, daß sie bei meinem Abschiede daran war, einen recht lieben Burschen im Dorfe zu heirathen. Der erste Brief der Eltern nach meiner Abreise sprach noch erfreulich von diesem Verhältnisse; hierauf aber brach jede Erwähnung ab, und selbst meine brieflichen Nachfragen verklangen umsonst. —

„Verführt und verlassen bist du, Schwester? — Wer ist der Vater dieses Kindes? Du weinst mit einer Heftigkeit, die die Größe deiner Reue und deiner Schuld anzeigen könnte. Was war Schuld, daß deine so nahe Heirath sich zerschlagen?“ So sprechend stand ich vor ihr und erwartete vergebens ihre Antwort. Sie schluchzte und weinte heftiger, und stürzte hierauf aus dem Zimmer. Eben wollte die Mutter ihre Erklärung beginnen, als außer dem Hause die Stimme meiner Schwester in verzweifeltem Ausbruche Worte der Drohung, des Hasses hören ließ. — Als wir hinaus eilten, lief schon eine Menge Nachbarsleute zusammen. Die Schwester mit aufgelöstem Haare, wildbewegten Augen, und krampfhaft vorgestreckten Händen, mußte gewaltsam zurückgehalten werden, um nicht nach einem Hause zu stürzen, gegen das ihre Schmä-

hungen gerichtet waren. Ein junges Weib, dessen Verwandte dieses Haus bewohnten, kam jetzt eilig heraus, und floh scheu hinter den Häusern davon. — Meine Schwester ließ nicht ab, das Weib zu verwünschen und die Umstehenden anzuflehen, dasselbe aus dem Orte zu peitschen. Rührende Theilnahme sprach aus jedem Gesichte der Anwesenden; man redete beschwichtigend meiner Schwester zu, man vermochte sie etwas zu besänftigen, sie ging trostlos weinend in das Haus zurück. — Ein unwilliges Gemurmel verbreitete sich unter der auseinander gehenden Menge. Viele, die meinem Elternhause besonders zugethan waren, ließen Drohungen hören sowohl gegen dieses Weib, das eben aus dem Hause entfloh, als gegen jenen Burschen, der vor einem Jahre meine Schwester heirathen sollte. Ich schloß also daraus leicht auf die schändliche Untreue jenes Burschen, dessen große Entartung ich fast unglaublich fand. Mein armer, tiefgebeugter, greiser Vater ging wankend im Garten auf und ab, und ich näherte mich ihm, theils um, so trostlos auch seine und meine Gemüthsstimmung war, doch der traurigen Lage eine trostfähige Seite abzugewinnen, theils um den Zusammenhang der Unglücksgeschichte meiner Schwester zu erfahren. Die war kurz.

Der liebenswürdig scheinende Bursch ging in Gedanken ganz anders um mit den Menschen als im äußeren Betragen. So lange er noch mit meiner Schwester auf dem vertrautesten Fuße lebte, besuchte er längst auch ein anderes Mädchen, das reicher, aber nicht so schön war als meine Schwester. Bei jener liebte er das Geld, bei dieser, so lange er noch unverheirathet war, die Schönheit. — Er täuschte beide: jene mit der Liebe, diese mit der Hoffnung auf Heirath. Als der Bösgesinnte sah, daß er zum Heirathen gezwungen sei, betäubte

und verwirrte er meine Schwester mit allem Duft und Weihrauch einschmeichelnder Liebe und naher Ehe in solchem Grade, daß sie seinem schändlichsten Zwecke erlag. —

Den folgenden Tag war Sonntag. Meine Schwester wagte sich kaum unter den freien Himmel, ihr Auge schien Jedermann ihres Herzens Schuld zu verrathen. Weinend ging sie in die Kirche, und kniete betend und mit zerknirschter Seele am Eingange nieder. Der Prediger sprach verdammend über die Schuld und Strafe der Verführung, u d erhob mit den glänzendsten Farben der Rede die Wonne und Belohnung der Unschuld. Wie sank meiner Schwester das Haupt, wie zitterten ihr alle Glieder, wie rollten ihre Thränen über die Wangen! Alles war rein, gut, schuldlos um sie; Allen galt die himmlische Verheißung; ihr nur galt die Verdammung Gottes. An einem Pfeiler hinter ihr lehnte ihr Verführer: wüst, verstockt, vielleicht noch süß betäubt. Als der Priester das „Amen" seiner Predigt sprach, und „gelobt sei Jesus Christus!" sah plötzlich der Bursch blaß wie Kreide, und stieß seinen Nebenmann, sagend: „Amen!" statt: „Hilf mir aus der Kirche!" Er taumelte hinaus. Der Priester las jetzt von einem kleinen Zettel mit langsamer Stimme: „Es werden in den Stand der Ehe sich begeben (hier nannte er den treulosen Burschen und jenes erwähnte Mädchen). Die Brautleute werden zum ersten Mal aufgeboten. Wer ein rechtliches Hinderniß weiß, wird aufgefordert, es zu rechter Zeit anzugeben!" — Zu dem Weihwassergefäß an der Kirchthüre schleppte man eine Todte, und wusch und rieb ihr das Gesicht. Es war meine Schwester. — In die Sakristei stürmte ein entrüsteter Greis, er

schrie, daß das heilige Gebäude wiederhallte: „Mein Kind! Meine Tochter! Er ist treulos! Er hat sie verlassen!“

Ernst und mild fragte der würdige Geistliche: „Wie hat er euere Tochter verlassen?“

„Er kam seit Jahr und Tag in's Haus, schwatzte immer von Heirath, und schwur, nur meine Tochter zu nehmen. Sie wies deßhalb jeden Anderen mit Heirathsanträgen zurück. Noch gestern, gestern noch log uns der Unverschämte Hoffnungen vor, denen er heute so treulos ward. Diese Schändlichkeit raubt meiner Tochter das Leben! —“

„Das reicht nicht aus, lieber Alter,“ sagte der Priester, „ihm in seine Heirath ein Hinderniß zu legen. Er hat sich wider seine Seele verschuldet, nicht wider ein äußeres Gesetz. Geht heim, tröstet und beruhiget die Leidenschaft euerer Tochter. Sie wird, wenn sie die Schändlichkeit dieses Bursches erwägt, eher froh als traurig sein, ihm nicht als Gattin in die Hände gefallen zu sein.“

Indeß ward meine Schwester in's Leben zurück und nach Hause gebracht. — Acht Tage lang schwebte sie in Todesgefahr. Fieber- und Wahnsinnsanfälle raubten ihr ganz die klare Auffassung der Gegenwart. Als sie ruhiger und fähiger wurde, ihr Elend wieder deutlicher zu fassen, war der Hochzeitstag des Ungetreuen erschienen. Schießen, Glockengeläute und Jauchzen drang an ihr Ohr, man mußte sie, ungeachtet aller Widerrede, unter den Birnbaum vor das Haus führen. Niemand, außer meinem Vater, sollte bei ihr bleiben. Den Hochzeitszug sah sie nach der Kirche gehen. Die ländliche heitere Musik schmolz ihre schroffen, wilden Gefühle zu sanfter Wehmuth. Meine Schwester weinte heftig. Als die Glocken schwiegen und der Zeitpunkt erschien, wo die Segnung des

Brautpaares vollzogen wurde, ging ein Dorfbursch, eine Pistole in der Hand, zu einem großen Stein in der Nähe der Kirche, und schlug darauf mit wüthender Kraftanstrengung den eisernen Ladstock in das Rohr. Dabei fluchte er über das langsame Nachgeben des eingestopften Papieres, schüttete dann Pulver auf die Zündpfanne, und wartete den Moment ab, wo die Segnung endet, um die Ladung loszubrennen. Ein Klingeln der Altarglöcklein zitterte durch die Luft herüber — der Bursch stand in Feuer und Dampf — dem Pistolenknall pfiffen tausend Metalltrümmer von dem geborstenen Gewehre nach. Ein Kirchenfenster, das nächste am Burschen, war zerschmettert, in die übrigen Sprünge gerüttelt. Dem Burschen hatte es beinahe die Hand zerrissen. Man lief bestürzt um den Verletzten zusammen. Manche beschlich eine seltsame Stimmung. Der Schuß, der Lärm, das Unglück, die ernste Feier der Kirche, das Gerücht von des Bräutigams Treulosigkeit — wirkte unheimlich zusammen. Mehre standen bei Seite und winkten sich verstohlen zu; denn sie bemerkten, daß unter dem Birnbaum bei unserm Hause ein alter Mann, mein Vater, wie in Verzweiflung herumlief, sich mit seinen Nägeln die Brust zerfleischte, das Haar ausraufte, und die Worte in den wildesten Jammer tauchte. Er hatte während der Trauung die Verführung seiner Tochter aus ihrem eigenen Munde erfahren. Diese sank nach ihrem Schreckensbekenntnisse, aller Sinne beraubt, auf den Rasen nieder, und gab kein Zeichen des Lebens von sich. In seiner zerrüttenden Raserei ließ sie mein Vater unbeachtet liegen, und sah und fühlte nichts mehr in dieser Welt, als sich und seinen wüthenden Schmerz. Die heitere Hochzeitsmusik führte das Brautpaar aus der Kirche. Jedes Herz flüchtete dort schnell wieder zur Freude zurück.

Allein, wie lispelnde Wellen an den Leichnam, den das Meer an's Ufer warf, so schmeichelten umsonst die lustigen Töne der Musik an meiner Schwester betäubtes Ohr, umsonst um meines Vaters graues Haupt, umsonst um und in mein Elternhaus, wo es schien, als hätte der Himmel allen Jammer hier zusammengeschüttet, um die ganze übrige Welt jubelnder Freude überlassen zu können.

Gedenke man einem Greise nicht allzusehr manche willenlose Grausamkeit, zu der ihn die jammervollste Gemüthsstimmung hinriß. Ihm war der unbefleckte Ruf der Kinder Alles. Seine schlichte, fromme Leitung der Kinder war in der Gegend fast berühmt. Man hat seinen Rath vielfach gesucht, wenn es sich um das Wohl einer Familie handelte. Sein Stolz lag darin, auf das Betragen der Seinigen zeigen zu können, wenn es sich darum handelte, anderen Kindern ein Muster zu geben. —

Zwei Tage nach der erwähnten Hochzeit saß mein Vater im Winkel der Stube an einem Tische, das Haupt in die Hände geworfen, stumm vor sich hinblickend. Es war gegen Abend. Draußen klang es von allen Seiten aus den Kehlen der heimkehrenden Dorfbewohner, und erinnerte den gequälten Greis an seine Freuden, als auch s e i n e Kinder unter den Jubelnden waren. Er sah hinaus und erblickte meine Brüder, wie sie abgesondert vom Schwarm, traurig und langsam neben einander hergingen. Meine Schwester ging eben über das Zimmer. Heiß, wie des südländischen Jünglings, wallte sein Blut. Vor ihm auf dem Tische lag ein großes Messer. „Mir, und ihnen, und Allen das Leben vergiftet!" schrie er, und schleuderte das Messer ihr entgegen. Es fuhr zwischen Schulter und Ohr vorüber, und tief in die Stubenthüre. Kaum

aber war die Waffe aus seiner Hand, als er einen Entsetzensschrei über seine rasende That ausstieß, dem mißhandelten Kinde entgegenstürzte, wie vor Angst erblindet auf Gesicht, Hals und Brust das Mordmesser suchte, und lange wilde Worte der Verzweiflung ausstieß über das Blut, das er an seinem Kinde vergossen hätte. Er weinte und konnte lange nicht überzeugt werden, daß die Tochter unbeschädigt sei.

Heftige Scenen dieser Art wiederholten sich oft in meinem Elternhause, bis die Gewalt des Schmerzes zu milderen Regungen schmolz, und in Thränen zuletzt bis zu beinahe friedlicher Ruhe erleichtert ward. So kam das Jahr um, ohne daß ich durch den leisesten Wink in die Trauer-Scenen der Meinigen gezogen worden wäre. Als große Wohlthat muß ich diese zarte Schonung meiner Eltern betrachten, durch die ich vor vielen schmerzlichen Berührungen gesichert blieb. — — —

Einige Zeit nach meiner Heimkehr war Musik in unserem Dorfwirthshause, das durch eine Wiese vom Hause meiner Eltern getrennt liegt. Durch die geöffneten Fenster der Schänke konnte man die heitere Musik hören. Meine Schwester war allein zu Hause geblieben; die Eltern wanderten um die Fluren; ich trieb mich im Walde herum; meine Brüder waren bei der Musik heiter und tanzten. Die Schwester ging vor das Haus, setzte sich, mit dem Kinde auf dem Arme, unter einen Baum. Da hörte sie jauchzen und spielen, und verfiel in tiefe Trauer bei der Erinnerung an ihre Unschuld, an ihre einstigen Freuden am Tanz, wo sie stets zu den Fröhlichsten und Schönsten gehörte. Plötzlich erblickte sie einen Mann, der vom Wirthshause her über die Wiese gerade auf sie zuschritt. Sie erkannte ihn nicht gleich, weil ihre Augen in Thränen schwammen. Doch als er näher kam, erschrak sie

heftig — denn es war ihr Verführer. Er ging in ihrer Nähe immer langsamer, zerpflückte einen Strohhalm zwischen den Fingern, und war blaß im ganzen Gesichte. Seine Mundwinkel zeigten ein höhnisches Lächeln. Vor meiner Schwester stand er still. — Angstvoll und verlegen sah sie ihn an. Einen Augenblick schien er unschlüssig, wechselte schnell nach einander die Gesichtsfarbe, dann fuhr er plötzlich auf die Unglückliche los, und versetzte ihr einen solchen Schlag in's Gesicht, daß sie wie todt liegen blieb. Das Kind war ihr schreiend und hilflos vom Arm auf die Wiese hingerollt. „Das hast du für den Schimpf und die Beleidigung meines Weibes!" schrie der Wicht. Vor dem Wirthshause hatten sich Weiber, Männer und Mädchen, seine Anhänger, versammelt, um mit boshafter Freude der Mißhandlung zuzusehen. Als die schändliche That geschehen war, schlugen sie ein lautes Gelächter an. Schnell verbreitete sich das Gerücht im Wirthshause. Meine Brüder und mehre ihnen anhängende Burschen standen gerade um den Tisch der Musikanten, sangen und ließen sich spielen. Da hörten sie das eben Geschehene. Wie ein glühendes Messer fuhr es ihnen durch's Herz. — Ihr lang verhaltener Grimm sprang jetzt wie ein entfesselter Tiger hervor. In wenigen Sätzen waren die Entrüsteten über Schwelle, Hof — auf der Wiese, wo bereits der Schurke, Gefahr ahnend, flüchtend nach dem nächsten Dorfe rannte, und noch zu rechter Zeit in einem Hause einen Versteck fand. Alles strömte aus dem Wirthshause dem Flüchtling und seinen Verfolgern nach, theils um jenen im Nothfalle zu schützen, theils um diesen beizustehen. Spaten und Stangen waren in jeder Faust, allein der Flüchtling war nicht zu finden, und so jeder blutige Auftritt vermieden. Mehre Tage wagte sich jener nicht

ohne Begleitung hervor, denn fürchterlich war der Zorn und die Drohung meiner Brüder. —

Die Kirche unsers Dorfes war erst neu erbaut, und nicht lange daselbst ein Priester eingesetzt. Es fehlte noch immer ein Gottesacker. Hinter dem Hause des vielerwähnten Bösewichts besaß ein Nachbar eine unfruchtbare Strecke Feld, die weder als Acker genug Getreide hervorbrachte, um der Bearbeitung werth zu sein, noch als Wiese hinlänglich Gras nährte. Der Platz und Preis war geeignet, den Kirchhof dort aufzuschlagen. So geschah es. Der Bösewicht hatte nun den Kirchhof vor den Fenstern seiner Schlafkammer.

Meine Schwester hatte seit jener letzten Mißhandlung fast Klagen und Thränen verlernt. Sie war still, ganz still geworden. Wenn man von ihrem Beleidiger zu sprechen anfing, ging sie hinaus. Als man auf Bestrafung seiner letzten Unthat mit Nachdruck bringen wollte, ließ sie es durchaus nicht zu. Ihr verschlossenes Seelenleiden griff sichtbar zerstörend ihren Körper an. —

Den ersten Oktober nahm ich Abschied vom Elternhause. Meine Schwester war nirgends zu finden. Ich mußte fort — und mit schmerzlichem Vorgefühle empfand ich's, ich werde sie nimmermehr sehen. Auf jenem Hügel, wo ich bei meiner Heimkehr mit freudiger Rührung den Willkommungsgruß ausrief, saß meine Schwester am Rain zwischen zwei Kornfeldern, und wartete auf mich, bis ich vorüber mußte. Der Wagen war bereits voraus, Alle, die mich begleitet hatten, bereits zurückgekehrt. So trafen wir beide allein zusammen. Wir konnten nicht mehr sagen, als „Bruder!" und „Schwester!" und weinten lange einander am Halse. Hierauf machte

ich mich los, sie setzte sich wieder auf den Rain, und ich hörte sie noch lange bitterlich schluchzen und weinen. —

Aus vielen Briefen von den Eltern las ich, daß die Schwester sehr abnehme an Kräften, und stets verschlossener, stiller und einsamer lebe. Am 26. Oktober erhielt ich einen schwarz versiegelten Brief. — Darin hat mir der Vater meiner Schwester — Tod geschrieben. Sie ist die erste Leiche im neuerrichteten Kirchhofe. Ihr Mörder kann aus seinem Fenster auf ihr Grab sehen. — Von jenem aber erzählt man seit meiner Schwester Tod allerlei Seltsames. — Er bat bei meinen Eltern um das Kind. Sie haben ihm die Bitte abgeschlagen. Er lebt äußerst zerfallen mit seinem Weibe. Um sich zu zerstreuen, hat er in seinem Hause eine Bierschänke errichtet, und treibt sich oft in unglücklichen Handelsgeschäften lange in der Welt herum. —

Vor kurzem waren meine Brüder durch anwesende Gäste gezwungen, sein Haus zu betreten. Verlegen und traurig grüßte er sie. Sprach wenig. Als die Gäste aufbrachen, sagte Einer derselben: „Euer Haus ist alt, seht, wie die Balken faulen — es riecht hier drückend dumpf. Wirth, ihr müßt bauen!“ Dieser sagte in Gedanken verloren und mit traurigem Nachdruck: „Mir faulen die Todten zu nahe, ich werde nichts mehr bauen!“ — Dabei faßte er die Hände meiner Brüder, drückte sie krampfhaft und rief weinend wie ein Kind: „Ich habe euere Schwester geschlagen!“ — An der Pfoste der Hausthüre lehnte er noch lange und sah meinen Brüdern nach. Dieselbe Nacht sah ihn ein Bursch, der am Kirchhofe vorüberging, auf dem Grabe meiner Schwester knien und beten. Am folgenden Tage war er verschwunden; — man sucht, und sucht ihn umsonst. — —

Ein Kirchweihfest*).

Langsam rückt eine dichte Herbstnebelmasse im mittleren Böhmerwalde hin und her; Dörfer, Höhen und Wälder sind davon umhüllt, und der nahe Morgen kann kaum eine schwache Dämmerung verbreiten. Während alles Regen und Leben in den Dörfern noch ein lähmender Schlaf niederhält, als wüßte er recht wohl, zum Genuß der Freude wie zum Ertragen von Beschwerden gehöre eine harmonische Stärkung der Glieder und Gefühle, verträgt sich ein einziges Herz allein nicht mit der einförmigen Ruhe der allmälig verschwimmenden Nacht.

Aus dem Hause am östlichen Ende eines deutschen Dorfes drückt sich sachte ein hübscher, kräftiger Bursch, ganz angekleidet, aber ohne Halstuch und Hut. Seine schöne, schwarzlederne, mit weißen Schnüren an den Nähten ausgelegte Hose hält weiße Strümpfe unter den Knien aufrecht. Eine karminrothseidene Weste mit Goldblümchen und Silberknöpfen blickt scharf unter der veilchenblauen Manschesterjacke hervor. Offenbar ist das des Burschen Sonntagsanzug. Er scheint eine Wanderung vorzuhaben. Nachdem er sich die brennenden, schlafbegehrenden Augen gerieben, blickt er ernst und betrübt einige Augenblicke starr in die Dämmerung und Nebel hinein; geht dann zum Bach hinab, der etwas tiefer am Haus vorüberfließt, hebt einige plaudernde Wellen heraus, um sich Gesicht, Hals und Haar zu waschen. Ein reines Schnupftuch dient zum Trocknen. Und nun zieht er einen derben knotigen Stock aus dem Zaun, bekreuziget Stirn, Mund

*) In diese Novelle habe ich absichtlich einige der Sittenschilderungen zum Theil oder ganz wörtlich aufgenommen oder nur benützt, um das möglichst treue und farbenfrischeste Volksleben darzustellen.

und Brust, worauf er sein Morgengebet spricht: „Himmlischer Vater! Dir dank' ich für Schlaf und Ruhe; Heiland, stärk' meine Seele; Mutter Christi, bitt' für mich!" Es zittert seine Stimme, da er von Schlaf und Ruhe spricht, er weint, da er zum Heiland um Stärkung der Seele ruft, und bei seiner letzten Bitte wandert er bereits langsam in Dämmerung und Nebel hinein, ohne Ziel, ohne Plan,* ohne Ruhe. — Hinter ihm fängt nun hier und dort ein Haushahn zu krähen an, bald mehr und mehre. Auch die Nebel fangen an, sich lebhafter zu dehnen und zu wiegen, was ein leichtes Morgenlüftchen verursacht; der nahende Morgen wirkt sichtbarer. Nach und nach scheint es, als ob Hausthüren klappten und Menschenstimmen hörbar würden im Dorfe. Das Klappern der Dorfmühle dünkt freudiger, rascher, lauter. Wie ein plötzlich erwachendes Kind, halb schläfrig, halb erschrocken, ob nichts versäumt sei am Geburtstage der Mutter vom Lager springt, und mit einem Freudenschrei Worte des Glückwunsches stammelt: voll Treue, Liebe, Freude, Gott und Tugend; so ruft jetzt die kleine Dorfglocke zum Erwachen, zum Gebet, zu Friede und Freuden am Leben. Nun wird's reger und lauter überall. Kinder, Bursche und Mädchen lärmen zuerst. Hausväter und Mütter sind still erfreut: freundlicher Ernst unter jubelnder Freude. Da geht's an kein Tagewerk; denn schon haben sich die Nebel enger und tiefer in die vielen kleinen Thäler zusammengedrückt; die freigewordenen Spitzen der Höhen und Wälder stehen in milder Beleuchtung der Herbst-Morgensonne, ohne daß sich Leben und Lärm der Dorfbewohner auf die nahen Felder verbreitet. Wer nun außer Hause sichtbar wird, eilt zum Bach oder nähern Brunnen, um sich Kopf und Füße zu baden, oder man klopft den Nachbar an's Fenster zu einem

freundlichen Gruß und Morgenplausch, oder man beeilt sich, die seit mehren Tagen begonnene Ordnung und Reinigung um das Haus zu enden. Während man nun wäscht, plaudert, ordnet und drängt, steigt die Sonne in milder herbstlicher Verklärung in Osten höher herauf, wird der Himmel rein und prangt in ernstheiterer Bläue, feuchtet der Nebel bereits als Thau den Boden. So ist die Natur mit den Morgenvorkehrungen zu einem schönen Herbsttage eben noch etwas früher fertig, als die Dorfbewohner in Ordnung kommen können zum heutigen und herrlichsten Festtage des Jahres im südwestlichen Deutschböhmen. Es ist der Sonntag der Kirchweihe. Allgemeiner, nationeller, tiefer ist keine Festfreude in jener Gegend, als an diesem und den beiden folgenden Tagen. Im dortigen Dialekt heißt das Fest: „da Kirdâ". Jede Familie ist nach Vermögen ganz neu gekleidet. Nie im Jahre wird der Mittagstisch so reichlich mit Speisen bedeckt; drei Nachmittage und Nächte hintereinander ist Musik und Tanz. Es ist das Fest der Liebe. Verschwiegene Liebe bewährt selten dieses Fest über ihre Verborgenheit, glückliche Liebe ist selig, unglückliche Liebe aber muß da die gefährlichste Krisis bestehen. Der Bursch, der liebt und wieder geliebt wird, verschafft dem Liebchen einige Tage vor dem Kirchweihsonntag („Kirdâsuntâ") seinen neuen Hut und erhält diesen am Festvorabend mit einem großen Rosmarinstrauß zurück. Je reicher das Liebchen, um so reicher verziert es die Zweige und Blätter des Straußes mit silbernem Zitterdraht, goldenen Herzlein, Kunstblumen, Flittergold, kleinen farbigen Täubchen ꝛc. Der Strauß ist quer um die Rundung des Hutes herumgewunden, und läßt oft außer dem Schirme wenig von der Schwärze des Hutes sichtbar werden. Die Wahl des Rosmarinstraußes entspricht der Zartheit des Geschlechtes

auch am ungebildeten liebenden Mädchen; die bunte Verzierung ergibt sich aus dem Volksgeschmack. Diese Sitte hat eine liebliche Seele. Will sie nicht sagen, es kröne das liebende Weib sein Oberhaupt und seinen Herrn? schmücke sein Liebstes? wolle sinniges Spiel um das ernste Männerhaupt sehen? pflanze ein Freudenfähnlein ihrer Liebe aus, da es erlaubt ist und öffentlich sein darf? — Voll stolzer Verklärung erscheinen die Burschen mit dem Strauß am Hut, gehen damit in die Kirche und hängen den geschmückten Hut beim Tanze nur dann bei Seite, wenn sie ihn ohne Gefahr der Verletzung nicht mehr auf dem Kopfe behalten können. Leichte Fieber der Verlegenheit müssen freilich die Mädchen bestehen. Die Jahre, welche Burschen und Mädchen zu Helden dieses Festes machen, nennt man mit Recht in jenen Gegenden die goldene Zeit. Greise verjüngt die Erinnerung, und Kinder träumen in die Zukunft hinauf, wo ihnen diese Freuden, die sie kaum begreifen, zu Theil werden sollen. Junge Ehemänner werden beim Tanz zu Burschen, junge Frauen zu Mädchen. Ihnen liegt die goldene Zeit zu nahe. In den ersten Jahren der Ehe feiert man diese Tage als theueres Nachfest. Die Mütterlein rathen, beobachten, bekritteln und freuen sich an den Liebesspielen der Enkel. Diese allgemeine Festfreude spricht ein Volksgedicht aus.

Heărgôtl! wei is âm Kirdâ sŏ schei,
Wiad'n gônz'n Tŏ gôss'n, gurzt und gsungâ,
Deasmâ dră Tă zôn Spiellădn gei,
Is nôd zôn Schlŏssâ r und Dărbatn zwungâ
Is eng ân Neidn sâ Gwôntâ r east nui,
Glônznt dŏ d' Strŏßn — ŏ jekaßl ui! —

Dôß du fôa Strôßn kôân Haud nôd sâgst,
Stândst ă kôan Haud durt'n znăgst. —
Kirdâ! r ô Kirdâ! wei hômâ dô gean,
Wei weamâ nö dia sô trôarô wean!
's Gwôntâ wiad zrissn sâ, d 'Flôck'n sân nimmâ,
Heatmâ wei lông kôân Spielmô meâ stimmâ.

Der milde, ruhige Herbsttag ist heute eine freundliche Gunst für dieses Fest. Jedes Herz ist lebhaft rege. Wie das erste Zeichen der Kirchenglocke zum Gottesdienste ruft, ist Jedermann schon gekleidet. Eine Familie lärmt um ihren Burschen, der sich mit seinem Hutstrauß zeigt, eine Mutter plaudert mit ihrer verlegenen Tochter, die einen Strauß gegeben hat. Man beeilt sich mit dem Frühmahl, nach welchem jede Hausfrau mehre „Flöck'n" auf dem Tische zerschneidet, für alle gemeinsam: Vater, Kinder, Knechte und Mägde im Haus. Der nahe feierliche Gottesdienst hält noch jeden Freudenlärm außer dem Hause nieder. Wo der beliebteste Bursch, da kommen nun die übrigen zusammen, um den Weg in die entfernte Kirche gemeinsam anzutreten. Alle Köpfe drängen sich an die Fenster, wo die Burschen vorüber müssen. Wer hat einen Rosmarinstrauß? Welcher keinen? Von wem ist jener und dieser? Und nun der Jubel der Burschen unter einander! Und nun das Gekicher, Verlegenheitsfieber, Necken, Plaudern der Mädchen, die sich gleichfalls versammeln, um zugleich den Kirchengang zu beginnen. Freilich sitzt auch auf manchem Hut ein Strauß und das Mädchen, das den Burschen heimlich liebt, sieht nun die Liebeserklärung einer andern auf seinem Hute öffentlich zur Schau getragen. O mein Gott! das sind alltägliche Dinge, aber schmerzlich neu immer für den, der es eben an sich erfahren muß. O

mein Gott! das hat die Liebe tausend- und tausendmal so gemacht, aber sie hat damit immer elend gemacht. — Nun muß man sich vorstellen, wie die Dorfpfarre, von welcher jetzt das zweite Glockenzeichen ertönt zum feierlichen Gottesdienst, inmitten vier reinlicher, anmuthig gelegener Dörfer steht, aus denen bunt durcheinander, einzeln, gepaart, und in Schwärmen über Wiesen und Felder die Bewohner zusammenströmen. Es zeigt sich ein Drängen und Treiben; jeden Augenblick scheint ein Jubel laut aufjauchzen zu wollen. Betrachtet werden von Aller Augen Burschen und Mädchen. Nahe und weit sucht man die Gegenstände seiner Neugierde. Das Zusammenläuten der beiden Pfarrglocken treibt zur Eile, den nahen Beginn der Predigt verkündend und wirft das Bunte der Nationalkleidung noch bunter durcheinander. Der Strom der Kirchengänger mündet in das Dorf, in die Kirche. Die Orgel tönt und begleitet ein Lied „zum heiligen Geist". Jetzt ist das zu Ende. Durch die geöffneten Kirchenfenster hört man den Prediger reden. Alles in der Kirche ist still und horcht auf; Frühling ist's in den Herzen der Zuhörer, die Freude will hervorbrechen und blühen; milder Ernst des Herbstes weht in den Worten der Predigt, manches Herz gleicht der Linde vor der Kirche, und läßt dann und wann ein Blatt der Freude fallen. — In der ganzen Gegend ist es ruhig, still, ernst und feierlich. Nur selten da und dort ein flüchtiges Aufrauschen und schnelles Setzen versammelter Zugvögel auf den Stoppelfeldern. Gottesdienst hält auch die Natur. Von der Pfarrkirche eine Viertelstunde entfernt, erhebt sich eine Anhöhe, kegelförmig und kahl. Jetzt, in der milden Herbstsonnenbeleuchtung, bei der frommen Ruhe der Natur scheint sie ein betendes Greisenhaupt. An der westlichen Senkung der Höhe, von wo sich die Landschaft am Böhmerwalde mit dem

Pfarr- und den vier andern Dörfern den Augen bietet, liegt der wunderbare Bursch, der vor Tagesanbruch seine trübsinnige, ungewisse Wanderung angetreten hat. Auf dem hingebreiteten Schnupftuche ruht sein Gesicht. Er weint heftig. — Wunderbar! — Der doch die rauhere Nähe der Freude nicht sehen konnte und ihr auswich, sollte er diese Stelle aufsuchen, wo sie ihm aus sanfter Ferne lieblich und voll heiterer Tiefe vor die Augen treten muß? Er wollte forteilen und sich verbergen. Was trieb ihn gerade her? Was sucht oder beklagt er? Als er diese Stelle noch lange vor Sonnenaufgang erreicht hatte, schien er gefaßt, sein milder Ernst auf dem blassen Gesichte zeigte von innerer Kraft und Ueberwindung. So sieht resignirter Schmerz. Mit dem Kommen der Sonne und dem Verschwinden der Nebel trübte sich sein Inneres mehr und mehr. Er vernahm das Lärmen im Dorfe, es schien ihm, als hörte er Vater und Mutter und Geschwister nach ihm fragen. Das ließ ihn nicht unbewegt. Mit den Häusern des Dorfes erschienen seiner Phantasie dessen Bewohner. Er konnte errathen den Jubel seiner Kameraden, derber glücklicher Bursche. Das regte ihn auf. Zwei Häuser in seinem Dorfe aber hätte er gerne zu sehen vermieden. Sie stehen durch eine Wiese getrennt und beide bedeutend von Nachbargebäuden abgesondert. Je mehr er hinzusehen sich sträubte, desto prüfender, unverwandter ruhten seine Augen darauf. Jede Gestalt, die aus einem oder dem andern dieser Häuser sichtbar wurde, schien ihm eine zu sein von den Gestalten, die sich vor allen in seiner Seele festgestellt haben. Es sind die Nachbarkinder der beiden Häuser, ein Bursch und ein Mädchen. Und als man sich zum Kirchengang aus allen Häusern drängte, half seine Einbildungskraft seinen Augen in solcher Aufregung nach, daß er aus allen Gestalten jene zwei

deutlich herauszusehen glaubte. Er meinte einen herrlichen Strauß zu sehen auf des Burschen Hut, und meinte zu merken, das Mädchen suche auf dem Weg nach der Kirche die zahlreichste Schar Mädchen, um sich verlegen unter sie zu mengen und zu verbergen. Endlich war Alles in der Kirche versammelt, und er blieb sehr einsam mit seinem nun ganz wieder lebendigen Schmerz in der einsamen Natur zurück. Er drückte sein Gesicht zu Boden, und konnte nicht hindern, daß er weinen mußte. So finden wir ihn. — Da hört er plötzlich das Glockenzeichen der Wandlung von der Kirche hertönen, und er hebt sich voll tiefer Betrübniß auf die Knie, dreimal andächtig an die Brust klopfend und sprechend: „O Herr, ich bin nicht würdig" rc. Seine Thränen bleiben nach und nach aus. Der Augenblick schlichter Andacht wirkt wie milder Balsam. Er richtet sich ganz auf. Sechs Männer sieht er jetzt eilig die Kirche verlassen und quer über alle Wiesen dem Wirthshause seines Dorfes zueilen. Das sind die Musikanten mit Baßgeige, Zimbal, Violinen, Klarinet und Flöte. Das Hochamt muß bald zu Ende sein. Scheint fast, als ob ein Rauschen durch die ganze Gegend liefe; wie nach feierlichem Gottesdienste die stillen Andächtigen erwachen und laut werden durch Bewegungen, so scheint die Luft nun erst zu athmen, ein leichtes Bewegen der Wälder stört die gänzliche Ruhe der Natur. Einzelne Hausfrauen eilen aus der Kirche und nach Hause, um die letzten Vorkehrungen zum Mittagstisch noch zu rechter Zeit zu besorgen. Ihnen folgen bald Schwärme übermüthiger Knaben, die vor der Kirchenthüre erst ein wenig raufen und balgen, dann nach allen Seiten zerstieben. Nun einzelne Bursche — Männer, Greise: die folgen schnell und schneller auf einander. Bald ist ein Gedränge. Bunte Wogen zerschlagen sich

lärmend. Der Jubel will nicht mehr schweigen. Es wird ein Wettlauf nach Hause. Aus den offenen Fenstern der Wirthsstube hört man Stimmen und Versuchen der Instrumente. Aus den Kaminen steigt der Festrauch, verheißend des Jahres beste und reichste Tafel. Vor den Häusern hungerige, ungeduldig wartende Kinder, lauter Weißköpfe, und reinlich in neuen Kleidern. Und endlich das Grüßen, Schreien, Jubeln. Väter, Mütter, Kinder, Knechte und Mägde sind beisammen. Man betet; man ißt. —

Nach Tisch sammeln sich die Burschen, in schönen weißen Strümpfen, schwarzledernen Kniehosen, roth- und grünseidenen Westen, karminrothen Seidenhalstüchern um den Hals und schwarzen oder veilchenblauen Manschetjacken, in der Wirthsstube. Geschämiger und ängstlicher gelangen die Mädchen auf Umwegen hinter den Häusern heran. Vor der Stubenthüre im Vorhause bleiben sie stehen und keine will den Anfang machen, einzutreten. Während sie nun kichernd sich hier zusammendrängen, lassen die Burschen Musik von innen ertönen, da sie die Gegenwart der Tänzerinnen merken. Die Aufregung der Musik belebt die Mädchen mit Muth. Es wagt die Kühnste ihre Hand auf die Klinke zu legen — patsch! schlägt eine zweite ihr die Hand nieder und der Andrang schleudert nun weit die Thüre auf, daß die Vordersten bis in die Mitte des Zimmers vorgestoßen werden, die sich wieder verlegen zurückzudrängen suchen. Allein schon hat dem verlegenen Gekicher und Gewirre der tanzlustige Bursch abgeholfen, indem jeder einer Gewissen winkt und pfeift und sie beim Namen ruft. Die Gemeinte springt frisch zum Tänzer hin und sogleich geht es voll Leben in der holprigen Stube herum. — Der beliebteste Tanz ist der Ländler. Er wird auf steirische Weise ge-

tanzt von denen, die im Rondeau sich bewegen, allein innerhalb des Kreises stellen sich zugleich so viele Paare auf, als nebeneinander Platz finden, um sich gleichsam um ihre Axe drehen zu können. Dieses Herumdrehen geschieht taktmäßig so, daß ein Takt zu einer gänzlichen Drehung hinreicht, und der Schluß jedes Taktes wird durch ein Senken und Stampfen des Paares markirt. Mit diesem eigenthümlichen Tanze ist ein häufiges Aufschwingen der Tänzerin verbunden. Originell ist der musikalische Vortrag des Ländlers. Der erste Theil wird zweimal gespielt, wobei Klarinet das Hauptinstrument ist. Eine Flöte sekundirt harmonisch, und zwei Violinen, ein Zimbal und Baß akkompagniren piano dazu. Ist nun der erste Theil zweimal gespielt, so wird er gleichsam umgekehrt und wieder zweimal vorgetragen. Hierauf wird die Geige das Hauptinstrument und verändert denselben ersten Theil des Ländlers in ein willkürliches Gefiedel, aber in veränderter Tonart (z. B. aus C-Dur in G-Dur übergehend). Mit dem Vorgeiger klimpert nun auch das Zimbal die gleiche Partie, die Sekundgeige und der Baß arbeiten lebhaft mit, wozu bisweilen das Schmettern einer Trompete sich gesellt. Klarinet und Flöte rasten. Während der zweite Theil des Ländlers abermals vierfach abgefiedelt wird, gehen die Tänzerpaare wenig angeregt, nur langsam herum, oder stehen, ein Gespräch unterhaltend zur Seite. Die Tänzer — „ăf dân Plätzl" — wie sie den Tanz innerhalb des Rondeaus nennen, treten auch nur von einem Fuß taktmäßig auf den andern, ziehen abwechselnd eine Hand der Tänzerin nach der andern ebenso taktmäßig an sich, und stoßen sie wieder ab, so daß die Tänzerin in einer Halbdrehung erhalten wird. Wie man aber den Schluß des zweiten

Theiles merkt und nun das Klarinet=Flötensolo mit Akkompagnement der übrigen Instrumente beginnt: da scheint eine entzückende Raserei in die Tänzerpaare zu fahren; es entsteht ein Jauchzen und Springen, viele Burschen brechen vor Entzücken in ein durchdringendes, taktmäßiges, grelles Pfeifen aus, andere singen den Ländler mit. Je wilder sich da der Bursche äußern kann, desto willkommener ist es ihm. In der starkgefüllten Tanzstube ist nun der Tanz eine wahre Schlacht. Dort und da bleibt Einer, voll Seligkeit sich vergessend, im Rondeau ohne Umstände stehen und beginnt „äf d͡ân E͡ärtl" zu drehen. Die Nachtänzer schwellen hinter ihm an und sind gezwungen, um das schöne Solo nicht unbenützt zu lassen, ebenfalls „äf d͡ân Plätzl" anzufangen, so daß es plötzlich im ganzen Zimmer ein Drehen, Heben und Senken ist. Die Tänzerinnen fliegen häufig über die Köpfe, und die Scene gleicht einem Wirbel, auf den ein häufiger Platzregen fällt, wo die scharf aufschlagenden Wassertropfen über der drehenden Masse hüpfende Figürchen bilden. Vier solche Ländler machen eine Tour, während welcher kein Bursch seine Tänzerin wechselt oder aufhört. Beim letzten Klang der Musik faßt der Bursch seine Tänzerin, führt sie in die Kammer, wo mehre Tische besetzt sind, reicht ihr sein Glas zum Trinken und läßt sie dann laufen, wenn sie ihm gleichgiltig ist, oder setzt sie zu sich an seinen Tisch, wenn sie seine Dulcinea ist. In der Tanzstube aber gruppiren sich die meisten Burschen um die Musikanten, indem sie sich gegenseitig die Arme um den Hals schlingen, und singen eine beliebte Volksmelodie, der sie immer abwechselnd andere Texte unterlegen, wie:

Deânäl gei heã zõn Zâu,
Los mâ dö rächt õschâu,
Wös du füa r Äugerln höst:
Schwöärz ödâ brâu?

Äugerl mein is nöd schwöärz,
Äugerl mein is nöd brâu;
Äugerl mein is jö nur,
Di õnzuschâu!

Glõnzat kõân Äugerl dia,
Klöpfat kõâ Heärzäl dia,
Wä's o kõâ Lõ'm meã, gält?
Äf deara Wält.

Dös is a Täiflsgschböas,
Döß eiz da Wödâ wöas:
Döß i a Deânerl hõ —
Durt hinta 'n Zõ.

Juche! du frischa Bua,
Knöpf dia dâ Täscherl zua,
Wenn a möl 's Täscherl springt —
's Geldl föklingt!

Wissat i göa sö gean,
Wear ihrâ Schötz wiad wean,
Mia r is von Hearz'n guat
Sögt mia mâ Bluat. — u. s. f.

Nach jedesmaligem Absingen eines solchen Textes spielt die Musik die Melodie nach, und die Burschen jauchzen und springen dazu, die Mädchen aber hängen sich zu zwei und zwei zusammen, und tanzen nach derselben „ăf ôân Eărtl." Die Burschen, die gesungen haben, zahlen hierauf die Musikanten, und fordern mit folgendem Texte zur Erneuerung der Tanzmusik auf:

Spielleut spielt's ummat um,
Dôß i zô mân Deândlâ kum,
D' Buamâ fôdrûaßats schô,
Dôß ma nôd tônz'n kô. —

Die Musikanten spielen die Melodie zum letzten Male nach. Indeß sucht und paart sich Alles, und die Primgeige bildet durch einige Striche zum neuen Ländler den Uebergang. — Eben lärmt dieser Jubel in der Wirthsstube. Man drängt, man sucht sich zu halten und drehen. Nie waren mehr und derbere Burschen beisammen. Hübsche Mädchen in Menge. Die Hüte mit den Rosmarinsträußen hängen bereits auf den Hirschgeweihen herum, oder sind besonderer Sorge halber dem Wirth übergeben worden. Die Burschen bedecken nun mit kleinen ledernen Käppchen den Wirbel des Kopfes. Der beliebteste Ländler beginnt. Dichtes Gedränge vermehrt die wüthende Lust freier Bewegung. Alles dreht „ăf ôân Eărtl" gewaltsame Bahn erkämpfend. Keine Jacke ist bereits den Burschen am Leibe. Man kämpft eine rasende, selige Schlacht. Die Männer, welche nun bereits als Zuschauer an Ecktischen sitzen, halten ein mit Trunk und Diskurs. „Săkrâ!" ruft Einer, und haut auf den Tisch — „Săkrâ! a sô sân ma r a gwôst sôa Zâtn!" — „Jessas, i hôles nimmâr ôs! — Laußts mâ

ǒi! — Kirdâ, ǒ Kirdâ! wei hô ma dô gean! Dôs Gwirr! Dô Musô! Săkrâ, mâ Bua durt! A Täiflsbursch! Und ma Tôchtâ! Dô kimmt's! Wea höt wiedâ an sôchan Burschn, und wea höt wiedâ a sôchanô Tôchtâ!" So schreit man durcheinander. Und mancher schwingt entzückt seinen Hut, wenn er den Sohn oder die Tochter im lustigen Tanzgewirr sichtbar werden sieht.

Ein ziemlich bejahrter Mann aber sitzt still und betrübt am Ecktische zunächst der Thüre. Er hört wohl die anregende Musik, aber sein Gesicht kehrt er weg vom Tanze. Der Freudenruf seiner Nachbarn am Tische regt ihn endlich auf. Er will sich betäuben, daß er den Druck seines Grames nicht fühle. Glas um Glas stürzt er hinab. Alle um ihn loben ihre Söhne, jeder den seinen als den bedeutendsten. Das wird zum Wortgefecht, und die Farben des Lobes werden immer greller aufgetragen. Der stille Mann trinkt und schweigt noch immer. Aber eine heftige Glut steigt ihm nach und nach in das Gesicht. Er muß anhören, wie zwei seiner Nachbarn auf die Tischplatte hauen, aufstehen und in wildem Eifer die Eigenschaften ihrer Söhne zergliedern, besonders hochrühmend ihre Gestalt und Stärke. Jeder spricht mit Uebertreibung die Behauptung des andern ab. In die Hitze des Wortwechsels mischt sich Erbitterung. Die lauttönende Musik, das Geräusch des Tanzes, das Schnalzen, Pfeifen, Jubeln der Burschen und das Gekicher und Gelächter der Mädchen läßt den Streit am Tische nicht weiter, als gerade den Nebensitzenden merkbar werden. Man ermahnt die Streitenden, die Sache nicht zu verfolgen; sie geben auch nach. Aber da sie in Hitze und Zorn viel getrunken, ist ihre Ruhe die eines fernen Gewitters: der Blick Wetterleuchten, das Wort fernes dumpfes Donnern.

Der eine von den Streitern hat überdies einen seltsamen gefährlichen Nachbar, die hagere boshafte, bissige Gestalt eines Binders, der vor wenigen Tagen erst aus der Fremde zurückgekehrt ist. Dieser scheint den Ausbruch eines Kampfes sehr zu wünschen. Seine anreizenden Winke und unausgesetzten Anspielungen müssen, wenn er fortfährt, am Nachbar zünden. Er fährt auch fort. Um so mehr plänkelt er, als er bereits parteiliche Stimmungen unter den Herumsitzenden gemerkt hat. Jetzt ist der Tanz zu Ende. Die Tänzer ziehen ihre Tänzerinnen in die Kammer und an Tische, daß sie trinken. Der frühere, so zu sagen taktmäßige Lärm zerschlägt sich in freudiges wellenähnliches Gemurmel. Um die Musikanten reihen sich singende Burschen, liebende Paare rasten und schäkern auf den Wandbänken herum, andere drehen sich nach dem Takt der gesungenen Melodie mitten in der Stube. Die Scene zeigt argloses munteres Bewegen. Da fällt es einem Burschen bei mit seinem Lederkäppchen einen zweiten scherzend auf den Rücken zu schlagen. Der zweite erwiedert den Schlag, auch scherzend. Der Spaß unterhält sie. Das schallende Patschen der Lederkappen auf den von Schweiß feuchten Rücken macht aufmerksam und sammelt mehre Zuschauer. Man lacht und neckt wieder im Scherz. Die Hiebe fallen schneller und derber. Immer noch im Spaß. Da sich Zuschauer und Bemerkungen vermehren, setzen die Burschen ihre Kappen auf und beginnen einen Versuch ihrer Kraft. Sie verschlingen die Finger ihrer Hände und versuchen so einander rückwärts zu drängen. Nun tritt einigermaßen die Eitelkeit in's Spiel. Die Kraft der Arme steht beim Landvolk in Ansehen. Wer den Arm bezwingt, ist gewöhnlich Meister über den Körper. Und die Ueberlegenheit der Stärke schmeichelt dem männlichen Stolz. Die Burschen wi-

verstehen sich ziemlich gleich. Nach mehren Versuchen muß der Eine sichtbar rücken. Das Lachen und Anfeuern von Seite der Zuschauer zieht die Aufmerksamkeit des ganzen Hauses an sich. Man drängt sich von den Tischen herab und hinzu. Auch der Ecktisch an der Stubenthür wird leer, und die beiden Männer, die früher in Streit gerathen waren über die Vortrefflichkeit ihrer Söhne, sehen nun, daß gerade ihre Söhne im Wettkampf der Stärke begriffen sind. Das spannt ihr höchstes Interesse. Die beiden Burschen hören den Aufmunterungsruf ihrer Väter. Sie werden ernst. Ein heftiger Versuch macht den Einen abermals rücken. Der Besiegte hört Schmach und Fluch über sich rufen aus dem Munde seines betrunkenen Vaters. Beifall belohnt den Andern. Die Zuschauer stehen bereits auf Bänken und Tischen. Die Armprobe hat den Besiegten entmuthigt, aber er will seinen Stolz entschädigt sehen. Er sucht zu lachen. Es geht nicht recht. Scham verzieht ihm die Lippen. Unter halbem Zähnknirschen und Lachen umschlingt er den Sieger und ruft „Mĕch ma's a sŏ!" Die Vortheile, welche er als Angreifer sich ungerecht herausnimmt, sind ihm lange nicht abzugewinnen. Hände und Füße der Ringer verflechten sich gewaltig. Die Umstehenden sind ganz still. Kaum daß sie athmen. Man hört nur die Kämpfer heftig schnaufen. Plötzlich stoßen die Zuschauer einen allgemeinen Schrei aus. Der frühere Sieger schwebt, um zu fallen. Aber eine meisterhafte Kraftanwendung stellt ihn fest, und der Gegner liegt in diesem Augenblick selbst auf den Knien. Betäubender Lärm vermengt die lauten Aeußerungen des Beifalles und des Mißfallens. Unruhestifter hätten jetzt gutes Spiel. Da ist schon Einer, der hagere Binder. Seine Absicht wird gerade durch den Umstand begünstigt, daß

der Sohn des Freundes der Sieger ist. Ein Schwall von Lobpreisungen und Kränkungen stürmt aus dem Munde desselben; erstere über seinen Sohn, letztere über den besiegten Burschen und dessen Vater. Die friedlich Denkenden sehen die allgemein bedenkliche Spannung und wollen vorbeugen. Die Ringer werden auseinander gebracht. Dem Sieger blutet die Lippe stark. Er hatte sich im gefährlichen Momente stark gebissen. Der Wirth, ein edeldenkender Mann, redet laute friedliche Worte. Die Zuschauer drücken sich in verschiedenen Stimmungen lärmend auseinander. Man sucht den Vater des besiegten Burschen zu beschwichtigen. Er muß gewaltsam an den Tisch gebracht werden. Was aber friedenstiftende Männer an dem Vater des Siegers verbessern, das verschlimmert heimlich der hagere Binder wieder. Eine sehr gefährliche Gährung erhält sich am Ecktisch bei der Thüre. Der Kampf beider Burschen hat die Gemüther noch mehr gespalten, und weil Wirthshausgefechte zwischen Burschen und Männern nicht selten sind, so scheint einige Sorge gegründet zu sein. Löblich, wirklich äußerst brav benehmen sich aber jetzt die beiden Burschen. Der Sieger nähert sich dem andern, reicht ihm die Hand, und sagt mild: „Bruaderl! wos is denn? Wea hör's denn a sô gmâit?" Der Besiegte wischt sich den Schweiß vom Gesicht, hört hinter sich Worte der Versöhnung, und gibt ein wenig betrübt, aber lächelnd die Hand hin, indem er sagt: „An Snas môl i!" — Einige lustige Burschen machen in diesem Augenblicke freudige Bocksprünge, und brechen in betäubendes Jauchzen aus. Ein schallendes Gelächter der Mädchen folgt; die Musik beginnt und glättet zufrieden die meisten Herzen. Während des Tanzes aber werfen die erhitzten Gemüther am Ecktisch bei der Thüre von Zeit zu Zeit glühende

Lava der Erbitterung aus. Es gelingt einige Male Ruhe herzustellen. Der hagere Binder aber legt immer wieder heimlich Feuer. Wild, außer sich vom Trunk, erhitzt und betäubt mischt sich endlich der früher erwähnte stille Mann wüthend in den Streit. Soll er anhören und dulden, daß man sich nun sogar Bemerkungen über seinen Sohn erlaubt, ihn Träumer und Kopfhänger nennt, der die Menschen scheut, und nicht das Herz hat, vor Andern laut und lustig zu sein? Soll er nicht auf die Gestalt seines Sohnes pochen, die sich geregelter und lieblicher darstellt, als jedes andern Burschen im Dorfe? Weiß er nicht, daß eben sein Sohn vor kaum einem halben Jahre den Burschen, der eben im Ringerkampfe gesiegt hat, bei einem ähnlichen Kraftversuch zu Boden geworfen? Und er soll nun Bedenken äußern hören über seines Sohnes Kraft? Und er soll tadeln lassen, wo er mit so vielem Recht loben kann? Das läßt er nicht zu; das will er nicht hören! Gewaltsam, daß ihm der Schweiß der Mühe auf sein rothglühendes Gesicht stürzt, will er die lahme Zunge lebendig machen, daß sie seiner wilden Begeisterung für seinen Sohn lobreden helfe. „Wei mâ Su, kôâ ônanâ meâ! — Kôâ ônanâ meâ!"*) Mehr Worte bemeistert er nicht für seine Begeisterung. Sein Zorn unterbricht ihn oft und heftig. Tisch und Gläser zittern vor seinem wüthenden Faustschlag — „wei ea, kôâ ônanâ meâ! Kôâ ônanâ meâ!?" — Der hagere Binder winkt zwei andern seines Gelichters, und geht mit ihnen hinaus. Indeß haben einige Burschen vom Tanz aufgehört und sich achtsam oder beschwichtigend um den Tisch gestellt. Die beiden Burschen, die früher gerungen, reden versöhnend. Der Sieger

---

*) Wie mein Sohn, kein anderer mehr! Kein anderer mehr!

kommt nun auch zum neuen Gegner des Vaters, lehnt sich über dessen Schulter, spricht mild und besänftigend, sagt, daß sein Sohn und er sich lieben wie Brüder, daß sein Sohn der beste Bürsch sei in der ganzen Gegend; daß er gern eingestehe, ihm an Kraft nachzustehen; daß er und alle Burschen betrübt seien, ihn nicht unter sich und lustig zu sehen; daß man bedaure und sich verwundere, wie sein Sohn so still, verschlossen und wehmüthig sich absondere von seinen Kameraden, und sich vom liebsten Fest des Jahres seltsam ausschließe; wie man wundersam betrübt werde, so oft man seinen Sohn erblicke. Der Angeredete ist so ergriffen, daß ihm zwei große Thränen über die Wangen laufen. Eine tüchtige Hausfrau, die seit einiger Zeit gekommen, und sich zu ihrem Manne an den Tisch gesetzt hatte, bemerkte bald die heimlich reizende Bosheit des hagern Binders, der nun eben wieder hereinkommt mit seinen zwei Freunden, und sich auf seinen Platz begibt. Die Streiter beginnen eben zu schweigen, vor sich auf den Tisch zu starren und zeitweise zu trinken, ohne wechselseitig sich, noch die Umstehenden anzusehen. Der hagere Aufwiegler beginnt aber kaum sein heimliches Manöver wieder, als das gegenübersitzende Weib aufspringt, und hocherzürnt ihn anredet im Volksdialekt: „Was hast du im Sinn, Halunk? Bist du nicht froh, daß des Lärms ein Ende ist? Lump! Machst du mir die Männer noch einmal wild, so henk' ich dich auf, du Gespenst, du!" Dabei schlägt sie auf den Tisch, daß die Gläser klirren. Der von dem Burschen zuletzt beschwichtigte Mann erhebt sich jetzt aus seinem stummen Hinbrüten, steht auf und sagt mit verweisendem Blicke auf den hagern Aufwiegler: „Nâ, nâ, nâ! Fronz, heund nimmâ!" Dann reicht er die Hand über den Tisch dem Vater des siegenden Burschen, und spricht: „Bruadâ,

gi ma d' Händ — 's is nix — sämâ guat!" Der Angeredete steht nun auch auf, indem mehre Stimmen rufen: „Sô is rächt! Kemt's zom!" Wie sich aber die Versöhnenden die Hände reichen, thut der Erstere die arglose Frage: „Bruadâ, weisiel Fingâ höst du?" Der Gefragte, der sich in der Jugend den Mittelfinger der rechten Hand verstümmelt hatte, meint das als Spott: „Himmelsakrament!" donnert er, reißt seine Hand zurück, ergreift sein Glas und schleudert es nach dem Kopf des Fragers, der sich bückt, daß es an der Wand in tausend und tausend Scherben zersplittert. Man tanzt eben wieder. Die Burschen lassen ihre Tänzerinnen los, die schreiend entfliehen oder zurückhalten wollen; im Augenblicke sind alle Stühle zerschmettert und die Stuhlfüße zu Waffen geworden. Wie durch langes Verständniß theilt man sich in zwei rasende Parteien. — Knaben, die vor den Fenstern auf dem Rasen spielen und lärmen, hören das fürchterliche Getöse, und sehen Stuhlfüße und Gläser aus den Fenstern fliegen. Sie ergreifen die Flucht und laufen nach Hause. Ein Weißkopf, der gehört hatte, daß sein Vater dabei sei, will die Schreckensnachricht seiner Mutter bringen, und stürzt fort bis an das östliche Ende des Dorfes, wo er in eben das Haus eilt, aus dem wir vor Tagesanbruch den schwermüthigen Burschen kommen und fortwandern sahen. Als der Weißkopf in die reinliche Stube springt, sieht er die Mutter am großen Tisch sitzen und heftig weinen. Neben ihr auf dem Tische liegt ein Hut und ein Halstuch. Was sollte sie sich vorstellen? Konnte er so unter Menschen gegangen sein? Das geheimnißvolle Verschwinden ihres Sohnes vor Tagesanbruch, und sein Ausbleiben, da es sich bereits stark gegen die Abenddämmerung neigt, veranlaßte sie seinen Kleiderschrank zu untersuchen. Sie fand ihres

Sohnes Sonntagskleid nicht, aber Hut und Halstuch. Was sollte sie sich vorstellen? Mußte es nicht auf traurige Seelenzerrüttung weisen, die man seit längerer Zeit im Burschen überhand nehmen sah? — Der kleine Weißkopf bringt lärmend die Nachricht vom Wirthshausgefecht und der Gefahr des Vaters. Heftige Angst erfaßt die Mutter, und sie will eben zur Thüre hinaus und fortstürzen, als der wunderbare Sohn ihr entgegentritt. Er erschrickt, die Mutter so zu finden, und weiß kein Wort zu sagen. Weinend vermengt die Mutter Worte des Vorwurfes mit stürmenden Worten der Angst, und fällt dem Sohne an den Hals. Blühende Rosen sind plötzlich des Burschen Wangen, da er von der Gefahr des Vaters hört. Seine Gestalt schwillt von Kraft. Man sieht wohl, ein thätig reger Geist würde den Burschen über jeden Andern stellen. Ein Wink und Wort sagt der Mutter, dazubleiben und ruhig zu sein. Er ist fort, ohne Hut und Halstuch, wie er war, bevor sie antwortet. Wie er an das Wirthshaus kommt, sieht er den Binder und mehre seiner Partei fliehen. Dumpfes Stimmengewirr dringt aus der Tanzstube, die Fenster sind von außen mit Zuschauern umstellt. Der Bursch erreicht die Schwelle der offenen Thüre. Der erste Blick sieht den Kampf geendet; hie und da noch Wortwechsel. Die meisten Burschen athmen heftig wie nach der anstrengendsten Arbeit, und wischen sich den Schweiß vom Gesichte. Weiber hängen an den Männern, Mädchen am Geliebten, Geschwister und Eltern an Burschen: vorwurfsvoll zurechtweisend, beschwichtigend, ängstlich nach Verletzungen suchend. Der eben eintretende Bursch erblickt jetzt auch seinen Vater, der im Winkel an der Thüre lehnt, müde und betäubt, wie ihn einige kräftige Gegnerfäuste dahingeschleudert haben. Wie dieser seinen Sohn er-

blickt, richtet er sich auf. Schwere Vorwürfe will er ausstoßen, aber er kann nicht gleich reden. An den Schultern faßt er ihn krampfhaft, Vaterliebe übermeistert ihn und all seine Leidenschaft bricht in die Worte aus: „Du — nâ, nâ, nâ! — wei du k͡ôâ ônanâ me͡â!" *) An sich reißt er den Sohn, klopft ihm schluchzend den Rücken und herzt und küßt ihn wie ein Kind: „Wei du, k͡ôâ ônanâ me͡â!" Dann erzählt er die Ursache des Streites: wie er nicht haben wollte, daß man seinen Sohn zurücksetze, wie er seinen Sohn keinen Träumer und Feigling heißen ließ; wie er seines Sohnes Kraft gerühmt und endlich die Geschichte der Versöhnung und mit dem Finger. „Jetzt wären viele ihrer Feinde davon," setzte er fort, „sein Sohn müsse beweisen, daß er kein Träumer und Kopfhänger sei, daß er lustig sein könne wie andere, damit die Feinde, die noch da wären, überzeugt würden, was er Besseres sei, als Träumer und Kopfhänger!" Die Burschen, die weiter kein Groll bewegt, eilen herzu, zeigen ihre herzliche Freude, daß ihr liebster Kamerad nun kam, und sagen, wie sie nur kämpfen mußten für die Sicherheit ihrer Verwandten, jetzt aber wieder ganz friedlich und lustig sein wollen. Die meisten berauschten Männer brachte man schon fort. Bescheiden dankend reicht der begrüßte Bursch allen die Hand, und da seine frühere Aufregung sein Blut noch lebhaft bewegt, scheint er nicht theilnahmlos den Tanz eben wieder beginnen zu sehen. Sein reges Gemüth wird durch die Musik noch reger. Aber betäuben wird er sich müssen, das fühlt er wohl. Das Schlimmste, was er geflohen, muß er jetzt vor Augen haben. Beim Tanz

*) Du — — nein! nein! nein! — Wie Du kein Anderer mehr!

wird er auf Dornen treten, jeder Freudenschrei der Andern wird ihn verwunden in tiefster Seele, das Auge wird ihm übergehen, will er lachen. Er hat es schon erblickt, das liebende Paar: das blonde Mädchen mit dem erwähnten siegenden Burschen dort in der Ecke, und wie sie herzen und sich freuen der überstandenen Gefahr. Er setzt sich und trinkt. Sein Auge will den Anblick meiden: „Brûaderl, möchs nö! Brûaderl, möchs nö!" rufen ihm die Kameraden da und dort zu. Er winkt ihnen, und legt die Hand über die Augen; die Stimme seines anfeuernden Vaters tönt ihm in die Ohren. Er trinkt und trinkt. Seine Hitze wird vermehrt, aber ihm ist nicht geholfen. „Wei du, kôâ ônânâ meâ!" ermuntert der Vater. „Trink, Brûaderl, möchs nö!" muntern die Burschen ihm zu. Lärmende Freude umwirbelt ihn. Er trinkt und trinkt — aber ihm ist nicht geholfen: „Jessas und Brûaderl, du ä dö?" hört er eine freundliche Stimme. „Willst du nôd tonzn? Wös is dia, nö sög? Und willst du nôd tonzn?" Das liebende Paar steht vor ihm und hat ihn so angeredet. Die Blonde schäkert und nennt ihn bei Namen. „Gongerl," sagt sie, „wea wiad denn sö troarô sâ? Und willst nôd tonzn mit mia? Is denn nôd Kirdâ? Wös und nôd tonzn und singâ? Wei kö ma sö troarô sâ?" Vater und Freund und Nahestehende stimmen ein und drängen, daß er tanze, gleich mit der Blonden. Die Betäubung, mit der seine Sinne und Seele ringen, kann er dem Trinken nicht zuschreiben. Man treibt, befeuert, jubelt ihm nach. Er tanzt mit der Blonden, die freundlich schäkert und all die Dolche arglos übersieht, die dem Burschen das Herz durchstechen. Er hört und sieht nur, die er im Arme hält. Alles um ihn ist Blendung und Brausen. Er wüthet und dreht, wie beim aufregenden Klarinetsolo, so

beim Gefiedel der Geigen und der zitternden Thränenfluth des Zimbals; Ländler um Ländler, bis die Tour zu Ende ist. Außer Athem lächelt ihn die Blonde an und patscht freundlich lächelnd ihre Hand in die seine, als jetzt die Musik schweigt. Jubelnd strömt man um ihn zusammen. Er jauchzt! Es schwimmen und glänzen ihm die Augen. Mit der Linken umschlingt er die Blonde, und wirft wie abwehrend die Rechte ihrem Liebsten, seinem Freunde, entgegen, und ruft taumelnd: „Brûaderl! Brûaderl! O Brûaderl!“ Dann umfaßt er die Blonde mit beiden Armen, küßt sie auf die Stirne und küßt sie wieder, und man lacht und neckt. Es suchen ihre Augen, Wangen und Mund seine Küsse. Man findet es lustig. Man sieht es, daß er wie rasend jetzt ausbrechen will in sonderbare, geheimnißvolle Worte, daß ihm die Sprache versagt. Wie glühendes Erz stürzet ihm Thräne um Thräne aus den Augen. Das scheint wohl nicht Scherz mehr. Fort zieht er das Mädchen. Das erste Glas, das er erreicht, stürzt er hinab. Man will ihn halten. Man reißt ihm das Mädchen mit Gewalt aus dem Arme. Man wehrt ihm zu trinken. Laut weinend liegt er endlich seinem liebsten Freunde an der Brust und stößt die Sprache wiederfindend die Worte aus: „Brûaderl, sie is! Brûaderl, sie is!“ Verwunderung zeigt jedes Gesicht. Theilnahme erregt ein leises Gemurmel. Die Blonde steht regungslos und bleich dabei. — Der unglückliche Bursch bricht selbst nach einer Pause auf. Er erhebt sein Angesicht, sieht sich flüchtig um, und begehrt, daß ihn die Musik begleiten möchte, er wolle nach Hause gehen. Die sonderbare plötzliche Ruhe des Burschen bewegt jedes Gemüth. Man fordert seinen Vater auf, ihn zu begleiten. Mehre Freunde schließen sich an. Die Musik beginnt. Aber an der

Thüre dreht er sich um, und sagt dem Burschen, der ihn am Arme führt, daß er ihm helfen möchte zurückzukehren; — auch störe ihn der Hut und das Band, das ihm über die Augen herabhänge. Der Bursch führt ihn einige Schritte zurück, bemerkt ihm aber, daß er keinen Hut auf dem Kopfe habe, und von einem Bande nichts zu sehen sei. In diesem Augenblicke sinkt jener zu Boden. Man schreit und will retten! Der Bursch drückt beide Hände krampfhaft gegen die Brust, dann zuckt er einige Male mit dem linken Fuße und erstarrt.

Die Musik läßt der menschenfreundliche Wirth nicht mehr fortsetzen. Es ist bereits Nacht geworden. Die Burschen und Mädchen wünschen auch nicht mehr zu tanzen. Die meisten weinen und stehen seitwärts, oder gehen betrübt nach Hause. Der betrunkene Vater des Todten wird von Mehren gehalten, daß er in seinem wilden sprachlosen Schmerz nicht Unerwartetes begehe. Sein Gesicht ist aufgetrieben und dunkelroth. Seine Augen stehen nur ein wenig offen, und die rechte Hand preßt er krampfhaft um den Arm eines ihn haltenden Nachbars. Man führt ihn fort, die Leiche wird ihm nachgetragen. Da sich alle Gäste tiefbetrübt zerstreuen, werden sonderbare Momente aus dem Betragen dieses todten Burschen in letzterer Zeit erzählt. Jetzt, da man sein Geheimniß weiß, beginnt alles wichtig zu werden, und weil Jedermann einen so auffallenden Gegenstand gerne mit Wunderbarem ausschmücken sieht, so ermangelt es auch nicht an seltsamen Beobachtungen. Viele geben an, der Bursch hätte schon ein volles Jahr seine heimliche Liebe empfunden, und weil er die erstere Zeit noch alle Stärke besessen, zu verschweigen und zu unterdrücken, wäre

es auch sehr schwer gewesen, auf eine Spur zu gerathen. Aber das widerlegen Andere; denn man wisse ja wohl, sagen diese, daß am Kirchweihfeste des vorigen Jahres ein Strauß auf seinem Hute zu sehen war, der bekanntlich von einer Andern gegeben wurde. Und gerade das, meinen die Ersteren wieder, zeuge dafür, weil es ja denkbar sei, daß er des Verbergens seiner Leidenschaft halber den Strauß von einer Andern nahm; daß aber schon am zweiten Kirchweihtage der Strauß verschwunden und das Mädchen ohne viele Aufmerksamkeit behandelt worden wäre. — Manchen überrascht die Erinnerung, den Burschen oft gehört zu haben, wie er von Wanderungen in die Fremde sprach und wie seine Ungeduld und Sehnsucht darnach immer lebendiger wurde, je sichtbarer seine Schwermuth zu werden begann. Darin stimmen alle überein, daß der Bursch den letzten Sommer hindurch jeden Gesang aufgegeben habe, da man doch sonst ihn den singenden Tag- und Nachtvogel nannte. Er besaß die wohlklingendste Tenorstimme, und leitete stets den Gesang nächtlich wandernder Burschen. Auch ist Niemandem entgangen, daß der unglückliche Bursch seit langer Zeit keine Tanzstube mehr betrat, und wenn es geschah, nur auf Augenblicke — und wie man nun erst entdeckt — wenn die Blonde nicht zugegen war. Nach und nach fand man ihn immer seltener in Gesellschaft seiner besten Kameraden. Einige derselben erinnern sich, daß er sich immer unruhig zeigte, wenn man unter einander von den Dorfmädchen sprach, und daß er einige Male sich plötzlich entfernt habe, wenn man von dem Mädchen Margerl zu reden anfing. Bei Kirchengängen war er entweder der erste oder letzte, um aller Berührung mit Bekannten auszuweichen. Sonntags nach Mittag ging er um die Felder, oder im nahen einsamen Gehölze herum.

Häufig fand ihn der Jäger auf einer Anhöhe unter einem Baum schlafen. Der Schatten war längst weiter gerückt und die Sonne brannte auf des Schlafenden unbedecktes Angesicht, als ihn vor nicht gar ferner Zeit der Förster wieder da schlafend fand. Er breitete ihm ein Schnupftuch über das Gesicht und ging weiter. Am anderen Tage erschien der Bursch vor dem Jäger mit dem Schnupftuche, das ihm bekannt war, und stellte dieses mit Verlegenheit zurück, wehmüthig dankend für die Güte, ihn nicht im Schlaf gestört zu haben. Nicht selten suchte er in solchen freien Stunden die Hirtenbuben auf, welche die Dorfherden weiden ließen. Ihre Spiele, Balgereien und ihre kernige Heiterkeit zerstreuten ihn am meisten. — Die Schwermuth unglücklicher Liebe ist ein furchtbares, schleichendes Uebel. Nachdem einmal die erste Kraft des Widerstandes ermüdet ist, schreiten die Seelenzerrüttungen rascher und sichtbarer vor. Seit wenigen Wochen bewies sich das auffallend an diesem Burschen. An jedem folgenden Tag war sein Leiden unbedingt schlimmer. Es ergingen zuletzt besorgte Fragen an ihn, denen er ausweichend antwortete. Die geängstigten Eltern wollten Aerzte zu Rathe ziehen, allein dagegen sträubte er sich mit Eifer. Und da man endlich das Uebel nicht finden und nicht heilen konnte, sah man betrübt den Wirkungen zu, und überließ es Gott und der Zeit, die vielleicht noch helfen würden. Besonders mannigfaches Wunderbare will man die letzten Tage und Nächte vor dem Kirchweihfeste gesehen haben. Ein Knecht, der im Vaterhause des unglücklichen Burschen dient, erzählt, wie er Freitag Nachts spät nach Hause gekommen sei, und durch ein Geräusch im nahen Obstgarten aufmerksam gemacht, sich dahin begeben, um nachzusehen, wer das sei? was es gebe? ob nicht verdächtiges Gesindel oder Pascher ihr Wesen

da treiben? Zu seiner Verwunderung aber habe er den Sohn des Hauses erblickt, wie er halb angekleidet mit bloßem Kopfe zwischen den Bäumen schnell hin- und herging, halb Gebet halb Klagen jammernd, und wie er endlich zusammenstürzend ausgerufen habe: „I kô nimmâ lôm!“ Nach einiger Zeit, als sich der Knecht nähern und helfen wollte, sei der unglückliche Bursch aufgesprungen und davon gestürzt. — —

Jetzt langt man mit der Leiche des unglücklichen Burschen vor seinem Vaterhause an. Man will die Mutter nicht wecken, um sich die Hausthüre öffnen zu lassen; denn außer ihr und zwei Kindern ist Niemand zu Hause. Allein ihre Unruhe über die gefahrdrohenden Unfälle im Wirthshause und eine Beengniß, die sie nicht erklären konnte, halten sie wach. Sie ist eben aufgestanden und sieht und horcht zum Fenster hinaus. Das sonderbare Gemurmel vor der Hausthüre macht sie aufmerksam. Sie fürchtet sich. Was wollen so viele Menschen vor der Hausthüre? Wer sind sie? Etwa Diebe, welche die Abwesenheit der Männer benützend in das Haus dringen wollen, um zu plündern, und den hilflosen Frauen Leides zu thun? Was soll sie thun? wie ihre Kinder schützen? In verzweifelter Angst läuft sie in die Schlafkammer, und horcht mit klopfendem Herzen heraus. Jetzt hört sie den Versuch machen, ein Fenster zu öffnen. Eine Messerklinge schiebt die kleinen Flügelklammern seitwärts, — das Fenster ist offen und wird von einer Männergestalt benützt zum Einsteigen ins Zimmer. Vor den Fenstern mehrt sich das Gemurmel und wird etwas lebhafter. Der Mann, welcher durch das Fenster gestiegen, verläßt die Stube, um die Hausthüre zu öffnen. Man dringt herein.

Blaß, entsetzt, athmet die Mutter kaum. Jetzt, da eine Schar Männer in die Stube tritt, bemerkt sie, so viel die Dunkelheit sie sehen läßt, daß man etwas wie einen menschlichen Körper trage und es auf die Wandbank neben den großen Tisch hinlege. Gleich darauf treten noch einige Männer herein, die Einen in ihrer Mitte führen, der taumelt und heftig zu weinen scheint. Mehre zischeln leise, daß man stille sein soll. Der Geführte aber scheint nicht folgen zu wollen, oder nicht zu hören, was man ihn bittet. „Mâ Su! Mâ Su! Mâ Su!*)" preßt sich schmerzlich aus seiner Brust. Den Ton kennt die horchende Mutter — er verräth die Stimme ihres Mannes — „Jesus Maria!" schreit sie und stürzt heraus — und unter die Männer — und an des Gatten Brust: betastend Haupt und Gesicht, ob er blute oder verwundet sei — und zur Wandbank, wo man hingelegt — das — ja das — diesen Körper! — Sie springt auf und schreit und will Licht haben! Man redet ihr zu, „es sei ein Fremder, der da todt liege;" — sie will Licht! — „es sei sonst kein Unglück geschehen" — sie will Licht! — „sie möchte nur ruhig sein und schlafen gehen" — sie will sehen, wo ihr Sohn wäre, und Licht! — Man gibt ihr durch Zögern Wahrscheinlichkeit; man will sie vorbereiten — in der Kammer weinen die Kinder, denn sie wissen nicht, was der jammernden Mutter fehle. — Es wird mit Zagen und öfterem absichtlichen Verlöschen endlich Licht gemacht. — Mehre wollen nicht dabei sein und gehen hinaus und eilen fort — und können doch den Entsetzensschrei der Mutter nicht aus dem Ohre bringen, der ihnen nachdringt. — —

---

*) Mein Sohn!

Das blonde Mädchen ist nicht lange noch zu Hause. Ihr Geliebter, der Freund des Verstorbenen, sitzt bei ihr. Beide sind von Eltern und Geschwistern des Mädchens umgeben. Betrübniß erfüllt Alle. Die Blonde weint heftig. In ihr geht jenes wunderbare Gefühl auf, zu erfahren, wie unbewußt eine Menschenseele seit so langer Zeit ihre stille Begleiterin gewesen, ihretwegen Tage und Nächte gelitten habe, und endlich ein Opfer unerträglicher Qualen, Körper und Erde verlassen mußte. Welch unsägliches Interesse spannt ihr Herz für den Todten! Mitleid, Kummer, Erbarmen, Verehrung, Trauer, Beengniß drängt ihre Seele. Das ganze Betragen des Burschen seit einem Jahre liegt erklärt vor ihrer Erinnerung. Das Alles ihretwegen! — Man versucht gar nicht mehr zu schlafen und erwartet den Morgen. —

Als zum Morgengebet geläutet wird, verkündet die Glocke auch das Absterben des Burschen. — Im ganzen Dorfe betet man für die abgeschiedene Seele. — Alle Kameraden weinen um den lieben Kameraden. — Keine Zunge redet ihm Schlimmes nach. — Wer je ein ähnliches Unglück einer verheimlichten unglücklichen Liebe erfahren, der weiß wohl das Elend nachzufühlen, welches dieser Jüngling muß ausgestanden haben. — Darüber ist nicht zu reden. — Man sagt wohl leicht: ein Glück sei's, daß er gestorben; allein wann ist ihm dieses Glück zu Theil geworden? „Ruhe deiner Seele! Wenn du aber deine Liebe mitgenommen hast, und mit ihr dein Elend, — wo wäre eine Seligkeit, die dir ein solches Leiden versüßen könnte?"

Der Todte liegt bereits im Todtenhemd auf dem Bette. Beim Kopf steht eine brennende Lampe und ein Glas mit Weihwasser. Die Nachbarn und Dorfbewohner kommen nach

und nach, treten stillweinend herein, schreiten langsam zur Leiche und knien nieder. Dann beten sie ein Vaterunser, tauchen eine kleine, aus 6 Kornähren zusammengebundene Garbe in das Weihwasser, besprengen und schlagen dann das Leichentuch über Kopf und Brust des Todten hinab, um den Todten wehmüthig zu betrachten. —

Lautweinend und verstört kommt auch das so unglücklich geliebte Mädchen. Es stürzt über die Leiche, und will lange nicht aufstehen und sie verlassen. Ihr Geliebter, des Todten liebster Freund, der mit dem Mädchen kam, bleibt bei der Thüre stehen, und weint bitterlich; dann geht er auch zur Leiche, schlägt das Tuch zurück, und kann vor Kummer nicht reden und beten. Um die der Todte so viel gelitten, die leiden nun wieder so viel um ihn. Das ist wohl ein Trost für ihn, wenn er es sieht von dort herüber. —

Heute wäre der zweite Festtag der Kirchweihe. Sonst ziehen die Burschen mit Musik in die Kirche, nach der Kirche wieder mit Musik nach Hause. Auf einer Wiese auf dem Heimwege ist man gewohnt, einige Ländler zu tanzen. Nachmittags wird von Haus zu Haus mit Musik gezogen, überall ein wenig getanzt, und jede Hausfrau ist Ehren halber verpflichtet, mit „Flöck'n" und Bier aufzuwarten, oder erstere in das Wirthshaus zu geben. — Aber all diese Volksceremonien, so wie die Musik sind abgesagt im Geburtsdorfe des Todten. Es geschieht auf allgemeines Uebereinstimmen.

Weil der unglückliche Bursch Sonntags vor Mitternacht starb, so wird er Dienstag begraben. Die Trauer um ihn erneuert und verbreitet sich da in der ganzen Gegend. —

Vor sieben Jahren hat sich diese Geschichte ereignet. Seitdem hat das blonde Mädchen ihren verlobten Burschen geheirathet und auf das Grab des Unglücklichen einen Leichenstein setzen lassen. Die jungen Eheleute haben gelobt, das Grab wenigstens einmal in jeder Woche zu besuchen, und wenn sie sterben, sich rechts und links an demselben begraben zu lassen.

Sagen wir: Falstaff II.

Ein Charakterbild nach dem Leben.

Motto: A sō hŏd ă r ōsgschōd, ghrôdt und tô; —
Wenst'n ă nôd gsegn höst, du glōbst ma's schō.

Ich schildere einen Mann von mehr als mittlerer Größe, mit bedeutender Wölbung des Bauches, etwas krummsäbelartigen Füßen; über breiten Schultern und auf kurzem Halse lehnt ein langer aufgedunsener Kopf, ziemlich hängend, um den Wetterzug so manchen Kopfgewitters zu weisen; denn des Mannes kleine Schweinsaugen ahmen unablässig das Wasserziehen der Sonne nach (nur in der Flüssigkeit sorgfältig sondirend, da im Gehirn Bier- oder Weinwolken gewittern), und wenn von da ein Blitz in seine Nase fährt, soll der Mann immer auf die linke Seite fallen. Die Zahl der dahin abgeleiteten Blitze schätzt man so hoch, als die Zahl Rothsternlein auf der Nase selbst, die unendlich ist, und die wegen Mangel an Raum die Ober- und Unterlippe zu einer Vorrathskammer solcher Tipfeln gemacht hat, um, wenn etwa die Nase einmal vor Gram oder Liebe erbliche, von da eine Fuhr Rothsternlein zugeschickt zu bekommen; das ganze Gesicht fällt von einem Angstschrei in

den andern, denn es kommt nie aus der blassen Farbe des Schreckens heraus, um sich wie das Morgenroth des jungen Tages umzusehen, wohin es die Rosen seiner Freude streuen soll. In der linken Wange muß unser Original von jeher mehr Gram gelitten haben, weil wir sie eingefallener kopiren als die rechte; und weil der Kopf links hängt und die Nase lebhafte Sehnsucht hat im Thale der Wange zu schlummern, so hängt auch sie ihrer Sehnsucht nach und biegt links ein. Der Mund aber folgt derselben Richtung und scheint den Gram, der sich in der Wangengrube lagert, beißen zu wollen. Dieser Mann ist kein Mann, weil er kein Weib hat, und gehabt hat, und ihm gänzlich der Bart ausblieb. — Sein Herz schildere ich mild, weich und melancholisch in der Liebe; sehr zerfallen, mißmuthig, raisonnirend bei Unfall in nichtssagenden Dingen. Wortreich ist sein Muth am Tage, oder wo man ihn zu keiner Probe veranlassen kann, oder wenn kein gefährlicher Gegner da ist, oder wenn es kein Gewitter hat. Er versteht die Violine zu spielen, der er oft schmelzende Töne entlockt, um die Regungen seines liebentbrannten Herzens auszudrücken. Seine Bildung hat einige Stufen erklettert. Während seiner Studien erbte er plötzlich viel, und vermachte sofort seine fernere Studienlaufbahn jedem Anderen, der kein Geld hat, um bald zu Gelde zu kommen. Ohne Eltern und Geschwister, privatisirte noch dieser Held an der südwestlichen Grenze von Deutschböhmen. Seine Wirthschaft hatte lange Zeit schwankende Pfeiler, verfestigte sich aber endlich so, daß er selbst sich als Regel der Unordnung innerhalb gewisser Lebensgrenzen nun bewegt. Er kocht; er beschmutzt und reinigt; er ist seiner Liebe begeisterter Bote; er ist sein Prediger, seine Kirche; er ist seine Lektüre, sein Schauspielhaus; die Umgegend ist seine Bühne, und auf

dieser Bühne hat er nicht selten einen Rausch. Es gibt nicht Ein Mädchen, das er nicht zugleich liebt, wenn er es sieht; und kann er seiner Liebe Flamme nicht zeigen, so ist doch der Rauch zu riechen. —

Vor fünf Jahren, im August, traf ich eine Gesellschaft mehrer Damen und Herren im Grenzwirthshause, dessen einen Theil unser geschilderte Held bewohnte. Man machte sich um einen Tisch auf dem Rasenplatze vor dem Wirthshause bequem, da die abendliche Sonne eben die Schatten des Hauses darüber warf. Die Bekanntschaft eines jungen Doktors unter der Gesellschaft empfahl mich, und veranlaßte, mich ungezwungen anzuschließen. Nach einiger Zeit fiel mir das unaufhörliche Kichern der jungen Damen auf, das Schmunzeln der alten, und witzelnde Bemerkungen der Herren. Beinahe war ich verlegen, noch länger die ernste, einzige Ausnahme spielen zu müssen. Die lustige Aufregung mehrte sich, und indem ich die Richtung aller Augen verfolgte, bemerkte ich auf dem beinahe flachen Dache des Wirthshauses, in der Nähe des Schornsteines einen Männerkopf, der sich leicht bewegte, und eine gewisse Richtung zu suchen schien. Vor dem Kopfe zeigte sich etwas, wie ein Fernrohr.

„Wenn ich nicht irre,“ sagte ich, „so ist dort ein Fernrohr auf uns gerichtet. Wer ist der Mann?“

Bei dieser Frage brach ein allgemeines Gelächter los, weil sie der ergetzliche Umstand begleitete, daß dem Astronomen das Fernrohr entfiel und die gegen uns gekehrte Dachfläche langsam und polternd herabkollerte, während der Mann schnell nachgreifend, bis zur Hälfte des Körpers sichtbar wurde, und platt auf den Bauch niederplumpte, worauf er verschwand. Das Fernrohr war indessen in die Dachrinne gerollt. Thränen in den Augen vor lustiger Erschütterung, brachte man mir ungefähr obige

Schilderung von dem Astronomen zu Ohren, mit der Endbemerkung, daß Falstaff (wie wir ihn heißen wollen) auf dem Dache seine Lugwarte aufschlage, um die Gesellschaften auf der Wiese zu beobachten, und einen lieben Gegenstand seiner Liebe herauszusuchen. Jetzt trat der Wirth, der an dem Mann des Daches einen Magnet für Gäste besaß, lachend herzu und sagte: „Da rutscht Herr Falstaff auf dem Bauche die andere Fläche des Daches hinunter, und glaubt, es hab' ihn Niemand gesehen. Die Herrschaften werden bemerken, daß er gleich hier sein wird."

Eine Magd schleppte jetzt einen Tisch auf den Wiesenplan und stellte ihn, wie uns der Wirth erklärte, so auf, daß Falstaff der schönsten Dame in's Gesicht sehen konnte, wenn er an demselben Platz nehmen würde. „Aber eine Hauptsache sei es für Falstaff keinen Stuhl an den Tisch zu stellen," bemerkte der Wirth.

„Weßhalb das?" fragte ich.

„Still!" lächelte ein alter Herr zu mir herüber, „still, wir werden Kunstgriffe zu bewundern haben."

In diesem Augenblicke schritt der Astronom, eine Hand über den Rücken schlagend, mit der andern die Halsbinde etwas verlegen betastend, hinter der Scheuer hervor, und blickte wie in Gedanken vor sich hin, ohne uns zu bemerken zu scheinen.

„Markär! Markär! Markär!" rief er dann plötzlich, „bin über Felde gewesen, glühe ganz und habe Durst!"

Hier wendete sich der Redende gegen unsern Tisch mit leichter Verbeugung, und im Auge ein zärtlich verliebtes Flimmern.

„Ein ganz ergebener Diener, hohe Damen und Herren!" sprach er, indem er das lieblichste Fräulein fixirte.

Wir dankten Alle freundlich.

„Sie wagen sich so barhaupt über Feld?“ fragte der Verwalter und Vater dieses hübschen Mädchens.

„Wie so? Wie so?“ meinte Falstaff und griff nach dem bloßen Kopfe. „Ha! ha! gut bemerkt! Ich habe — Sie zwingen mich die Wahrheit mit vieler Verlegenheit zu gestehen. Am Waidenbach dort schenkt' ich meinen Hut einem Wanderer, der so arm und nackt war, daß meine Damen bei seinem Anblick in hoher Schamröthe würden confus geworden sein. Meine Verlegenheit war groß, und ich brach einen Weidenzweig ab, wehte damit Kühlung meiner Stirne zu und hieb mir die Blätter in die Augen, daß sie nicht sündigten — und sagte: Lazarus! auf, und mache dich her, nimm mir den Hut vom Kopf rückwärts ab, damit ich nicht sehe, — und er hielt den Hut dort vor, wo er bloß war. Und er war bloß.“

Jetzt sprangen die Damen mit einem Schrei vom Tische weg und ergriffen vor dem Erzähler die Flucht. Dieses Aufflattern der schüchternen Tauben bemerkte Falstaff mit Lächeln und einem lüsternen Katzenblick.

„Was ist geschehen?“ fragte er im arglosen Erstaunen. „Will Niemand die geängstigten Wesen befragen und beschwichtigen? muß ich der Einzige sein, der sich um ihre Angst bekümmert? Wohlan! Herr Verwalter, Sie lassen Ihr Töchterlein fortlaufen — ich will Ihnen Art und Manier zeigen.“ Dabei ging er auf die Damen los, die athemlos vor Gelächter auf dem Wiesenplan zerstoben, und richtete folgende Worte an das schöne schüchterne Fräulein, das nicht wußte, sollte es entlaufen, oder sehr verlegen stehen bleiben: „Rosa genarum — du selbst! Lassen Sie in diesem Zauberringe (er meinte seinen Arm) Ihr milchweißes Händchen gefangennehmen, um Sie wohlbehalten an den Tisch zurückzuführen.“

Er machte eine Verbeugung mit möglichster Zierlichkeit, bog den rechten Arm mit Aufwand vieler pedantischer Grazie aus, wie man ihn den Damen zärtlich anzubieten pflegt, kokettirte süßlächelnd mit glänzenden Augen, und blieb in dieser Positur mit steif geregeltausgebogenen Waden stehen, um den Entschluß des Fräuleins abzuwarten. Um einem solchen Anerbieten auszuweichen, waren die übrigen Damen bereits alle wieder zurück an den Tisch geflüchtet. — Falstaff und das Fräulein standen allein und noch unbeweglich da, zum nicht geringen Ergetzen der Gesellschaft. Dann fuhr der galante Falstaff fort: „Tausendmal Vergebung! — O Taube! Lilje! Biene! duftige Rose! Hat meine Erzählung Sie so heftig berührt? War mein Wort Pfeffer für Ihr Herz? O Sie können meine Verlegenheit nicht erfassen, als ich den über einen nahen Hügel schreitenden Bettler wieder gewahrte im Spiegel des Baches. Wie? Sie entlaufen? Ich verzweifle! Meine Knie schlottern! Mein Seelenaufruhr ist nicht mehr zu bemeistern!"

Das Fräulein war an den Tisch geeilt, und schmiegte sich lachend an des Vaters Brust, während die Gesellschaft den hinwegstürmenden Falstaff zurückzurufen vergebens sich bemühte. Er floh in das Haus, riß die Violine von der Wand und wir hörten ihn mit gewandtem Vortrage eine gefühlvolle Melodie spielen.

Nach einiger Zeit, als man bereits Bier auf den für ihn bestimmten Tisch gestellt hatte, kam er sehr aufgeregt zurück. Der Verwalter gab seiner Tochter einen Wink, Falstaff's Violinspiel zu loben. Sie machte ihm ein Kompliment. Das stimmte ihn schwermüthig. Er stützte sich mit einer Hand auf den Tisch, und sah starr und mit feuchtem Auge das Fräulein an. „Wirklich?" sagte er ohne Stellung und Miene zu än=

dern, „Fräulein hätten gehört? mitgefühlt? Fräulein wären gerührt und entflammt? Wovon ergriffen? Verstehen Sie die Sprache der Saiten? Wissen Sie etwas von den Saiten des Herzens, und daß Liebe, Sehnsucht, Freude, Trauer und Verzweiflung Sie rührt? Mein Herz klingt immer auf der Violine wieder, — wovon haben Ihre Saiten geklungen?“

„Von schmelzender Sehnsucht der Liebe!“ sagte das Fräulein und warf ihr Gesicht kichernd an des Vaters Brust.

Falstaff'n liefen zwei ungeheure Thränen über die Wangen, er griff nach dem Glase und trank in einem langen vollen Zuge. „Kein Stuhl da?“ rief er dann. „Himmel und Erde, kein Stuhl da? Wirth, Ihr seid ein kopfloser Mann, ein herzloser Wicht! Ist's nicht genug, daß ich einsam an einem Tisch sitzen muß — soll ich mich auch noch auf das Gras setzen? Kein Stuhl? Vernachlässigung habe ich von jeher nicht ertragen, und Ihr übergeht mich so, Herr Wirth? Wenn ich Euch nun herunter machte, wie in Wien ein Schubkarrenschieber einen Herrn, weil er ihm zwischen die Füße geschoben ist? Gesetzt, ich wäre der Schubkarrenschieber! Prügeln möcht' ich Euch, wär's nicht gemein; in Ketten legen, wär's nicht der Obrigkeit Sache. Verstanden Er, der Derjenige ist, welcher mich reizt: Wirth, Diener, Knecht?“ —

„Verzeihen —“ sagte der Wirth, indem er ihm einen leeren Stuhl von unserm Tisch bringen wollte.

„He! was ist Er gesonnen? Laß Er den Stuhl dort! Es möchte ein Gast kommen, der, weil er der Gesellschaft angenehmer ist, als ich, eingeladen werden dürfte, an dem Tische Platz zu nehmen. Kapirt? Wo schöpft Er so viel Wasser in sein Gehirn? Etwa aus seinem Bier?“ Hier schmunzelte Fal-

staff, denn es schien ihm, als hätte er in den letzten Worten einen Witzfunken entdeckt.

Mehre Herren standen auf und boten ihm ihren Stuhl an: „Es wird uns angenehm sein, wenn Sie sich eines unserer Sitze bedienen wollen."

„Die Aufforderung ist nicht allgemein, und meine Schonung ist zu zart, als daß ich eine halbe Verstimmung veranlassen möchte." Sein Blick war auf meinen bekannten Doktor gerichtet, der dem schönen Fräulein gegenüber saß und in ihren Anblick sehr vertieft schien. Bei Falstaff's Worten stand er auf, um der Unterhaltung keinen Eintrag zu thun, und mußte im nächsten Augenblicke sehen, daß Falstaff geradezu seinen Stuhl wählte. So saß er denn in unserer Mitte. In demselben Augenblicke lief aber ein Knabe über das Dach des Wirthshauses und nahm aus der Dachrinne das Fernrohr.

„Seht einmal den Knaben!" sagte eine Dame. „Ist's nicht, als habe er ein Fernrohr in der Hand?"

„Erlauben Sie, daß ich entgegne: Es ist ein Stück Stab!" eiferte schnell Falstaff. „Im Spiele that der Knabe einen unglücklichen Wurf — daher — — Es besitzt hier außer mir Niemand ein Perspectiv. Meines ist von P l ö ß l und hat durch zwei Reparaturen in Straubing bedeutend gewonnen. Wollen Sie nur glauben, daß es ein Stück Stab ist, das der Knabe hinaufwarf und nun herabholt."

Der Knabe stellte sich aber auf dem Dache in Positur, durch das Fernrohr auf uns herabzusehen, weil ihn die Neugierde trieb, dieses Wunderinstrument kennen zu lernen.

„Es ist denn doch ein Fernrohr!" riefen Mehre.

Falstaff stemmte unwillig den Fuß gegen den Tisch, und

indem er hastig trinkend sich zurückbog, fiel er sammt dem Stuhle auf die Wiese nieder.

Wir sprangen hin, ihm aufzuhelfen, allein er half sich selbst schnell wieder auf die Füße, entschuldigte bei den Damen das ungraziöse Aufschwingen der Beine während des unästhetischen Falls, und begann gegen die verdorbene Jugend zu eifern, die durch Nachahmungssucht viel Affenheit anziehe. Vom Dache herunter lachte aber der Knabe so herzlich und laut über Falstaff's Fall, daß wir uns nicht enthalten konnten, einzustimmen.

„Vor kurzem," eiferte Falstaff fort, „sah ich in München einen Knaben von zehn Jahren, der im Theater durch einen Doppel-Tubus die erste Liebhaberin beschaute, da sie eben klagte, es verzehre ihr Herz die Flamme der Liebe. Was wollte dieser Windelheld, der ala mit Flegel und tuba mit Turban übersetzt? Laufen nicht solche Ameisen durch die Straßen mit Gläsern vor den Augen, um recht zeitlich anzufangen, die Welt weltlich zu beschauen? Huldigt der Mode! Seid Affen! — Wirth! jagt den unmoralischen Knaben vom Dache, der durch ein Stück Holunderstab die Gäste genirt."

„Weh meiner Tochter!" rief der Verwalter jetzt. „Scheint sie nicht Bezauberung zu saugen aus Euerm Gesichte? Bringt sie die Augen los von Euerm Gesichte? Wehet nicht heftige Glut über ihre Wangen?"

Falstaff lächelte, ergriff den Becher und sah mit starren, flimmernden Blicken das rekommandirte Fräulein an.

„Fräulein! Fräulein!" sagte er, „halten Sie Wache über Ihre Augen. Gehen Sie in dieser Altersperiode nicht ohne Schleier, denn wenn dieser Vorhang aufgezogen wird, so beginnt das Liebestheater der Augen, und verrathen sind die Per-

sonen. Sie haben mich zu offen angeblickt, und da ist's heraus und entdeckt. Wir können die Sache nicht mehr geheim halten. Sei es offenbar! Wisse man darum! Ist doch die Schamröthe eine liebliche Röthe! Sind wir nicht heirathsbar? Bis' die Welt sich zunäselt und zuraunt, sind wir gesegnet! Der Verrath Ihrer Augen beschleunigt so nur unser Glück. Sie sehen, Herr Verwalter, daß Sie umsonst eine Grausamkeit gegen unsere Liebe entwickeln werden. Wenn das Wasser siedet, so hebe man den Deckel ab, sonst geht es über. Heirathen muß Ihr Kind. Ihr besitzt die Einsicht und das Kind, also bin ich der Mann, der es schätzt und nimmt, und Geld hat, es zu nehmen."

Er glühte und trank und trank wieder.

„Elende Kreatur: Mensch!" fuhr er fort. „Stroh bist du, voll Geräusch und Dürre, so lange dich nicht die Flamme der Liebe entzündet, dann aber gibst du eine prachtvolle Flamme! Zünde! Lod're! Der Liebentflammte ist die Zierde der Welt. Er wird Fackel aus Pech; der duftet als Blume auf der Erdscholle Leben; der klingt als Goldmünze unter Kupfermünzen; der lächelt als Prachtregenbogen über schlüpfriger Erde. Hui! blas' ich in diese Staubwolke Menschheit, d'rin mir nur zwei springende Funken gefallen — das bin ich und hier meine Braut. (Er trinkt.) Wer sich widersetzt, dem weis' ich die Thüre — hinaus! — Warum so viele Bräutigame zaghaft werden, eh' sie eine Schürze mausen? (Trinkt.) Augen zu und — Sturm!"

Der Knabe legte jetzt das Fernrohr vor Falstaff hin und sagte im dortigen Dialekt: „Dö is engâ Schmearpegls."

„Sturm!" fuhr Falstaff fort. „Ist ohnehin ein Holunderstab und ein Stück Stock, wie Herr Verwalter meinten, und

indem ich heirathen will, geh' ich auf jene zwei Bengel los, die dort über die Wiese schreiten, und will sie lehren links umzukehren, wenn sie rechts schwenken!"

Die ganze Gesellschaft hing schlaff vor Lachen an den Stuhllehnen herum; Falstaff aber ging auf zwei Wirthsknechte los, die eben vom Felde heimkehrten und zu Fleiß langsam über die Wiese herschritten, als sie den Feind auf sich zukommen sahen.

„Wenn Ihr Männer seid, so bleibt stehen und widersachet mir!" schrie sie Falstaff an. „Woher des Weges? Weshalb Uebermaß im Trunk? Dein Strumpf hat ein Loch und dein Hut zwei — und was dazwischen liegt von oben bis unten, das will ich prügeln!"

Die Knechte beschleunigten scheinbar ängstlich ihre Schritte und Falstaff verfolgte sie eifriger und heftiger.

„Kann Euch ein Frauenherz lieben? Nimmt Eure Louise Gift? Setzt Eure Kleopatra eine Natter an die Brust? Um Euch? Murr't Ihr? Heran: Fugati! Miserabiles! Inculti! Rudes!" —

Die Knechte flohen schnell. Falstaff's Freude war groß. „Hofft Ihr so? Schneider! Wichte! Schu—"

Plötzlich drehten sich die Knechte um und sahen ihn drohend an. — Er schwieg, stand, drehte sich um und kam raisonnirend zur Gesellschaft zurück.

„Wär' mir nicht um ihre Kinder, um ihr Weib, um ihre künftig möglichen Kinder zu thun, und auch um ihr zweites, drittes mögliche Weib — dann bei der Ambrasersammlung in München! —" Er wollte sich niederlassen auf seinen Stuhl — und sah die beiden Knechte, die man heimlich herbeiwinkte, auf sich losgehen.

„Bring mir Hut und Stock nach, Knabe, ich will sie verfolgen im Sturm der Rache! Hinweg! Mein Herz ist vielfach zu kühlen!“ Somit beeilte er sich ohne Abschied von der Gesellschaft und Braut landeinwärts nach Böhmen, um den Knechten zu entgehen.

Doktor * forderte mich auf, ihm zu folgen, indem er behauptete, Falstaff werde sich zuverlässig in das nächste böhmische Dorfwirthshaus begeben, wo er sich lange her um die hübsche Tochter bewarb.

Falstaff's Aufregung war von der Art, daß man noch ergetzliche Scenen erwarten konnte.

Es dunkelte, und wir beide verließen die Gesellschaft. Vor uns auf der Landstraße lief der Knabe mit Falstaff's Hut und Stock und schrie aus vollem Halse, daß er warten solle. Umsonst! Der Flüchtling, ein in der Ferne eilender schwarzer Punkt auf der weißschimmernden Straße, hielt nicht an, und wurde erst spät vom kleinen Verfolger eingeholt. — Wir aber trafen lange nach ihm in der Dorfschänke ein, und fanden hier eine bereits eingeleitete Scene in voller Entfaltung.

Zu ihrem Verständniß nur Folgendes: Den Tag zuvor war in einem nahen baierischen Flecken ein Kirchenfest und zugleich Jahrmarkt daselbst. Stets ist da ein großes Zusammenströmen der Deutschböhmen und Baiern an diesem Tage. Falstaff, um zu erfahren, ob auch Reserl, die Wirthstochter und seine Geliebte, das Kirchenfest besucht habe, kam gegen Mittag in das Wirthshaus und sah Reserl durch den Garten vor ihm die Flucht ergreifen. Das wurmte ihn. Doch legte er es mehr für Scherz aus und fragte die Wirthin, ob

Neserl auch nach Neukirchen (dort war das Kirchenfest) gegangen sei?

„Mäigôtl! frälô (freilich)! Kan't dôs jungô Burschat dahôlmat blä'm, wenn's wôs âsôtzt?“*)

Bei dieser offenbaren Lüge drehte sich Falstaff höchst ergrimmt um, tobte und fluchte und gelobte schwörend, nie wieder dieses Haus des Pöbels, der Lüge, der heimlichen Verschwörung zu betreten, das in Verbindung stehe mit Räubern und Mördern.

Heute kam also dieses Zerwürfniß in Gährung. Als ich mit dem Doktor eintrat, saß Falstaff an einer Tischecke, finster, schweigend und trinkend, während Neserl ihn schelmisch um den Grund seiner gestrigen Entrüstung fragte, von der man ihr, als sie vom Kirchenfeste heimgekehrt war, mit vieler Besorgniß erzählt habe.

„Weiche Sie von mir, schuldige Einzige! Beweinenswerth, wenn auch tüchtig und schön! ich habe Sie aufgegeben. Meine Lust ist fortan, Sie zu quälen mit Kälte, Verachtung und Fluch!“

„Da Heăr is grimmô; mô (warum) ôwâ gôa ra sô, hâz?“ lächelte das Mädchen.

„Garten! Davonlaufen! Kirchenfest! Sündige Eine, du wirst nicht roth? Mache sich die Falsche weg von mir!“

„Wenn i will! Eiz krôd (gerade) nôd! Mô schuißt's a sô ăf und trummelt's eng an Zôan ô!“ trotzte das Mädchen.

Die Unterredung wurde nicht gestört, indem ich mich mit dem Doktor an denselben Tisch setzte. Falstaff fuhr eben wie-

---

*) Könnte denn das junge Geschlecht zu Hause bleiben, wenn's etwas absetzt?

der die Wirthstochter an: „Kennt Sie Art? Bleibt doch der Stern, was er war, wenn er sich schneuzt, und ich, was ich bin, wenn ich dich, schöne Schnuppe, von mir schleud're."

„Diese barsche Bewegung," fiel der Doktor ein, „scheint mich zu berechtigen, das Mädchen in Schutz zu nehmen; denn es kann wahrlich nicht so viel Strafbares begangen worden sein von diesem lieblichen Kinde, um es mit so harter Strafe zu strafen." Er zog das Mädchen an sich, ließ es seine Gesundheit trinken, und tändelte zärtlich mit ihr. — Falstaff hustete und rückte hin und her, plötzlich in voller Eifersucht lodernd. Er stierte dann einige Augenblicke vor sich auf den Tisch nieder, fuhr in die Tasche und zählte Geld, um seine Zeche zu machen.

„Solch ein Getränk mir zu geben, ohne Geschmack, Feuer und Frische!" raisonnirte er, um sich Luft zu machen. „Hätt' ich nicht Geld — ha! ha! ha! Ist das auch etwas, eine Frauenzimmerhand? (er schielt auf Reserl's Hand, mit der der Doktor spielt.) Wenn das Auge nicht — (das Mädchen sah den Doktor eben zärtlich an) — dieses blöde Fenster — he! Geh' Sie mir einschenken! Und wenn ich auch Ihr Kind wäre — so habe ich dennoch Durst!" —

„Dät (thät) eng guat möchâ, wenn i känt!" sagte schalkhaft die Wirthstochter und ging einzuschenken.

Wir befragten jetzt Falstaff über das Zerwürfniß und er erklärte sich bitter über die Beleidigung, ihm die Geliebte verläugnet zu haben, und über die Verstellung des Mädchens.

Die Wirthstochter kam zurück.

„Lassen Sie uns die Schlange prüfen!" sagte er zu uns. Der Doktor nahm Reserl wieder am Arm und nach kurzem Zärtlichthun begann Falstaff dem Doktor lateinisch zu-

zurufen: „Interroga istam personam, ubinam fuerit heri circa horam decimam secundam?“ (Frage jene Person, wo sie gestern um die zwölfte Stunde gewesen sei?) Er trank, lehnte sich auf den Tisch und sah brummend zum Fenster hinaus.

„War nicht gestern zu Neukirchen Jahrmarkt?“ fragte der Doktor weiter. „Wie hat's Euch dort gefallen?“

„Guat — rächt guat!“ erwiederte Reserl.

„Guat!“ karrikirte Falstaff grimmig nach, blies einen langen schnarrenden Ton durch die Nase und sagte: „Porro detrahe isti pellem, et percontare: quotnam equis, quo curru, quocum auriga, an pedibus — verstanden? (Ferner zieh' ihr das Fell ab und frage: mit wie viel Pferden, mit welchem Wagen, mit welchem Fuhrmann oder zu Fuß —) Daher gefällt mir die Gegend um München so gut.“

„Wen i nô dôs Lôtâinasch fôstând!“ neckte die Wirthstochter.

„Ich will's Euch übersetzen,“ sagte der Doktor. „Es heißt: Ferner zieh' ihr das Fell ab und untersuche, warum Sie gestern statt des Knechtes die Pferde in die Schwemme geritten, die Wagenräder geschmiert, den Fuhrmann geküßt habe, und so spät vom Jahrmarkte zurückgekommen sei, und zwar zu Fuß?“

„Non est sensus!“ (So ist der Sinn nicht!) schrie Falstaff ärgerlich.

„Das heißt: deshalb gefällt ihm die Gegend um München so gut,“ sagte der Doktor.

„Dôs is ûwa ra Kummedô! Au!“ lachte Reserl und lief in die Küche.

Jetzt kam eine Magd in die Stube, welche Falstaff herbeirief und also anredete: „He, trete Sie her zu mir. Mag

Sie trinken? Aber ich halte Sie für verständig, aufrichtig, fromm, für ein Wesen, mit dem sich reden läßt, und das über Kabalen hinaus ist. Gestehe Sie stehend, spreche Sie mit der Zunge der Wahrheit, die Ihr eigen scheint: Wo war gestern um die Mittagszeit euere Wirthstochter?"

„Wô wiad's denn gwôst sâ?" sagte die Magd.

„Zu Neukirchen am Fest?" half Falstaff nach.

Nâ. Sie is gôa nôd furtkămâ 'n gônz'n Tŏ," antwortete die Magd, die von der ganzen Sache nichts wußte als die Wahrheit.

In der Küche horchten die Wirthin und Reserl, und kicherten heftig, als sie die Worte der Magd hörten.

„Sie kann gehen, Magd. Ihre Aussage ist wahr und ohne Falsch. Enteile Sie diesem Hause der Verderbniß. Hier wird Sie zu Trunk und Liebhaberei verleitet und dennoch geprellt. Will Sie saubere Strümpfe haben, so streife Sie durch keine Kothlache. Was meine ich? Die Wirthin, diese alte, reiche Witwe entgeht doch dem Fegefeuer nicht, wenn sie auch für die Hölle bestimmt ist. Verflucht sei dieses Haus mit Wänden, Ofen, Löffeln und lebendigen Ungethümen! Junge wie Alte: Ein Gezücht! Kehr' ich je wieder hier ein — und das wird bald geschehen, so häng' ich mich auf! Krieg und Pest über Euch!" —

Bei diesen Worten warf er Geld auf den Tisch und machte sich auf die Flucht! Ein lautes Gelächter schlugen die Weiber in der Küche an, als Falstaff fort war.

Wir zwei Trabanten folgten ihm schnell. Nutzlos blieb Alles, ihn zu besänftigen. Er ging auf Menschen und Menschheit los und verstieg sich in seinem Zorn bis an die arglosen Sterne.

„Betrug, Hinterlist, Verleumdung, Schmutzigkeit, Haß, Lüsternheit, Trunk, Neid, Völlerei und Liebe; was das für eine Bevölkerung fast aller menschlicher Herzen ist! Feigheit ist Tugend geworden! Solche Schelme soll man bei den Beinen fassen und zu allgemeiner Warnung in einen schlammigen Fluß tauchen!" —

Plötzlich fuhr er zusammen, und wollte nicht weiter gehen.

„Herren!" sagte er, „ich habe zahllose Feinde in dieser Gegend. Ich muß aufrichtig sein. Fliehen Sie mit mir, wenn Sie nicht meinen Untergang theilen wollen."

Er machte Anstalt, Reißaus zu nehmen. Wir hielten ihn zurück, und erklärten, es wäre nur Gesang nächtlich schwärmender Burschen, was ihm verdächtig scheine. Wir standen ruhig und hörten folgendes Lied jodeln:

> Bist denn du ă ra Buā?
> Hĕst denn du a ra Glück?
> Steit da kōā Deānăl ăf,
> Wenn's a mōl liegt?

„Das sind gefährliche Bursche! Weichen wir straßab!" sagte Falstaff kleinmüthig.

Wir hatten Mühe, ihn weiter zu bringen. Als wir dem Burschenschwarm näher kamen, wichen sie bescheiden auf die Seite und rückten grüßend die Mützen. Falstaff ging zwischen mir und dem Doktor, war mäuschenstill und zitterte heftig. Kaum waren wir aber einige hundert Schritte entfernt, als er sich plötzlich losriß und mit Wuth einen Angriff gegen die Burschen machen wollte. Aus seinem Stocke fuhr eine dreischneidige Waffe, die er kampflustig aufschwang und schrie: „Heran! Wie zahlreich ihr auch sein mögt, immer doch eine ärmliche

Schar für meine Faust! Wartet ihr, daß ich die Straße kommen werde? Warum habt ihr gebebt und gezittert, als ich vorüberging?"

In diesem Augenblicke wurde in der Ferne ein Rufen, Fluchen und Schnaufen von Laufenden hörbar. „Halt! Brennt los auf sie! Halt!" — Querfeldher gegen uns stürzte ein Rudel Pascher von Grenzjägern verfolgt. Falstaff entsprang wimmernd in ein nahes Gehölz. Die Jäger, in der Meinung einem Pascher nachzusetzen, verfolgten ihn. Wir wollten sehen, was sich aus dieser Scene ergebe, und hörten bald aus dem Gehölze ein klägliches Hilfegeschrei. Die Stimme war Falstaff's. Als wir näher und an die Stelle kamen, woher der Hilfeflehende sich hören ließ, sahen wir Falstaff in eine Fuchsfalle eingegangen und an einem Aste in die Luft gehalten. Es bestand nämlich die Falle aus einem herabgebogenen Baumaste, der durch eine Vorrichtung am Boden festgehalten wurde. Am Ende des Astes war ein Fangeisen angebracht. Trat nun Jemand an eine gewisse Stelle, so faßte ihn das Fangeisen um die Mitte, und der Ast schnellte in die Luft auf. Mit Mühe brachten wir Falstaff los. Er war in hohem Grimm über sein heutiges Geschick, und rief nur ein über das andere Mal: „O nur heute noch ein blutiges Duell!" —

Die Heimsuchung.

In einem Dorfe, dicht an der bairischen Grenze, fällt gegenwärtig ein niedliches Haus auf. Es dürfte einem gebildeten, wohlhabenden Privatmann gehören. Selbst in der Nähe einer bedeutenden Stadt, umgeben von geschmackvollen Villen,

müßte man es noch zierlich nennen. Die Wände in länglichem Viereck aufgeführt mit verhältnißmäßig vielen und großen Fenstern und freundlich weiß getüncht, tragen ein rothes Ziegeldach. Was den günstigen Eindruck noch erhöht, das sind die wohlgepflegten Blumen- und Gemüsebeete um das Haus, eingegittert mit gleichgeschnittenen Holzlanzen, und vorzüglich die Blumen in den Fenstern zur Frühlings- und Sommerszeit. Dem Besitzer gehört ein Bauerngut. Er ist nicht wohlhabender und nicht gebildeter als seine Nachbarn herum; viele von diesen sind sogar in der Welt herumgekommen, was mit jenem nicht der Fall ist, und dürfen sich erfahrener halten. Und doch unterscheidet sie eine eigene Beseelung. Die Nachbarn lassen ihre Häuser gebräuchlich fortbestehen, aus Holz gezimmert, mit flachen steinbeschwerten Schindeldächern, kleinen Fenstern, die kaum die nöthige Beleuchtung durch die runden, bleiumränderten Scheiben in die alt-ernsten Stuben dringen lassen. Sie denken nicht daran, den Stall einmal vom Wohngebäude zu trennen, diese zu lichten, Scheune und Thierunrath wegzuschaffen, daß den Blick vom großen Ecktisch in der Stube eine freie, grüne Aussicht erfreue. Wenn nicht Sohn oder Tochter eitel genug wäre, Sonntags einen Strauß an der Brust oder auf dem Hut zu tragen, so wäre selbst hie und da im weitläufigen Baumgarten kein Winkel umgestochen für Rosen- oder Nelkenpflanzung. Was sie geerbt, bleibe. Ihre Freiheit von Zwangsarbeiten, ihre unbedeutende Steuerverpflichtung, Besitz bedeutender Gründe und freier Waldungen lehrt sie eher genießen als verbessern. Man hat Leute, regsame Weiber zur Bestellung der Wirthschaft und des Hauses, daher dem Hausvater Zeit bleibt, sich nach Gefallen selbst zu leben. Gleich über der Grenze hat das bairische Bier Ruf

und Reiz, wo anders eine Gesellschaft lustiger Freimänner. Auf den Tag folgt die Nacht, und oft ein zweiter Tag und eine zweite Nacht, bis man sich wieder zurück zum Haus und Weibe sehnt. Ist das Taschengeld zu Ende, so hat man Bäume im Wald, die der Wirth brauchen kann. So leben die meisten dieses Dorfes, oft, nicht immer. Weil man besitzt, meint man auch, diesen Genuß haben zu müssen. — Glück ist, was man dafür hält. Aber der Hausvater des erwähnten modernen zierlichen Hauses hält ganz was anderes für Glück, obwohl man weiß, daß er vor zwei Jahren noch lebte wie seine Nachbarn. Sein ganzes Streben, Sorgen und Lieben bleibt inner der Grenzen seines Hauses und Besitzes. Der hält Leben und Glück an der rechten Stelle. Ein Weib besitzt er — doch das ist eine eigene Geschichte. —

Vor zwei Jahren heirathete er ein Mädchen aus leidenschaftlicher Liebe. Weit entfernt, im Wege zu stehen, gaben sich ihre Eltern, den Fall merkend, zustimmend die Hand. Die Kinder hatten sich eher, als sie dachten. Süße, heilige Tage und Nächte! Wollte das enden? Viele haben das erlebt und sagen: „Wir haben das Seligste der Erde gelebt!" Für diese nur ist es hier erwähnt. Aber bekannt ist weit mehren, daß Liebende nicht ohne Pausen lieben können. Sonderlich in der Ehe. Das schien der junge Mann zu fühlen. Er mußte Leute sehen, gegen Abend ein Glas Bier kosten. Nach einigen Wochen schränkte er zu Hause seinen Himmel auf wenigere Stunden ein. Zwei und zweimal zwei Gläser Bier standen ihm zu. Das sah sein liebes Weib ein; — das stand ihm zu; obwohl sie nicht gerade „ja" sagte, so sah sie es doch ein. Zu Hause hätte sie ihm sechs und acht Gläser gegönnt, weil der Diskurs in der Schänke viel Zeit wegnimmt; aber das muß man den

Männern lassen: Diskurs geht ihnen über Alles. „Nô lau,“ heißt's — dŏ kemmâ zôm — gukmâ r is Glăsl — heat ôllahônd — segt ôllahônd — rôdt ôllahônd — und d' Zât geit dahi — ôs moits ôs gŏa nôd!“*) — Einmal versah's der junge Gemahl im Diskurs und kam, nachdem er um vier Uhr nach Mittag vom Hause weggegangen war, erst um Mitternacht zurück. Zwar hörte er keinen Vorwurf, aber das Schweigen des Weibes sagte ihm mehr. Er meinte, einen Vorwurf erzwingen zu müssen durch wiederholte freundliche Fragen, was sie meine, daß er so lange ausgeblieben sei? Sie aber erwiederte: „man wisse ja, daß bei Männern oft — — und dann, weil gerade bei Männern bisweilen — — daß die Wirthe mit ihren zurückgerückten Uhren — — — und dann hätte sie recht gut geschlafen.“ — Er hörte recht gut, wie sie das Gesicht in den Polster drückte und weinte. Er ärgerte sich über sich selbst. Wie man aber auch so lange sitzen könne, dachte er sich, das sei aber auch unbegreiflich. „Să guat, Nânerl!“ sprach er mild und bestieg sein Bett. Liegend drehte er seine offenen Augen hin und her, und brummte sich selbst an: „Pfui ŏwa r ă! Lau, kimt ma denn wâdâ? Kantma r zânô ôfluign laußn! Guatô Nôcht, Nânerl!“**) — Am folgenden Morgen war Alles wieder gut. *Eine* Schuld ist *keine*; die erste Verzeihung ist *Pflicht*. Es kam auch gar nicht zur Sprache. — Während des Mittagessens sprang des Nachbars weißköpfiger Knab' in die Stube, zwei Trommelschlägel in der Hand hal-

*) Ja nun, da kommen wir zusammen — guck'n in's Glaserl — hört allerhand — sieht allerhand — redt allerhand — und die Zeit geht dahin — ihr meint das gar nicht!

**) Pfui aber auch! Hm, kommt man denn weiter? Könnt' mich selbst ohrfeigen! Gute Nacht, Nanerl!

tend, welche vom Dorfrichter kamen: „Söllts umôbuitn, dåß a neidâ Bôâ sälb i d'Gmôi geit!“ (Sollt weiter entbieten, daß jeder Bauer selbst in die Gemeindeversammlung komme!) Der junge Hausvater ließ durch einen Knecht weiter entbieten. Gegen Abend ging er in die Versammlung. Beim Abschied sah ihn das liebe junge Weib ein wenig trüb an. Das sagte ihm genug. Es schien ihm Geschwätz, darüber zu sprechen, zu versichern. „Is schô rächt!“ meinte er, lächelte zurück auf sein Weib, das an der Hausthüre lehnen blieb und ging, fest entschlossen, nach der Versammlung schnell wieder zu Hause zu sein. — Die Versammlung beim Richter war längst zu Ende, aber der junge Gemahl noch nicht zu Hause. Man hatte beim Richter gerade über einen Punkt sich vereinigt, der Alle nahe anging; daher kein Ausschließen galt, vom Richter zum Wirth zu gehen. Beim ersten Glas saß unser junge Hausvater trüb; beim zweiten mußte er lächeln über die Possen der Nachbarn; beim dritten entschlüpfte ihm selbst schon ein Scherz; beim vierten Glase brach ein Nachbar auf — und da wollte er wieder ernst werden und mitgehen; aber das volle Glas wollte er doch nicht zurücklassen. Der Nachbar ging; der erste beste Spaß verwischte des jungen Hausvaters Ernst so leicht, wie ein Tuch ein angelaufenes Fenster lichtet. „Ei, was und was da!“ — — Man sah gerade das Morgenroth im Osten, als man nach Hause aufbrach. Vor dem Wirthshause stand man noch einen Augenblick beisammen, wankend vor Schlaf und Betäubung. Dann taumelte hier Einer in einen Winkel — „halt ah!“ —; ein Anderer, die Hände tief in die Taschen tauchend, gähnte den frischen Morgenhimmel an; und zwei Andere wieder flochten, ein Halt suchend, ihre Arme in einander, und zerrten sich klugredend hierher und

dorthin. — Am sichersten, allein, fast wieder klar bei Sinnen, fand unser junge Hausvater den Heimweg. Vor seinem Hause traf er den Knecht schon an, Pferde vor den Pflug spannend, pfeifend und singend, um auf das Feld zu fahren. Sogleich befahl er ihm eine andere Arbeit und fuhr selbst auf das Feld. Auf dem Hinwege wußte er vor Gedanken und Sorgen nicht aus. So fortsinnend kam er auf ein fremdes Feld, und ackerte, daß ihm der Schweiß in Tropfen auf der Stirne stand, bis ihm der Eigenthümer des Feldes lachend den Irrthum entdeckte. — Zu Mittag mußte er nach Hause. Beim Heimfahren hatte er Bremsen und Gedanken zu verjagen. Unweit seines Hauses erblickte er sein Weib, das Holz auf dem Arme in's Haus trug. „Sakra!" sagte er zu sich, und zog den Hut über die Augen. Sie mußte ihn sehen, aber sie that, als ob sie ihn nicht sähe. „In Götts Nöm!" sagte er wieder für sich, und hieb auf die Pferde, damit sie ihn rascher in's Feuer trügen. Ausgespannt — in's Zimmer getreten. Es waren eben alle Dienstboten da, welche sich zum Essen an den Tisch setzten. Vor diesen, hoffte er gleich, werde sein liebes Weib nichts sagen. Sie kam eben aus der Kammer. Er setzte sich an den Tisch, und zwar absichtlich an die unterste Ecke, damit er Niemand störe, wenn er aufstehen und wegen drückender Luft hinausgehen müßte. Das liebe Weib setzte sich auch an den Tisch, sprach nichts und sah betrübt. Die Luft drückte wirklich. Er war kein Freund davon, der junge Hausherr; deßhalb ging er hinaus. Dort traf er auf seine alte Mutter. Wie eine heftige Ohrfeige traf ihn deren erstes Wort. Sie wußte von seinem nächtlichen Ausbleiben, und war von je die geißelndste Gegnerin solcher Unart. Sie hatte es ihrem Manne abgewöhnt — und dachte auch den Sohn

im ersten Sturm zu nehmen. Dieser war ohnedieß eben mürbe im Innern, daß ihn ein sanftverweisendes Wort schon zerbröckeln konnte. Das hätte die erhitzte Mutter bedenken sollen, so wäre die Sache zu Ende gewesen. Zwei Sünden sind erst Eine; eine ist noch keine. Nun, so stürzt denn der Himmel ein? Mutter, das ist zu scharf. Uebertriebene Strafe ist ungerecht. Ei, da muß der Sohn doch bitten — so arg war's nicht! Das muß er doch widerlegen. Lumpereien kann man ihm nicht vorhalten, das ist einmal nicht wahr! Das ist einmal zu viel! Da will die Mutter mehr gut machen, als der Sohn schlimm gemacht hat. So kann er nicht Alles hinnehmen. Ja nun — was glaubt denn die alte Mutter? Hat sie denn einen Esel erzogen? Sie wird ihn so lange schwarz färben, bis er sich weiß vorkommen muß. Es ist wirklich nicht mehr weit dahin. Phlegmatische Leute, wie der Sohn, sind nicht leicht bitter zu machen, aber einmal bitter, nicht leicht wieder süß zu machen. Gleich wird das die geißelnde Mutter erfahren müssen. — Schon hatte der zu heftige Angriff der alten Mutter dem Sohne einige harte Erwiederungen entlockt. Diese sprangen rascher und schlimmer aus seinem Munde, je hitziger die Mutter wurde. Endlich verließ er diese sehr verstimmt. In die Stube zurückkehrend fand er seine Leute bereits aufgestanden vom Essen und sich entfernend. Aber ein neues Unheil erwartete ihn da. Sein Weib begann jetzt einen milden Ausfall auf sein Vergehen. Sie sagte nicht viel, aber sein — „alle Teufel! Was will man denn haben? Was hetzt man ihm denn die Weiber auf den Hals, daß er vor Kneifen und Keifen nicht Rath mehr weiß? Was geschah denn? Was gibt's denn? Stürzt denn das Haus ein? Ist's der jüngste Tag?!" —

Er griff heftig nach seinem Hut und ging. Aber da

hätte er bedächtiger sein sollen. Was ihm sein Weib sagte, war mild, ohne Bitterkeit. Sie eilte ihm nach bis an die Hausthüre, noch weiter, weinte und wollte ihm nachrufen mit beschwichtigenden Worten, daß sie — oder —. Er sah und hörte nicht mehr. Ihm war fast wohl. Sein Vorsatz war, nun mit Absicht eine volle Nacht zu durchtrinken. Nach einer leidenschaftlichen Wanderung von zwei Stunden setzte er sich in einer Schänke fest. Hier trank er rasch. Bekannte gesellten sich zu ihm. Lärmen und Trinken nahm bald gewaltig überhand. Jeden mahnenden Funken im Herzen übergoß unser Flüchtling mit dichten Strömen. —

Gegen Abend saß sein Weib recht abgeweint in ihrer Stube. Noch immer räsonnirend ging die Schwiegermutter aus und ein, setzte sich endlich zu jener hin, erzählte ähnliche und andere Geschichten und räsonnirte wieder dazwischen. Das eintönige Gerede und der vorgerückte Abend schläferten das junge Weib endlich ein. Dies gewahrend, hieß sie die Schwiegermutter schlafen gehen, beschwichtigend, räsonnirend, des Sohnes Besserung mit Zuversicht verheißend. „Gute Nacht! Gute Nacht!“ Lange noch weinte das traurige junge Weib im Bett, während die Schwiegermutter, in der Hoffnung, der Sohn werde wohl bald zurückkommen, aufblieb, hier und dort in der Stube rückte und räumte, Feuer machte, und — ah! das war ihr außer Acht gekommen: frische Butter sei noch zu zerlassen. Ja, recht; indeß kann der Sohn zurück sein — die Butter zerlassen! — Licht flackerte auf dem Herde, ach, und das Mütterlein sprach halb singend das Stoßgebet:

Schutzengăl, gei, gei, blă̈ schei ăf bŏ mia,
Und lau kôâ Unglück enâ zô da Dia!

**(Schutzengerl, komm, komm, bleib schön auf bei mir,
Und laß kein Unglück ein zu dieser Thür!)**

„Vater im Himmel" — „ach" — und die Butter zerlief hastig — „beschütze" — „als auch wir vergeben" — „arme Sünder" — „jetzt und in der" — — „Amen." — „Schutzengäl, gei, gei, blä schei äf bö mia" — — Sie nickte ein, im Winkel der Küche sitzend. Das war nicht gut. Wer sah auf die Butter und das Feuer? War das Sorgfalt? Niemand da? Butter und Feuer! Der Topf ist in's Feuer gestürzt! Maria und alle Engel!! —

Durch das Dorf wandernd sah sich der Nachtwächter die Sterne an. So viele glaubte er nie gesehen zu haben. Wenn viele Sterne zu sehen, kommt bald Regen nach. Nun, man brauche Regen, dachte er — „wei Gött will!" — Aber so viele Sterne — — singend:

**„Schutzengeln, Engeln und Patriarchen,
„Vor Feuer — —**

„Fikara! durt hupft an Jälleibl äm Döch um!" (Ei, dort hüpft ein Irrlicht auf dem Dache um!) Er sah, daß dann und wann ein großer Funke zwischen den Schindeln des Daches hervordringend, hinundhertaumelte und verlosch. Bald raschere und dichter — dann Rauchwolken — lange Flammen — endlich Feuerzungen dort und hier — Maria! Gnadenvolle! Und hier und dort! „Feuer! Feuer! Feuer!" — Der Nachtwächter schrie, als ob die halbe Welt in Brand aufginge. —

Was dachten die Männer beim Bierglas an Dinge, die sie nicht sehen und hören mochten? Da ging es her, wie unter lustig-tollen Männern, Lärm, Rauch und Streit hatte Geltung und Reiz. „Was da!" Was konnten sie wissen. Unser

junge Hausvater jubelte, daß er sich vor toller Seligkeit selbst nicht mehr kannte. Juche! und er sang:

„Mâ Hearzerl is zriß'n,
„Mâ Gwônterl is guat,
Und sô
„Flick' i mâ Hearzerl — —

„Häratn sôll kôânâ!“ (Heirathen soll Keiner!) rief er dann aufspringend, wie um das zu beweisen; — „Hôîst mit kôânâ wôs!“ (Heißt mit Keiner was!) und — —

Sein Nachbar wollte schon längst aufbrechen. Er bot jetzt alle Mittel auf, den jungen, berauschten Mann mit sich zu nehmen. Endlich, da alle Andern auch aufbrachen, gelang es. Es war schon über Mitternacht. Viel Spaß und Lärm verursachte der betrunkene junge Mann. Der Spaß ging nicht recht, doch nicht recht von Herzen. Seine Ausfälle auf Weib und Mutter geriethen durchaus nicht. So erreichten sie den Wald, welchen sie passiren mußten. Als sie dessen Ausgange nahe waren, bemerkte der Nachbar, wie sonderbar licht es mählig vor ihnen werde. Der Mond könne doch nicht — es bleibe immer etwas Unnatürliches — es müsse Feuer geben! Darüber lachte der betrunkene junge Mann, daß er sich den Bauch halten mußte und nicht weiter gehen konnte. — Jetzt ganz aus dem Walde tretend, sahen sie deutlich vor sich ein Haus in lohem Brand. Dumpfes Getöse schallte herauf. Mit einem Entsetzensschrei machte sich der Nachbar vom Betrunkenen los, und stürzte fort. Dieser aber stand plötzlich aufrecht, fest und sicher da, auf das Feuermeer starrend. Er war so wohl bei sich — ja wie war er so wohl bei sich? — Das war doch ein Haus — sein Haus — wie ihm war? ob

er an Weib oder Habe dachte? — Auf sein Angesicht stürzend biß er vor wüthendem Schmerz in die Erde. —

Mit Tagesanbruch war das Haus glimmender Schutt. Die alte Schwiegermutter war verbrannt in der Küche; die junge Hausfrau hatte man aus dem Bette noch im rechten Augenblicke gerissen; Knechte und Mägde waren im Hemde entsprungen und von den werthvollsten Habseligkeiten rettete man wenig. Der Brand griff nicht weiter um sich. —

Nun waren die nächsten Fragen und Sorgen um den jungen Hausherrn. Der Nachbar wußte, wo er ihn Nachts verlassen hatte. Dorthin eilte man auch. Regungslos lag er noch da, nur dann und wann am ganzen Leibe durchrüttelt von einem endlos schmerzlichen Seufzer. Man sprach ihn mild und mitleidsvoll an, er gab keine Antwort. Man hob ihn auf; schlaff bogen sich Körper und Arme über die Hände der Beschäftigten. Die halbgeschlossenen Augen schienen auf Ohnmacht zu deuten, allein er war wohl bei sich. Sein Gesicht sah eingefallen, blaß und ganze Stellen des Haupthaares waren schneeweiß. Man ermahnte, tröstete, führte ihn nach Hause. Nur Einmal sprach er auf dem ganzen Wege, als er plötzlich Einem seiner liebsten Begleiter um den Hals fiel und aufschrie: „Wös is mit mån Wå?!“ (Was ist's mit meinem Weibe?!) —

Im Nachbarhause traf er mit seinem Weibe zusammen. Schreiend stürzte sie ihm an den Hals; er sagte nichts. Nur dann und wann erschütterte ein wildes Schluchzen sein ganzes Wesen, bis es ihn auf einmal wüthend überfiel, er sein Weib so gewaltig im Schmerz umfaßte, daß man sie ihm mit Gewalt entreißen mußte, um sie vor Lebensgefahr zu schützen ....

Seit dieser Heimsuchung ist der Schade der verbrannten Habe ersetzt; an der Stelle steht jetzt das oben erwähnte geschmackvolle Wohnhaus. Als suchte der Besitzer außer demselben keine irdische Freude mehr, flieht er Alles, was ihn sonst locken konnte. Haus, Heimath und Weib bleibt ihm das Höchste des Lebensglückes. So abgeschlossen lebt er glücklich bis auf die tiefe Wehmuth, womit ihn oft die Erinnerung heimsucht. —

's närsch Deanăl!

Vor mehren Jahren erschien in den Gegenden des Böhmerwaldes ein Mädchen von achtzehn Jahren, welches ungewöhnlich schön, aber geistesverwirrt war. Die Kleidung der Fremden bestand aus einem kurzen Rock von dunkelbrauner Farbe, der sich um die wohlgebaute Hüfte an einem schwarzsammt'nen Spenzer schloß. Die Füße waren bloß; so auch Hals und Kopf, außer daß sich um letztern ein schmales hochrothes Band um Stirn und wohlgekämmte Haare schlang. Die schwarzen großen Augen zeigten nicht jene unheimliche Starre stillen Wahnsinns, vielmehr durchschütterte eine tiefe Wehmuth alle, auf welchen sie ruhten. — Es war Herbstanfang, und man hatte die Wiesen das letzte Mal gemäht. An einem sonnigen, aber mäßig kühlen Nachmittage war ein Hausvater laut und regsam auf seiner Wiese, in der Nähe eines Gehölzes. Augenblicke der Ruhe wurden zu Scherz und Ge-

sang bei Knechten und Mägden: „Ônnâmial [1])! eiz bist dô mâ [2])!“ — „Au! kants nôd sôg'n, du Schwôarzâ!“ — „Wôs bin i? Wea bin i? Săkra! ŏwa 'r eiz — kimst ma nôd ôs! A Schmôzăl, du Ôbrenndô [3])! Wôart, Hâxl! Weast mô schmôz'n [4])? Weast guatwillô?“ — „Halfts ma!“ — „I bin da Kadl [5])!“ — „Wea? Du?“ — „Schôts dô zwŏa 'r ô!“ — So hetzte sich hier und dort ein Paar; Andere sangen:

„Spinnâwôdâ [6]) fluigt — hôlt's eng zôm!
's Deânăl gua 'r ôftmôl luigt!
Spinnâwôdâ fluigt — sôg's ôhne Schôm,
Deânăl: wô's zuigt?“

„Deânăl drâbâx'n dum!
Tônzmâ 'râm Môs'n [7]) um;
Durt'n hrâßt's — und dŏ bricht's;
Deânăl: wô sticht's?“

Plötzlich zertheilte sich rauschend das nahe Gebüsch; angstvoll schreiend stürzte die schöne, geisteswirre Fremde aus dem Gehölze und erkletterte in wilder Angst, wie vor haschenden Händen flüchtig, die untersten Aeste einer am Waldsaume einzeln stehenden Fichte. Alles stürzte zu Hilfe. Doch es zeigte sich kein Verfolger, und die Fremde schien die Umstehenden nicht zu beachten. Sie hatte sich auf einem schaukelnden Aste festgesetzt und redete unbekümmert für sich: „Bleiben wir hinter der Mühle! Wenn das Rad klappert, so dürfen wir uns sehen

---

[1]) Anna Maria. [2]) Jetzt bist du die Meine. [3]) Sonnenverbrannte, Geschwärzte. [4]) küssen. [5]) Liebhaber. [6]) Spinnengewebe. [7]) Rasen.

lassen, denn man hört uns nicht! dann haben wir getanzt und sind hinausgegangen — und dazugegangen; — freilich!" — Die herumstehenden Leute sagten verwundert durcheinander: „Sakra!. Is dô nôd närsch? O mäi Göttl, sie is närsch! Närsch is, mâinâ Seel! Und närsch is, dôs sôg eng i! Heärgöttl, wenns nô öwagâng vom Bâm! — Lädln, geit's ummâ dö! Geit's hea dö"!*) Von den nahen Wiesen und Feldern liefen die Arbeiter zusammen, indeß sich die Fremde noch immer mit sich selbst unterhielt: „O mein Vater! Es wird ja gleich Tag werden! Alle wandern aus! Ohne Gebäck und Schuhe. Wenn die, welche ihr mir mitgeben wollt, rechts einschlagen, so setz' ich mich hinter das Korn — und krieche links gegen den Bach. Lustig am Ufer! Auseinander Haare! Gerade oben am Hügel bindet er Garben; dann werf' ich ihm diese zwei Zöpfe als Schlingen um die Füße!" Singt:

„Eine hat ihn eingefangen,
Eine hat er lieb;
Eine ist davongegangen,
Die er von sich trieb!" —

„Daß es immer noch die Mutter nicht begreifen kann. Weint ihr? So will ich euch nicht mehr belästigen. Das glaubt! — Und die Musik tändelt und lockt uns: „O komm!" — Mutter, du weißt, daß ich den Abschied hasse, darum lebwohl! lebwohl! lebwohl! ohne ihn. Jetzt werd' ich das Haar von der Stirn streichen und aufwachen. Hinter dem Holzstoß

*) Jammer! Ist die nicht närrisch? O mein Gott, sie ist närrisch! Närrisch ist sie, mein' Seel'! Und närrisch ist sie, das sag' euch ich! Mein Gott, wenn sie nur herunterging vom Baum! Leute, herüber da! geht her da!

hervor: Mutter rufst du mich? Weiter vor! Da bin ich ja! Da bin ich schon!" — Bei diesen Worten ließ sie die Hände von den Aesten los, und fiel auf den weichen Wiesengrund herab. Man hob sie auf, da sie bewußtlos schien, und trug sie in das nächste Bauernhaus. — Vor ihrem Erwachen zeigte sich ein leichtes Fieber, sie träumte wüst und sprach irre. Indeß war es Abend geworden. Das Gerücht versammelte alle Einwohner des Dorfes um die geistesirre Fremde, welche nun plötzlich ruhig zu schlummern schien. Man betrachtete sie verwundert und neugierig auf das, was folgen würde. Eine leichte Röthe auf den Wangen der Fremden und das schöne Weiß der übrigen Gesichtstheile veranlaßte bei den Zuschauern des Dorfes den Ausdruck, daß sie „wei Mil und Bluat" (wie Milch und Blut) ausgesehen habe. Während des ruhigen sanften Schlummers liefen ihr einige Thränen zwischen den geschlossenen Wimpern hervor auf die Wangen. Das ließ schließen: ein verhärtetes Leid der Seele erleichtere die Brust und schmelze. Dann folgte das Aufzucken eines heftigen Seufzers, die Fremde öffnete die schwarzen schwermüthigen Augen, unterschied aber nicht die Gegenstände ihrer Umgebung. Das Aufwerfen der Arme und die folgenden Armbewegungen zeigten, daß sie den Gedanken habe, ein Kleid überzuwerfen und in Ordnung zu bringen. Sie befühlte die Haare, und schien durch ihre Glätte zufriedengestellt, denn ein leichter Freudenschein streifte erheiternd über ihr Angesicht. Dann stellte sie sich ganz aufrecht, die Aermel des Kleides zurückstreifend, und sagte, indem sie halb lächelnd die vor ihr Stehenden starr ansah: „Ich bitt' euch — Wasser! Waschen wir uns? Da her! Da! Bitt' ich:

Der ist nachgegangen,
Hat sich eingefangen! —

In's Bad! Geht hinaus und wartet. Es ist euer aller Kind, die euch bittet — die euch bittet!" Man entfernte sich schweigend. Wehmuth hielt Alle befangen. Beklagend sprach man vor dem Hause unter einander: „Därms Deanäl! Wo's is ia wol gscheg'n? Sö schei und sö närsch! O mai Gött, wo wiad irä Böderl sä; wo irä Muaderl sä? Frögnmä nö, wo's hea'r is! Lauß ma's nöd furt, döß's dö bläbt und dö löbt, bis's Höamat und Ita'n gwiß sän, wo's hikeat."*) — Drei junge Dorfburschen fühlten sich bei diesem Bedauern und Reden sonderbar angeregt. Sie sprachen nichts, gingen hin und her unter den Leuten, hätten gern Alles abgehorcht, wurden aber mitten bei all ihrer Aufmerksamkeit stets gedankenvoll, und wußten am Ende nicht, was um sie gesprochen wurde.

Einer. Gemä nöd hoam, Säperl?

Zweiter. Höt's bias gsögt? —

Erster. Wea? Wös?

Zweiter. Ah!

Dritter. Gemmä — Nöcht is und dunkäl — Jessas nö! — Nö! Dös is kröd gschboasö, nö! Bruadalä, geit's föarös — i wea nökemmä.

Zweiter. Nö! I hö wös föloan dö — geit's föarös — i wea nökemmä.

Erster. Gemmä, Micherl!

Dritter. Gemmä; Säperl, du höst wös föloan dö?

Einer blieb; zwei gingen. Jeder von den letzteren meinte viel zu reden mit seinem Begleiter, allein sie schwiegen Beide. Am nächsten Hause sagte Micherl: „Guatö Nöcht, Frönz!" und Franz: „Guatö Nöcht, Micherl!" Jeder glaubte dem Freunde

*) Wo sie hingehört.

die Hand zu reichen, legte sie aber über den Rücken, und schlenderte in Gedanken und auf Umwegen zum Hause zurück, wo die Fremde sich aufhielt. Diese hatte sich indeß in einen Winkel des Zimmers zum Waschen bereit gemacht. Sie sang und schäkerte. Als die Hausfrau kam, um ihr den Krug Wasser hinzustellen, rief die Fremde sich verhüllend: „Hilfe, Vetter! Neugieriger Vetter! Schätzt die Kunst daran und geht, Vetter!“ Schnell warf sie nun die Haare auseinander, lief nach der Thüre und hinaus. Der Vollmond steckte noch hinterm Gewinzô *) und umsäumte das Berghaupt mit seinem weichen Heiligenschein, wodurch die Gegend in eigenthümlichem Halbdunkel schwamm. Am Ufer des nahe vorbeifließenden Mühlbaches blieb sie sitzen, ließ die Füße in die spielenden Wellen hängen, und sang. Im Obstgarten stiegen drei Gestalten umher, die sich gegenseitig nicht bemerkten, aber wie es schien einen Weg zu gehen im Sinne hatten. — „I wŏas gŏa nôd — wôs is sched dôs mit mia? — I kôn's nôd sôg'n — nôd sôg'n!“ sprach der Eine für sich. — Es war Micherl.

„Jessas! Därms Deânäl, wei's singt! Wôs is denn mit mia? — Gŏa flennâ? Gŏa — bin ô närsch?“ sprach der Zweite. Es war Säperl.

„Wôs môch ô durt? I wŏas, dôß ô weggei, und wieda kim. Wôs willô? Wôs sôgô? Fôsteit's mô? I zida gônz und fürchtma und bi wŏach — o Himl! wenn dâ Mensch dôs wissat. — Să städ, Frônz; să städ — — wôs hriad sô durt? Wôs? Wea dô!“

Auf diesen Ruf standen die beiden andern Burschen verlegen still.

*) Berg bei Friedrichsthal.

Micherl. Bist du's, Frönz?

Franz. Wôs bringt denn di döhea?

Micherl. A! —

Säperl. Wei kimst denn du döhea, Frönz?

Franz. A!

Säperl. I hô wôs fölöan!

Micherl. Und i bin eng nögôngâ — Jstäß! Wei eng ôslôch! Jeskerl ui! Ha! ha! he!"

Fronz. Wä dôs glöcht? Mâi Lôttâ 'ris dôs gflennt gwôst, wei du löchst! Dôs Schnägln und Gilsl'n — öwâ nâ, Micherl — wôs is dia denn?

Micherl. Sakra! Sakra! I flenn nôd — öwâ heats dôs närsch Deân'l singâ — heats nô! I mau mô dö niedâ weafâ — und flennâ, wei â Kid, wei â Kid!

Man hörte die Fremde wirklich eine wunderbare Arie singen, tiefergreifend, durch die düstere Consequenz des Vortrages dem Zuhörer um so schmerzerregender, da Stimme, Text und Haltung durch die schnell eingreifende Tollheit der Sängerin bald wieder jammervoll zerrissen wurde. Sie sang in hellern Augenblicken so ihrem Geist das Schwanenlied nahen Todes. — Nach einigen Geberden und Reden, die wieder eine Geistesirre verriethen, ging sie in die Bauernstube zurück, begehrte nach weiblicher Arbeit, und da man die Modeausdrücke, die sie zu ihrer Bezeichnung wählte, nicht verstand, so begann sie ohne Werkzeug zu nähen, auf diese Weise redend: „So, Tini, und da, Fritz! Ihr müßt hören! — Das ist zu bedauern. — Gleich müssen wir denken, im Klostergang sei kein Licht. Die armen vergessenen Seelen müssen sich da bemerkbar machen, und so stand sie vor der schweigsamen Zelle und — ich bitt' euch, kommt mit einem Lichte her! Weinen können wir sie hören, aber sie

ist im Grabe vergessen und vor der Zelle vergessen, und man beschuldiget den verzauberten Bruder, was aber eine Finte ist! So kann man es lange verschweigen, doch nicht halten und verhehlen; denn der Zauber liegt im Kleide. Erbarmen! Da erkennen sie die Schuldige, Niemand vertheidigt sie! Mutter, geh' nicht rückwärts, wenn ich dir nahe komm'; da hab' ich dich! Dein Kind! Dein Töchterlein! Dein Kind! Da-bin ich wieder! Man kennt es nicht an mir! Weil es ruhig wird — enden wird!" —

Heftig weinend, aber fortnähend blieb sie sitzen. Von diesem Augenblicke an blieb sie auch stumm. — Man führte sie auf ein Lager, um sie wo möglich gänzlicher Ruhe zu überlassen. Sie ließ schluchzend und willenlos Alles geschehen. Kaum befand sie sich auf dem Lager, so winkte sie einige Male, daß man sie ruhen lasse; dann biß sie mit den Zähnen den Hals eines Fläschchens ab, goß eine Flüssigkeit, halb verschüttend auf Hals und Kleider, in den Mund, und blieb heftig athmend, aber ruhig liegen. Die Hausleute bemerkten den Act nicht, gingen zur Ruhe; eine Magd blieb bei der Fremden in der Stube für die Nacht. Beide schliefen bald. Gegen Mitternacht erwachte die Magd. Sie horchte, hörte nichts.

„Sie schlöft hraus, sie schlöft guat!" sprach die Magd. Ein ferner Lärm hielt sie wach. Es schien ein Wagen näher zu fahren, Menschenstimmen sprachen unverständlich, zuletzt wohl vernehmbar.

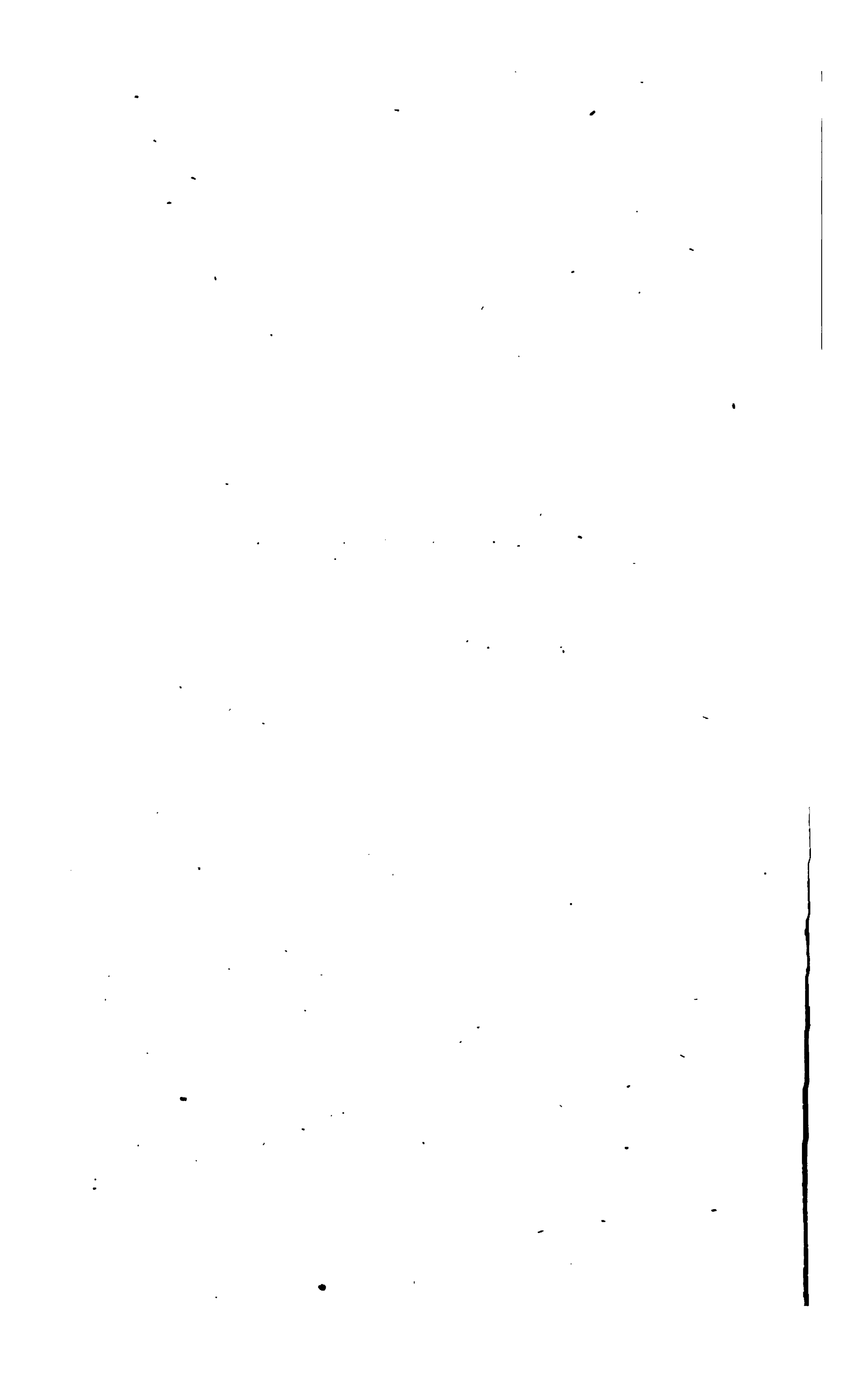
Erste Stimme. „Nur herunter gleich," und „Diener! he da!"

Zweite Stimme. „Hear! Fölaußt's eng — dö is!"

Heftig wurde an die Hausthüre geschlagen. Der Knecht war durch den Lärm geweckt und wollte öffnen, doch kam ihm der erschrockene Hausvater zuvor.

„Enâ dö! Wös is denn! Christas, wös git's?" Ein Schwarm fremder Menschen, Herren und Damen, liverirte Diener drangen mit Laternen herein, sprachen nicht weiter, wie in Verwirrung halb bewußtlos. Ein Bauer aus dem Dorfe war ihr Führer. Beim Anblick der Fremden weinte der älteste Herr heftig und winkte, man solle sie sanft aufheben und fortschaffen. Es geschah tumultuarisch. Ein schwarzgekleideter Herr erblaßte, als man das Licht dem Angesichte der Fremden näher brachte, und sagte traurig bei Seite tretend: „Das ist kein Schlaf!" Ein Diener rief: „Herr! sie ist kalt!" — Ein zweiter schrie: „Herr! sie scheint todt!" — Und Jammer und Entsetzen erregten ein wirres Geschrei. Alles strömte jetzt in den Hof und zu den Wagen, die vor dem Hause hielten. Wie eine dunkle Woge zerschlug der Schwarm der Fremden sich hin und her; die Lichter gingen hie und da aus; die Wagen klappten zu; das dumpfe Gemurmel der Stimmen wurde von Pferdhuf und Fortrollen der Wagen verschlungen. Von der ganzen Scene blieb nichts zurück, als das stumpfe Nachstarren der schlaftrunkenen Hausbewohner und eine zerschlagene Laterne, deren Lichtstumpf noch glimmte, und die reich mit Silber verziert am Postamente zwei mit Zierlichkeit eingegrabene Buchstaben A und L zeigte. — Keine Spur von erklärenden Nachrichten über diese Begebenheit hat sich seitdem gefunden. Wir enden damit die Darstellung, die zum Zwecke sich gemacht hat, die seltsame Begebenheit nur als flüchtige Erscheinung festzuhalten.

Sagen, Aberglauben, Faxen, Volksgespenster, Volkspropheten.



Wenn drei Tage und Nächte hintereinander ein lebhafter Wind bläs't, so muß sich in der Gegend Jemand erhenkt haben.

Das Krähen einer Henne weckt das furchtbarste Unheil eines Hauses; daher einer solchen sogleich der Kopf abgehackt wird.

Wenn die Kohle eines Holzspanes im Leuchter ungewöhnlich lange hält, ohne in die unterstellte Wasserwanne hinabzufallen, so kommt bald ein Angehöriger oder Bekannter aus der Fremde zurück.

Man hat oft bemerkt, daß vor dem Hause eines schwer Kranken um die Zeit der Abenddämmerung ein grauer Vogel erschien, der mit wenigen trauervollen Tönen den nahen Tod des Kranken angekündigt habe; man nennt ihn „Steärvögl."

Bisweilen hört man Nachts ein gedämpftes, erschütterndes Weinen im Hause; die entsetzten Bewohner horchen auf und suchen umsonst eine Erklärung. Einmal soll es ein verstorbenes Familienglied sein, das weinend das Haus durch-

schreitet; andere besorgen ein kommendes, so angekündigtes Unglück. Den Fall aber bezeichnet man mit den Worten: „'s Kômuaderl höd gflennt." (Klagemütterlein hat geweint.)

Wenn Elstern ungewöhnlich lebhaft um das Haus fliegen und schreien, bedeutet es die Ankunft eines Bekannten oder Verwandten.

Wer auf seinem Felde zwischen dem Getreide eine Furche brach liegen läßt oder mit Klee bebaut, verliert im nämlichen Jahre noch ein Familienglied durch den Tod. Man nennt den Fall „d' Intâsôt (Zwischensaat).

Ein gewisser Zauber, ausgeübt über ein Saatfeld, bewirkt in Gestalt eines liegenden Kreuzes zwei schmale Bahnen im Getreide, wo die Aehren zum Theil brandig, zum Theil afterig erscheinen. Man weiß dann voraus, daß beim Dreschen dieses Getreides je das dritte Korn in die Scheuer desjenigen fliegen muß, der den Zauber übte. Der schadende Geist, der dabei dient, heißt „da Pilmasschnid."

Beim ersten Donner im Frühjahre muß man den nächsten schweren Gegenstand heben; man sichert sich für ein ganzes Jahr vor körperlicher Verletzung und gewinnt an Stärke und dauernder Gesundheit.

Wenn man den Gukuk zum ersten Male rufen hört, soll man das Geld in der Tasche lärmend durcheinander schütteln, weil das zu einer glücklichen Vermehrung sehr behilflich sein soll.

Wenn ein Unverheiratheter am Ostersonntage vor Sonnenaufgang aus einem Bache mit den Zähnen ein Steinchen heraufholt und es dann, gegen Osten gekehrt, nach rückwärts über den Kopf wirft, dem wird geoffenbart, ob er im Verlaufe des Jahres noch heirathen werde.

Am Ostermontage flicht man um alle Obstbäume Strohbänder in der Meinung, dadurch zu reichlichem Fruchterträgnisse sie zu vermögen; denn wie man an Namenstagen durch das „Drosln" zu einem Versprechen verpflichtet, so verpflichtet man gläubig auch die Bäume durch das Drosseln mit Strohbändern.

In einigen Gegenden des Böhmerwaldes wird kein Baum gefällt, ohne daß früher ein Kreuz darein gehauen wurde; auf solchen gefällten Bäumen muß die wilde Jagd, welche Wanderer, die bei deren Herannahen nicht auf das Angesicht stürzten, weit mit sich fortführt, rasten und freilassen.

Die Zungenfäule bei Kindern wird durch ein Sympathiestück geheilt. Der Mann, welcher des wirksamen Heilungstextes kundig ist, läßt sich gegenüber das leidende Kind halten, indem er spricht:

„Job ging einst über Land
Und hatte einen Stab in der Hand;
Da begegnet' ihm der Herr
Und sprach:
„Job, warum trauerst du so sehr?"
Job sprach:
„Ach, warum sollt' ich nicht trauern?
Meine Zunge will mir abfaulen."

Der Herr sprach:

„Job, geh' in jenes Thal zur Stund',
Ein Brunnen heilet dir dort den Mund!"*) —

Hierauf haucht er dem Kinde dreimal in den Mund und schlägt ein Kreuz über dasselbe. Diese Ceremonie dreimal früh und gegen Abend wiederholt, sichert die gewisse Heilung.

Wer einen gewissen Text sprechend während der ersten Abenddämmerung um sein Haus schreitet, der sichert sich vor Diebstahl; denn obwohl der Dieb unangefochten innerhalb der abgeschrittenen Linie um das Haus und in das Haus selbst gelangen kann, so ist ihm doch die Möglichkeit des Entkommens benommen; und er muß entweder das Gestohlene von sich werfen oder mit demselben bepackt den Tag und die Befreiung durch den Hausherrn erwarten. —

Vor Jahren soll da ein Mann gelebt haben, vor dessen Augen Hexen und Verwunschene bezeichnet waren. Jene trugen auf dem Kopf ein hölzernes Milchgefäß; diese schleppten an einem Kettlein eine glühende Kugel hinter der Ferse nach. Deßhalb war er aber vieler Anfechtungen ausgesetzt, und sein Weg nach der Kirche, welche auf einer bedeutenden Anhöhe stand, war ein Weg der Kreuzigung und der Püffe, so daß der Unglückliche oft ärschlings die Anhöhe ersteigen mußte, um die stürmende Hexenschar durch Kreuzeszeichen und Gebete abzuwehren.

---

*) Das ist der einzige Text, den ich von Sympathiestücken, die unzählige sind, erfahren konnte. Dem Verbote meines lieben Vaters, ihn aufzuschreiben, bin ich nachgekommen und ließ ihn nur drucken.

Zur Zeit der Heuernte sah man in einem Bache unter Erlgesträuch jährlich eine Schar badender Weibchen erscheinen, welche da plätscherten und lärmten und allerlei Fetzen und Windeln von Leinwand zum Trocknen auf das Gesträuch hingen; sie waren nicht größer als einjährige Kinder. In einiger Entfernung durfte man ihnen zusehen, ohne daß sie sich daran kehrten; aber wollte man in ihre Nähe kommen, so erhoben sie ein Geschrei, und tumultuarisch ihre Fetzen und Windeln zusammenraffend rauschten sie unter das Wasser und verschwanden. Ein Bauernbursch, sonst erpichter Vogel- und Taubenfänger, richtete einmal auch eine Falle im Gesträuch am Bache auf — und wirklich ging ihm ein solches Waschweiberl ein. Es hatte ein weißes, reinliches Kleidchen von Leinwand an, das bis an die halbe Wade reichte, und die wohlgekämmten Haare fielen aufgelöst bis zu den Schultern hinab. Ohne Sträuben ließ es sich vom Burschen nach Hause tragen und sah sich frisch mit den schwarzen Aeuglein um. Kaum in die Stube gebracht, streifte das Weiberl die Hemdärmelchen zurück, schürzte das Kleidchen und begann zum Verwundern und Ergetzen der Hausbewohner geschäftig aufzuräumen, Geschirr zu waschen, auf die Wandbänke steigend die Fenster zu reinigen, sang, lief, wenn's was noth hatte, in einen Winkel, und was es that, war nicht viel, und kurz war ruhelos von Morgen bis Abend, ohne sich im Geringsten etwas schaffen zu lassen. Während der Abenddämmerung kam das Wassermännlein, klammerte sich draußen an die Wand und sprach zum Fenster hinein, das Waschweiberl klammerte sich von innen an die Wand und sprach hinaus; und da thaten sie vertraulich und er trug ihr auf, nichts von ihren Geheimnissen auszuplaudern. — Als der Winter nahte, dachten die Hausleute daran, das Waschweiberl

mit Schuhen zu versehen; aber es reichte das Füßchen nicht dar, um ein Maß nehmen zu lassen; man streute daher Mehl auf den Fußboden der Stube, und nahm das Maß nach den Tritten des Weibchens. Gut. Die Schuhe waren fertig und man stellte sie dem Weiberl auf die Bank, daß es sich derselben bediene nach Gefallen; aber das Waschweiberl fing an zu schluchzen und zu weinen, weil man seine Bemühungen belohnen wollte, nahm die Schuhe, streifte die Hembärmelchen wieder vor, entschürzte das Kleidchen und stürzte lautklagend davon und wurde nun nie wieder gesehen. — Es lebt eine Mutter, deren Mutter noch als Kind im Hause ihrer Eltern lebte, als sich diese Geschichte zugetragen hat.

Ein anderes Mal soll man wieder Eines von den Waschweibln gefangen haben; das soll aber schlimm, bissig, ganz unverträglich gewesen sein, und wenn man ihm die bis an die Ferse reichenden Haare aus dem Gesicht streichen wollte, soll es auf Einen gespien haben. — Schlimme Weiber hat man genug, daher ließ man das bissige Weiberl schleunigst wieder frei.

Die Geschichte von zwei Fluchern. — Der Eine war ein Federnhändler, ein gräulicher Flucher. Er sakrmentirte gegen die Wolken hinauf ebenso geläufig wie gegen die Erde hinab und links und rechts um sich. Einmal spielte er Karten im Wirthshause und verlor viel Geld; voll Verdruß und von vielem Trunk erhitzt, mußte er hinausgehen, um s. N. z. vchten. Als er merkte, daß ihm das nicht recht nach Willen ging, fing er an, entsetzlich zu fluchen und wollte gar nicht mehr enden. Ja freilich; da hauste — Gott sei bei uns! — der Leibhaftige senkrecht aus der Luft auf ihn herab, und packte ihn, wie er

dasaß, wüthend mit seinen Krallen, trug ihn über das Gebirg, und warf ihn dann so gewaltig in eine Pfütze nieder, daß der Schmutz bis an die Wolken über ihm aufflog. — Anwendung: „Nun, der ließ weiter das Fluchen bleiben!" —

Der Andere war nur ein junger Haushirt; fluchte und sakrmentirte der kleine Stinker ärger als ein Großer! Wenn jeder Himmelsakrmenter, den er ausstieß, eine Erbse gewesen wäre, so hätte er täglich den ganzen Böhmerwald unter Erbsen gestellt. Aber warte! kleiner Stinker. — Da trieb er einmal gegen Abend vom Felde die Herde heim, und trat mit dem bloßen Fuß auf einen spitzen Stein. Vor Schmerz warf er sich nieder, nahm den schmerzenden Fuß in beide Hände und rutschte wie ein Hund, dem man Pfeffer in den H— gerieben, am Boden hin und her, indem er höchst gräulich fluchte. Gut, kleiner Stinker! Es ist noch nicht Abend und du bist noch nicht zu Hause, kleiner Stinker! — — Beim Abendessen wollte der Hausherr plötzlich ganz frisches Wasser haben. Was gilt's, kleiner Stinker, du wirst das Wasser holen müssen? Richtig. Er nahm den Krug und ging vor das Haus und unter die Linde zum Brunnen. Wie er aber den Krug untertauchen wollte, schoß plötzlich sausend und funkensprühend ein glühender T— auf die Linde hin und grimaste entsetzend auf den kleinen Stinker nieder! — — Nein! — hat der das Fluchen bleiben lassen! —

Eines Sonntags nach Mittag war einmal ein Hausvater in seinem einschichtigen Hofe von den Seinen allein zu Hause, hatte aber einen guten Freund, auf Besuch, bei sich. Sie kurzweilten sich durch freundliche Reden und dachten nicht im Geringsten an das oder das, was gefährlich sein könnte. Nun

traten aber auf einmal sechs Mordjokerls herein und sagten: „Guten Tag! — Geld her!" — Der Hausvater sah sie eine Weile an, rückte sein Käppchen: „O guten Tag!" — „Schön Dank!" — „Ja, und Geld, meine Herren?" — „Bitte, mein Leben zu schonen" — „Ja, mein Geld, meine Herren!" — Er stand auf, ging in die Kammer, hob ein Brett vom Fußboden auf, nahm einen irdenen, drahtumflochtenen Topf heraus, kehrte in die Stube zurück, schüttete das Kupfer- und Silbergeld auf den Tisch: „Bitte, meine Herren! da liegt mein Geld, meine Herren!" — Die sechs Mordjokerls griffen höchst zufrieden zu, und kümmerten sich wenig, daß der Hausvater ein leeres Gläschen vom Wandgestelle nahm und es verkehrt auf die Tischplatte stürzte. Kaum war aber das geschehen, so konnte keiner der sechs Mordjokerls ein Glied mehr regen, und so wie Jeder die Hände in den Geldhaufen tauchte, blieben sie starr eingetaucht. Wetter aber! Jetzt holte der Hausvater mehre Ruthen und biegsame Rohrstäbe hervor und fragte den guten Freund, der auf Besuch dawar, was besser wäre: Ruthen oder Rohrstäbe? Für Rohrstäbe entschieden sich Beide. Nun denn, Rohrstäbe. Es hat noch vor und nach keine menschliche Sitzung mehr Streiche bekommen, als die der sechs Mordjokerls; sie pusteten an zwei Stellen, daß sich die zwei Aufstreicher endlich zurückziehen mußten. So. Nun schwenkte der Hausvater das Gläschen und heulend entstürzten fünfe der Mordjokerls; der sechste Mordjokerl aber wollte sich rächen. — Hm! da stürzte der Hausvater lächelnd sein Gläschen wieder auf den Tisch, und zerbeizte dem Schurken einzeln so lange die Sitzung, bis er gräulich um Gnade schrie, und in Freiheit gesetzt den nahen Wald durchheulte. Der Hausvater strich ruhig lächelnd sein Geld wieder zusammen, that es wieder in den irdenen, draht-

umflochtenen Topf, ging wieder in die Kammer zurück, hob wieder das Brett am Fußboden auf, stellte den Topf hinunter, kam wieder zurück, und weil der gute Freund nach Hause mußte, drückten sich beide freundlich die Hände und lächelten über den Vorfall. — Der Mann ist schon gestorben, welcher den Augenzeugen dieses Vorfalles kannte, und die Geschichte oftmal erzählte.

Aber neuester Zeit hat sich ein seltsamer Fall ereignet. Den Herrn und den Ort will ich nicht nennen. Dieser Herr saß eines Nachmittags (nein, es war an einem Sonntag Vormittags während der Kirchenzeit;) da saß dieser Herr an seinem Schreibtische und schrieb; und als er nach einer Pris' Tabak langend, eben ein wenig aufblickte, bemerkte er, daß eine unheimliche Gestalt im Winkel an der Thüre stand, im Halbschatten und regungslos, und mit großen schwarzen Augen ihn anstarrte. Gott sei bei uns! und wem das geschähe, der möchte wohl rufen: „Wer da?" Aber der Herr konnte nicht rufen: „Wer da?" denn es ruft sich leicht: „Wer da?" wenn Niemand da ist oder Jemand Bekannter. Aber Der (†††) im Halbschatten an der Thüre mit einem unheimlichen Strich über der Stirne und mit rußigem, enganliegendem Ledergewand, der unbewegliche Unheimliche war nicht eben bekannt, und war doch Jemand. Der Herr des Zimmers kann „Wer da?" rufen, und den hinauswerfen, der nicht Herr des Zimmers ist, und dies Recht bestreitet ihm Niemand. Aber der Niemand, der sich sein Recht nicht bestreiten läßt, ist der Herr des Zimmers, der sich vom Schreibtisch in das Nebenzimmer zurückzieht, erwartend, wie gnädig der Unheimliche im Halbschatten an der Thüre sein werde, sich zu entfernen. Aber es wurde

Nacht und Tag und wieder Nacht und wieder Nacht, und viermal Nacht und viermal Tag, ohne daß sich Der an der Thüre regte und weder den Herrn des Zimmers hinausließ, noch Jemand zum Herrn des Zimmers hereinließ. Endlich mußte der Sprachlose, Starre, Unheimliche an der Thüre Zustände kriegen; er verschwand; man konnte es riechen. Der Herr kehrte seinen Lebenslauf um und wurde ein Wechselbalg. — Dicunt. —

Ein Fuhrmann wollte einmal gegen Abend noch ein unweit entlegenes Dorf erreichen; die vier rüstigen Pferde schritten tüchtig vorwärts, die Räder knarrten, der Fuhrmann mußte seine Schritte zu ungewöhnlicher Eile spornen, um mit den Pferden Schritt zu halten. Aber es schien dem Fuhrmann, als ob der Boden vorwärts und sein Wagen rückwärts ginge; es lagen dieselben Steine, über welche die Räder eben gegangen, wieder vor dem Wagen; das Kreuz, kaum zehn Schritte vor dem Wagen, schob sich in derselben Entfernung vor dem Fuhrmanne weiter, wie sehr auch die gepeitschten Pferde schnaubend und dampfend vorwärts schritten und die Räder um die Axe flogen. Da wälzte sich plötzlich ein funkensprühendes Faß neben dem Wagen daher, und vorwärts ging es nun ohne Hinderniß; die Steine, worüber die Räder gingen, kehrten nicht wieder, das Kreuz rückte zurück, das Dorf, welches zu erreichen war, wurde sichtbar und kam näher; aber entsetzt gewahrte der Fuhrmann die glühende Begleitung; in Angstschweiß gebadet schlug er auf die Pferde los, um dem nebenher kollernden Feuerfasse zu entkommen; dieses aber schoß unweit des Dorfes plötzlich an einen Baum, borst mit einem betäu-

benden Knall und verschwand. Auf derselben Stelle stand plötzlich ein schwarzer Mann. Der Fuhrmann sprach in fast tödtender Angst ein „vergelt's Gott!“ und auch der schwarze Mann verschwand, indem er sagte, „daß er dreihundert Jahre auf dieses „vergelt's Gott!“ gewartet habe; nun sei er erlöst!“ — Entsetzt durch diesen Vorfall jagte der Fuhrmann in das Dorf, hatte die Sprache drei Tage lang verloren, und starb gerade ein Jahr nachher an demselben Tage, wo er die Erscheinung gesehen hatte.

Ein Roßhirt hütete einmal im Böhmerwalde seine Pferde. Um bequemer die Aufsicht zu führen, setzte er sich auf sein Lieblingspferd; und als es Abend wurde, zählte er nach, ob er alle Rosse beisammen habe. Und sieh! es fehlte ihm sein Lieblingspferd. Er schrie und pfiff und jagte suchend kreuz und quer, und konnte das Roß nicht finden, auf dem er saß. Es schnob und dampfte unter dem verwirrten Reiter das Roß und wieherte heftig, um sich dem Hirten kund zu geben, der es ritt. Maria! Gnadenvolle! wie mußte den Gott verlassen haben, daß er das Roß nicht fand, auf dem er ritt, sondern sich plötzlich, verzweifelnd über den Verlust, vom Rücken desselben auf einen Baum schwang und sich mit dem Schnupftuch erhenkte! — Noch dieselbe und jede folgende Nacht durchheulte das Gespenst des Roßhirten den Wald und die Gegend, hockte Jedem auf, der seinen Namen rief, und ließ sich eine Strecke weit tragen. Bisweilen kam er in der Abenddämmerung in die nahen Dörfer und grins'te blärrend hier und dort plötzlich zu den Fenstern hinein. Dem Grenzkordon schien es oft, als ob man eine Herde grunzender Schweine über die

Grenze paschen wollte, und wenn man näher kam, war nichts zu sehen als eine fliehende, hohnlachende Gespenstergestalt. So trieb viele, viele Jahre sich dieses Gespenst, zum Schrecken und zur Qual der Gegend, umher, und soll noch jetzt nächtlich Wandernden, wenn sie spottend seinen Namen „Stilzl" rufen, aufhocken oder sie auf andere Art plagen und necken. —

Kleiner Anhang

von

Nationalliedern.

Schwŏărzăugăt's Buawăl,
Du bist dâ mâinô,
Du bist mia schô gwôrn
In's Hearzăl âins. —

Glônzat [1]) kôân Ăugerl dia,
Klôpfat [2]) kôâ Heărzerl dia:
Wă's wôl kôâ Lô'm [3]) mâă [4]), gält? [5])
Ăf dearâ [6]) Wält! [7])

Dôs is â Tăifls-Gschbŏas,
Dŏß eiz dâ Bŏdâ wŏas [8])
Dŏß i â Deânăl hô [9])
Durt hintân Zô [10]). —

---

[1]) Glänzte. [2]) Klopfte. [3]) Leben. [4]) mehr. [5]) gelt. [6]) dieser. [7]) Welt. [8]) weiß. [9]) habe. [10]) Zaun.

Wenn i dz Nöcht [1]) muntâ weâ [2]),
Und d' Buawlâ singâ hea [3]),
Gângi [4]) gean äußö ă [5]),
Wă [6]) gean dâbă [7])!

Hö [8]) mô [9]) sö lông schô gmeiht [10]),
Döß i â Deânăl heit [11]):
Bis mâ [12]) r ân [13]) Diânlâ gfölt [14]),
Wiadmâ [15]) z'lötzt ölt [16]). —

Immâ hübsch Gäld im Lö'm [17]),
Schötzerl und di [18]) dânö'm [19]):
Öwâ [20]) nöd krök [21]) dâbă,
Deaffât [22]) mâ [23]) să [24])!

Juche! du frischâ Bua,
Knöpf' dia dâ Täscherl zua;
Wenn â möl [25]) 's Täscherl springt —
's Gält'l föklingt!

Gältâ [26]) i gföllat [27]) dia,
Gältâ i täugat dia,
Gältâ i wă [28]) dia röcht [29]) —:
Wôn â [30]) dö möcht! —

---

[1]) In der Nacht. [2]) werde. [3]) höre. [4]) Ging ich. [5]) auch. [6]) wäre. [7]) dabei. [8–9]) Habe mich. [10]) bemüht. [11]) hätte. [12]) man. [13]) einem. [14]) gefällt. [15]) Wird man. [16]) alt. [17]) Leben. [18]) dich. [19]) daneben. [20]) Aber. [21]) krank. [22]) Dürfte. [23]) man. [24]) seyn. [25]) einmal. [26]) Gelt! Nicht wahr? [27]) gefiele. [28]) ich wäre. [29]) recht. [30]) ich.

Woärtnô [1]) schei's [2]) Deanäl,
Du höst dô fögöft [3]);
Am Suntâ [4]) sän [5]) Spielläd [6]) —
Köst [7]) sitz'n bläm [8]) ôft. —

Gstöärm [9]) is dâ hübschô Bua;
Liegt in dâ Tautntrua [10]); —
„Büawäl, du sögst [11]) köâ Wöärt [12]),
„Is dâ rächt höärt [13])?"

Wennst nô sô stölz nôd täst [14]),
Und sô vôll Haumuath [15]) wäst [16]),
Räch und gschickt wäst ŏ gnua,
Und hübsch dâzua! —

Gstöärm is mâ [17]) Diânäl ă [18]),
Stei [19]) eiz [20]) und flänn [21]) dâbă [22]):
„Döß d'ŏwâ [23]) göâ ninx [24]) sögst [25]),
„Ŏb's d' [26]) mô nô mögst [27])?" —

Is denn köâ Himml meâ [28]),
Is denn köâ Hill [29]) ă meâ,
Döß i in Himml käm [30]) —
's Diânäl in d' Hill?

---

[1]) Drohend: Warte! [2]) schönes. [3]) = vergafft; verliebt. [4]) Sonntag. [5]) sind. [6]) Spielleut = Musik. [7]) Kannst. [8]) bleiben. [9]) Gestorben. [10]) Todtentruhe = Sarg. [11]) du sagst. [12]) Wort. [13]) hart; schmerzlich bedrückend. [14]) thätest. [15]) Hochmuth. [16]) wärest. [17]) = mein. [18]) = auch. [19]) Stehe. [20]) jetzt. [21]) weine. [22]) dabei. [23]) Daß du aber. [24]) nichts. [25]) sagest. [26]) Ob du. [27]) magst. [28]) mehr. [29]) Hölle. [30]) käme.

Wissat i göa sö gean,
Wea r ihrâ Schötz wiad wean;
Mia r is vön Heärzn guat —
Sögt mia mâ Bluat. —

Jägâ [1]), wirf's Bixerl um,
Läf [2]) durt zôn Wäldlâ [3]) hi [4]);
Findst ă dâ Schötzerl nöd —
Finâ [5]) köst mi. —

Spielläd spielt's lustö äf,
Schänk äng [6]) sëx [7]) Pötzn dräf [8]),
Tröfts [9]) mia nö 's rächtö Liad,
Wear's [10]) mâ nöd müad [11]).

Gi mia mâ Huaterl heă,
Döß i döch furtö [12]) weă [13]), —
Juche! mâ Schötzerl ö:
's Fränzl is dö [14]).

Diânăl möch 's Heărzerl zuă,
Kimt [15]) dâ schei [16]) Nöchbasbua;
Is göa r â fäină Hecht,
Deă dö gean mecht. —

---

[1]) Jäger. [2]) Laufe. [3]) zum Wäldchen. [4]) hin. [5]) finden. [6]) euch. [7]) sechs. [8]) drauf. [9]) Trefft. [10]) Werdet mir. [11]) müde. [12]) fertig. [13]) werde. [14]) da. [15]) Kommt. [16]) schöne.

He lustô, mâ Fixerl!
In d' Wält geiht dâ Ritt;
Und find' mâ r â Schötzerl,
Sô bring' mâ r uns mit.

Mâ Buawäl is furt,
Is äus ûwâ d' Heh';
Mög nimmâ drâ denkâ,
Dem Heärzerl thuat's weh.

Mâ Heärzerl is zrissn,
Mâ Huaterl is neu;
Wä [1]) 's Huaterl döch zrissn —
Gsund 's Heärzerl dabei.

Jetzâ r is guat um mi,
Hôt dâ Bursch 's Mänsch fûa mi —:
Ea [2]) muaß sâ Gäld âwean [3]),
Und mi höts gean.

S, C, H, schnâib' dô nôd,
Durt liegt â Stôâ [4]) — und kôâ
Träis Schötzerl kriagô nôd —
Bläib' ô âlôâ [5]).

---

[1]) Wäre. [2]) Er. [3]) ausgeben, durchbringen. [4]) Stein. [5]) allein.

Dâ Bianbâm[1]) is vôllâ Blan,
I lös mâ mân Schötz nöd wian[2]);
Dz Nöcht, Buawäl, höts gwäht[3])
Im Kâmmerl schei städ. —

Äf[4]) Wäân[5]) binö gôngâ[6]),
Äf lötâ grâân[7]) Röngâ[8]);
Äf Wäân geh' r i nö,
Weil ö 's Diânäl durt hö[9]).

Säperl hi, Säperl hea,
Röck' mâ dâ Schnäberl hea,
Lößts mia mâ Säperl gei[10]),
's Säperl is schei[11]).

---

[1]) Birnbaum. [2]) wehren. [3]) geweht. [4]) Nach. [5]) Wien. [6]) gegangen. [7]) grünen. [8]) Rasen. [9]) habe. [10]) gehn. [11]) schön.

(Siehe die, den Sitten und Gebräuchen eingestreuten Lieder.)

I. Melodie.



Bist denn du a r a Bua,
Host denn du a r a Glück,
Steiht da koa Dianal af,
Wenns a mol liegt. —

II. Melodie.



Spielleut spielts luſtö af,
Schenk eng för Potzn draf,
Tröfts ma no 's röchtö Liad,
Weats ma nöd müad.

III. Melodie.



Wennst no so stolz nöd tast,
Und so voll Houmuath wast —:
Reich und gschickt wast o gnua,
Und hübsch dazua.

IV. Melodie.



Wissat i goa so gean,
Wea r ihra Schotz wiad wean,
Mia r is von Hearzn guat,
Sogt mia ma Bluat.

Alter Ländler.

Erster Theil *).



Zweiter Theil.



*) Siehe die Schilderung eines Tanzes.


1.
2.

Neuerer Ländler.



Druck von Ernst Stange in Leipzig.



